Das liebesleben in der natur; eine entwickelung... der liebe, mit ...

Wilhelm Bölsche

STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Digitized by Google

W. Bölsche • Das Liebesleben

in der Natur • Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe

3. Folge

Digitized by Google

THIS HAS BEEN MICROFILMED BY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES,
REFORMATTING, 1991. SEE S.U.L.
CATALOG FOR LOCATION.

W. Bölsche • Das Liebesleben

in der Natur • Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe

Mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld • 1. bis

5. Tausend • Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig

1903

Digitized by Google

403365

Vorwort

Diesem Schlußbande meines Buches vom „Liebesleben" habe ich nur ein einziges kurzes Wort voranzusetzen. Das Wort Dank meinen Lesern gegenüber. Mit den geringen Ausnahmen, die in ihrer Weise auch alle berechtigt sind in dem harten Ideenkampfe unserer Tage und von niemand unbefangener begriffen werden können, als von mir selbst, — ist mein Werk von der Menge seiner Leser so vorurteilsfrei und sachlich wohlwollend aufgenommen worden, daß meine kühnsten Hoffnungen weit übertroffen worden sind. Das Fragmentarische, Unzulängliche der eigenen Arbeit ist mir verklärt worden durch die Erkenntnis, wie viele Menschen unabhängig und gleichzeitig über diese gleichen Probleme nachgedacht haben. Denn nur aus solchem eigenen Denken entspringt das, was auch das schlichteste Geisteserzeugnis erwärmt: Toleranz.

Friedrichshagen, am 18. Oktober 1902.

Wilhelm Bölsche

Digitized by Google

Inhaltsübersicht

Seite 1—21 Im alten Kloster. — Die Friedenssehnsucht unserer Zeit. — Ausgeklärter Menschheitswein. — Menschheit, du Wundertier! — Das Kloster wird zur Höhle. — Der nackte Mensch. — Die Lotosmutter des Fidus und der Affenwolf bei Konrad Gesner. — Das Wappen des Waldschratts. — Mit Gott gegen Gott. — Warum ist der Mensch nackt?

Seite 22—36 Liebe und Nacktheit. — Das Paradies und die Urheimat des Menschen. — War er ein Tropenkind? — Hat der Mensch sich selber nackt gemacht? — Das Geheimnis des Rhythmotropismus. — Warum ist der Mensch nicht bunt wie ein Basilisk? — Liebe allein langt nicht.

Seite 37—89 Die Eiszeit macht nackt. — Der Stern in der Eisspalte. — Winterliebe. — Tierwanderungen vom Pol. — Das Paradies der Tertiärzeit. — Schauer der Eisriesen. — Wie der nackte Mensch plötzlich da ist. — Am Rhonegletscher. — Die rote Farbe im prähistorischen Kulturrest. — Also er war schon nackt! — Vom ersten Schneider. — „Werkzeug-Haar." — Ein Eskimo-Idyll. — Was die Laus uns lehrt. — Nacktheit als Ideal. — Vom glatten Jakob und vom rauchen Esau. — Wie nun die Liebe doch noch eingreift. — Philosophie der Schamhaare. — Das Moschustier. — Liebesduft der Schmetterlinge. — Frauenhaar und Mannesbart. — Die älteste Völkerwanderung. — War der Urmensch ein Zwerg? — Bestialität und Kultur. — Eine Bakairi-Epoche der Menschheit voll Heiterkeit und Kunst. — Der nackte Mensch wird zum erotischen Menschen. — Ein neues Problem im Liebesleben.

Seite 90—101 Nacktheit und Schamgefühl. — Worin der Mensch nichts voraus hatte. — Körperstellung und Liebe. — Vom Vogelei zum Beuteltier. — Nest und Kinderwiege. — Titania als Geburtshelferin. — Selbsthilfe der Menschenmutter. — Das Problem der Nabelschnur. — Der Mensch beginnt beim Schamgefühl.

Seite 102—128 Das Feigenblatt. — Zweierlei Nacktheit. — Erotische und nicht erotische Entblößung. — Das Feigenblatt als Signal. — Hochzeitskleider der Tiere. — Die Lockerung der Brunftperioden beim Menschen. — Das Schamsymbol des Eskimo. — Die Scham als Entrüstungsakt vor Unlogik. — Das Erröten. — Das Erotische hat „seine Zeit". — Schamsignale nackter Völker. — Livingstone und die nackte Negerkönigin. — Der Baumwollfaden des Bakairi. — Zur Philosophie der Beschneidung. — Die Beschneidung der Mädchen. — Das Uluri der Bakairi-Frauen. —

Digitized by Google

Nutzen eines wirklichen Scham-Verschlusses. — Wie der Bakairi sich maskiert.

Seite 129—145 Die Angst vor der Nacktheit in der Kultur. — Vom Schamsignal zur Schamhülle. — Die Badehose wächst über den ganzen Leib. — Erotisch und nackt wird identisch. — Untergang der öffentlichen Nacktheit. — Das Problem des „unerotischen Menschen". — Die Idee des Cölibats. — Wie die Kunst eingreift und den nackten Körper zurückverlangt. — Kampf um das Ideal des Nackten. — Absturz in unserer Zeit. — Niedergang der Frauenschönheit. — Der alte Vischer und die Nacktheit in Kleidern. — Die Idee des Korsetts. — Schreckbilder aus der Badeanstalt. — Die Rettung durch nackte Gymnastik. — Was die Kunst schon konnte. — Was die Wissenschaft kann. — Was wir wieder lernen müssen. — Das Hemmnis der Unbefriedigten. — Sieg des Menschheitsgenius.

Seite 146—153 Unschuld und Ehe. — Die Mohamedanerin. — Das erotische Privilegium. — Individualismus und erotische Nacktheit. — Feigenblatt und Sicherheitsschloß. — Die Idee des Jungfernhäutchens. — Schrecken der Infibulation. — Woher kam die Ehe?

Seite 154—166 Die fünf Stufen zur Ehe. — Alter der Ehe. — Der Häuptling auf Ceylon urteilt. — Das Tier als Erfinder. — Der Einzelakt. — Der wiederholte Akt. — Die Brunstperiode. — Individuelle Wahl. — Jungenpflege. — Wiederfinden in der nächsten Brunstperiode. — Die Ehe der Vögel. — Entwickelungsgeschichte des Nestbaues. — Solidaritätsgefühle. — Eine Novelle vom Rotkehlchen.

Seite 167—179 Von der Zeit-Ehe zur Dauer-Ehe. — Der Liebesroman des Maulwurfs. — Die eingesperrte Braut. — Es lebe der starke Mann! — Auf den Klippen im Beringsmeer. — Liebesabenteuer der Seebären. — Das Junge vom vorigen Jahr. — Triumph des Wiedererkennens.

Seite 180—208 Der Zusammenstoß der Ehe mit den außerehelichen Sozialverbänden. — Der Frauenverband der Fledermäuse. — Soziales von den Wiederkäuern. — Die Weiberprozession der Grunzochsen. — Die Doppelherden der Steinböcke. — Der Anführer bei den Mufflons. — Wie sich die Bisons in der Brunst ordnen. — Entwickelungsgeschichte der Polygamie. — Der Affen-Pascha. — Der Begriff des „Besitzes" in der Ehe. — Die Frau als das ursprünglich stärkere Geschlecht. — Die Sozialisierung der Kinderpflege bei den Pinguinen. — Die Elefantenherde und die Gefahren der Inzucht. — Der „Herumstreicher".

Seite 209—228 Männerklub, Totemismus und Mutterrecht. — Der Mensch als soziales Tier. — Das Männerhaus der Bakairis. — Vom Klubmädchen im Männerhause. — Das Mädchenhaus. — Die Sippen der Irokesen. — Das Ehegesetz gegen die Inzucht. — Bärenmann heiratet nur Büffelmädchen. — Wohin gehören die Kinder? — Das Totem der Mutter. — Ein Kapitel vom

Digitized by Google

Mutterrecht bei Aeschylus. — Athene und die Parthenogenesis. — Embryologische Bedenken.
Seite 229—238 Das Männerkindbett. — Im Aquarium. — „Der Vater." — Vom Seehengstchen. — Wundersame Kunde von der Geburtshelferkröte. — Die Nasenkröte schluckt ihre eigenen Jungen. — Der Bakairi-Vater als Wöchner. — Baskenbräuche in den Pyrenäen. — Die mystische Rehabilitierung des Vaters.
Seite 239—252 Brautraub und Brautkauf. — Der romantische Ritter. — Räuberpoesie. — Wie viel Ochsen das Beschnauenmädchen wert ist. — Jakob und Rahel. — Der alte Steller bei den Itelmänen. — Der Schweinehirt und die Prinzessin. — Liebesfreiheit für die Jugend. — Die Probe-Ehe der Bauern. — Komm-Nächte.
Seite 253—267 Naturgeschichte der Prostitution. — Das Junggesellenmädchen und das Ideal des Flötenhauses. — Mittel zur Konzeptionsverhütung. — Sittlicher Standpunkt dazu. — Das Flötenhaus im Kampf mit der Ehe. — Die sterile Lustameise als menschlicher Versuch. — Logische Widersprüche des Prostitutions-Versuchs. — Entstehungsgeschichte der moralischen Verachtung. — Der Standpunkt der Tragik. — Idee eines idealen Flötenhausmädchens. — Houri und Walküre. — Wird die Ehe auch das besiegen?
Seite 268—284 Der Traum von der freien Liebe in der Urzeit. — Von Rousseau zum Sozialismus unserer Zeit. — Alle Frauen allen Männern. — Die Ehe als ein Produkt des Privatbesitzes an der Frau. — Das Ende der Freiheit der Frau. — Wie die Frage richtig gestellt werden muß. — Verhängnisvolle Verwechslungen. — Das jus primae noctis. — Das religiöse Opfer der Jungfrauschaft.
Seite 284—290 Der moderne Befreiungskampf der Frau. — Die Beziehungen zwischen Intellekt und physischer Kraft. — Körperliche Degeneration des Weibes. — Ursprüngliche Doppelkraft der Frau. — Frauengymnastik. — Wie das Weib wieder „echt" werden kann. — Folgen für den Geist. — Ein neuer Frühling des Intellekts. — Das Evakindlein der Liebe und das Jesuskindlein des Geistes.
Seite 291—304 Die letzte Entscheidung über die Ehe. — Sein oder Nichtsein ohne historischen Hintergrund. — Das Los der Ehe als Schutzgenossenschaft. — Triumph des Sozialen. — Aber die andere Seite. — Gegensatz des Sozialen und Individuellen. — Individualisierte Liebeswahl. — Imponderabilien des Individuellen. — Individuelle Wirkungen auf das Kind. — Triumph der Ehe im höchsten sozialen Ideal.
Seite 305—334 Der Kampf der Liebe mit der Phantasie im Menschen. — Jede Entwickelung hat ihr Gespenst. — Phaethon will die Natur meistern. — Phaethonfahrten der Liebe. — Der Gespensterzug. — Das Martyrium der Menstruierenden. — Todesangst vor Zwillingen. — Orakel der Schwangeren. — Die bösen

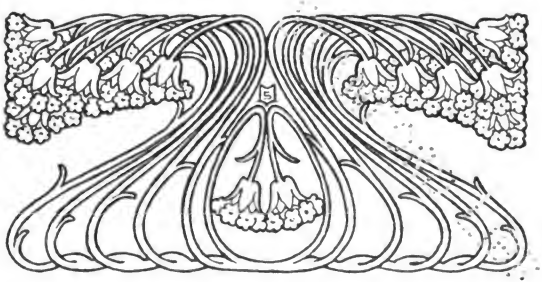
Digitized by Google

Geister des Wochenbetts. — Der Adlerstein. — Mysterien der Nachgeburt. — Ištar und Astarte. — Das Liebesopfer im Tempel der Mylitta. — Die Orgien von Hierapolis. — Säulenheilige. — Nara-Lingam und Nari-Nahamam, die indischen Zeugungsgötter. — Die Geburtsgottheiten der Römer. — Liebeszauber der Beden. — Apulejus. — Der Frosch im Ameishaufen im Spreewalde. — Liebesrezepte. — Der Glaube, daß die Gebärmutter ein Tier sei. — Votivkröten in der Kirche. — Die Sage von der schönen Lilith. — Teufelsliebschaften. — Die Chippewayindianerin mit dem Modell ihres toten Mannes. — Die Knochenträgerin. — Eine Totenhochzeit in China. — Erlösendes Lächeln. — Wie Phaethon wirklich fahren lernt. — Das Wort „natürlich" ist größer als aller Spuk.

Seite 335—350 Der Kampf der Liebe mit dem Tiefsten des Lebens, dem Bazillus: die Syphilis. — Die drei großen Imperative. — Vom „Objekt" in der Liebe. — Eine Geschichte vom grünen Süßwasserpolypen. — Einzellige Wesen hausen in einem vielzelligen Tier. — Liebesbahnen, die sich kreuzen. — Der Kobold. — Goethes Syphiliselegie. — Ein Entscheidungskampf unseres Planeten. — Syphilis und Prostitution. — Sieg der Forschung über den Kobold.

Seite 351—390 Der Kampf der Liebe mit dem Höchsten des Lebens, dem Menschengeist: Überwindung der Askese und des Pessimismus. — „Friede auf Erden!" — Die Weltliebe und der Weltzweifler. — In der Wüste. — Die Visionen des Asketen. — Fluch der Liebe! — In der Weltstadt. — Der pessimistische Denker. — Weltanschauung wider Liebe. — Kraft der Menschheit, ihre Ideen zu realisieren. — Zwei Arten des Pessimismus. — Der dualistische Pessimismus. — Welt und Nirwana. — Bedingte Erlösung. — Liebe als Satan. — Der absolute Pessimismus. — Sinnlose Welt. — Keine echte Entwickelung. — Zufall. — Rad-Theorie. — Sittlicher Bankerott in der Liebe. — Persönliches Bekenntnis. — Der „verruchte" Optimismus. — Kritik des Ignorabimus. — Der Standpunkt des „Geheimnisses". — Heraufgang der uns bekannten Welt. — Das Gesetz von der Erhaltung des Harmonischen. — Milderungen des Schmerzes. — Kritik des Zufalls. — Was ist die „Natur"? — Natur nicht bloß Kraft und Stoff, auch Goethe und Beethoven. — Uranlagen. — Was das „Mechanische" ermöglicht. — Zukunftsträume. — Anpassungsmöglichkeiten des Lebens. — Unzerstörbarkeit aller individuellen Wirkungen. — Das Gesetz der Steigerung. — „Auge um Auge, Zahn um Zahn." — Die Weltthat der Liebe. — Christusstufe der Natur. — Welterlösung. — Die Liebe höret nimmer auf. — Vom Waldschratt zur Madonna. — Sehnsucht.

Digitized by Google



In altem Klosterraum eine stille Bücherei. Vor der tiefen schweren Wölbung schwebt das Licht der roten Ampel wie in einer Wolke. Hinten windet sich die krumme Wendeltreppe empor und die Stufenbäuche, vom Halbglanz eben geweckt, gleichen den Schuppenringeln eines dicken Lindwurms, der seinen Kopf schon in die Decke gestoßen hat. Durch die Zickzackscheiben des hohen Fensters ein Fleck Schnee und ein Blitz Sterne.

Ein bischen riecht es noch nach Gespenstern hier, — gestorbenen, ausgeräucherten Gespenstern. Aber die Goldtitel der Bücher auf den Regalen dort haben schon zu helle Augen.

Bücher haben Augen. Manchmal in solcher einsamen Stunde ist mir, als sei so ein Buch schon ein höherer Organismus als wir. Eine Entwickelungsstufe der Natur, die vom Menschen sich schon nach oben losgerungen, ihn überboten hat. Nimm diese Bücher fort, — was ist der Mensch? Ein Haufen kleiner Kinder, die wieder zu Wilden werden. Ein Idiot ohne Gedächtnis. Alles, was er ist, ist hier aufgesaugt, und was er neu schafft, schafft er, damit es in dieser höheren Ordnung lebe, über seine Vergänglichkeit hinaus lebe.

Und wie stark uns das heute oft wieder packt: die Sehnsucht nach solcher stillen Klosterzelle. Eine rote Ampel und ein goldener Wein und diese weisen Bücheraugen der Jahr-

Digitized by Google

tausende. Da liegt die Menschheit, selbst so reinlich abgezogen wie auf kühle Jahrgänge eines Kellers. Du bist mit ihr allein. Stille rings, als ruhe alles Gären und Begehren für eine Geisterstunde. Nur der ausgeklärte Trank des Vergangenen stößt, wenn du daran hinschreitest, bisweilen mit einem leisen, tiefen Laut ans Faß. Draußen der Schnee, in dem jeder rohe Ton stirbt. Und die Sterne, die auch nur reden, wenn alles ganz still ist. Und eine gute altmodische Treppe zum Schafgemach hinauf, — wenn du müde wirst, — wenn es spät wird, — wenn es Zeit wird . . . .

Weißt du, was im Begriff des Klosters immer wieder an hohem Sinn gesteckt hat? Die Idee einer großen Verdauungsanstalt. Wir hören so viel heute von der Brotfrage. Aber es liegt eine unheimlich tiefe Bedeutung auch in der Verdauungsfrage. Denk dir die Menschheit, über die eine ganze Kulturepoche mit ihrem rasenden Tempo hingestampft war. Etwa die alte babylonisch-ägyptische. Oder die griechische. Oder Rom und Christus und die Völkerwanderung. Oder gar das alles hintereinander. Was hatte das Gehirn essen müssen. Es brauchte notwendig eine Anzahl Jahrhunderte Verdauungspause. Unsere letzte war die, an die wir den geläufigen Begriff des Klosters knüpfen. Der Mensch in der Zelle, unter der Ampel, der nicht handelt, sondern verdaut. Geistig verdaut er. Gerade darum mag er sich körperlich pflegen. Darum geht vom Kloster ein Atem aus von Forellen und altem Rheinwein. Man ahnt, daß die Menschen ein Jahrtausend lang nervös gegessen hatten, wie einer, der auch bei der Mahlzeit im Trubel steht. Jetzt essen sie auch physisch wieder mit Ruhe, weil der Geist ausruht. Und eines Tages, wenn der Magen oben und unten endlich völlig in Ordnung ist, erwacht das Handeln wie ein urgesunder Appetit von selbst wieder. Eines Tages setzt so ein Mönch sich hin und malt über seine Zellenthür einen Heilandskopf, wie er der höchsten Kunstblüte der Antike nicht gelungen wäre. Ein Dom-

Digitized by Google

herr zu Frauenburg klappt das letzte Blatt seines Ptolemäus um, nachdem er ihn endlich ganz ausverdaut hat, und zeichnet auf die freie Schlußseite einen Punkt: die Sonne, und einen Kreis darum: die Erdbahn. Aus diesem Punkt und Kreis bricht eine neue Weltanschauung.

Seitdem ist die Zeit wieder so wirbelnd schnell gelaufen. Unsere geistige Riesenfütterung steht uns aus dem Munde wie den Knaben Max und Moritz ihr letztes gestohlenes Hühnerbein vom Topf der Witwe Bolte. Wo wird sich unser Kloster bauen?

Laß uns im Geiste wenigstens schon in solcher Zelle sein bei unserem letzten Gespräch von der Liebe.

Noch liegt uns ob, eine Reihe Jahrgänge Menschheitsliebe zu proben. Hinter jedem Faß steht sein Jahr. Dieses Jahr ist Frühling mit wilden Knospen, ist sinnberauschender Rebenduft. Aber es ist auch Hagelschlag und blaue Blitze. Doch in der Klosterzelle ist's Ruhe, klarer Trank. Hebe den alten Römer gegen das Licht . . . . das schäumt nicht mehr, — ausgeklärtes Menschengold. Es liegen Gespensterfässer dabei, unheimliche, schwarze, die Fässer aus den Kometenjahren, da schreckhafte Gestirne ihre ungeheuren Schwänze über den Himmel der Menschheitsseele schleppten. Ist aber auch alles hin, und der Wein ist rein. Es sind der Fässer so viele. Wir können nicht alle öffnen. Nur die seltsamsten noch, die mit den ganz großen Nummern und Schnörkeln, — auf Stichproben.

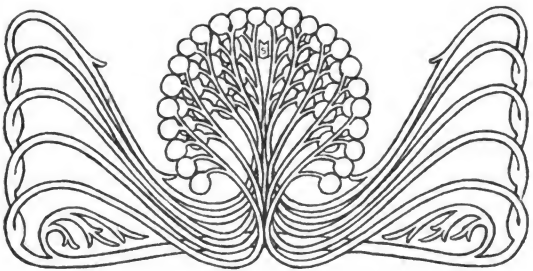
Menschheit, — Wundertier! Was sind gegen dich alle Sterne, Ichthyosaurier, Spinnen und Bandwürmer. Du bist in allem die Krone. Im Licht und in der Rappeligkeit. An deiner ungeheuerlichen Phantasie hat es nicht gelegen, daß der Liebeskahn nicht zum Schluß auf diesem blauen Weltenmeer noch zum regelrechten Narrenschiff geworden ist. Aber auf diesem Narrenschiff saß in all deinen Jahrtausenden ein stiller, vermummter Steuermann: das größte, tiefste Zauber-

Digitized by Google

kind deiner Phantasie selbst: — deine Sehnsucht. Und mit ihr bist du tausend und tausendmal immer doch wieder im Paradiese gelandet.

Menschheit, du goldener Trank, du Sternenextrakt, Sternenblume, — Nachtwandlerin du auf den grauen Fäden der uralten unsichtbaren Schicksalsspinne, — laß mich aus dieser deiner eigenen Paradiesesschau mein letztes Kapitel von dir erzählen . . . .

Digitized by Google



Wie der rote Ampelſchein über die alte Decke da oben glüht, erſcheint ſie ſchwer wie eine ſteinerne Hand, die deine Welt im Engen hält. Und doch iſt das gerade das rechte Bild.

Eine enge Höhle iſt dieſe Zelle hier, das Fenſter der Höhlenausgang, in dem genau noch ein Stern blinkt. Immer, wenn du ein menſchliches Haus heute noch anſchauſt als reines Naturprodukt, ſo, wie man einen Korallenbau oder eine Muſchelſchale beſieht, hat es dieſen Höhlencharakter. Uraltes Erbe ſteckt darin. Als wirkliches Höhlentier hat der Menſch begonnen. Typiſche Höhlentiere leben heute noch als berufene und unberufene tieriſche Gäſte bei ihm: die Eule und die Taube und die Fledermaus. Als er ſich zum erſtenmal ein Haus aufzimmerte, war es nur das Modell der alten Höhle, das er hinwarf, er hatte nichts beſſeres.

In ungemeſſenen Zeiträumen bilden ſich in der Meerestiefe Lager von Kalk. Korallentiere bauen ihre Kalkburgen als Riff empor. Muſcheltiere häufen ihre kalkigen Schalen. Als beſtändiger feiner Kalkregen rieſeln aus der ganzen Waſſerſäule des Ozeans unabläſſig die mikroſkopiſch kleinen Gehäuſe einzelliger Urtiere nieder zum Grund und legen ſich zu kalkigem Schlamm übereinander. Nun bewegt ſich die Feſte unter der Flut. Die alte Erde verdichtet ſich, ihre Rinde ſinkt nach, Waſſer ſtrömt ab in neue Tiefen und hier

Digitized by Google

und dort erscheint der ehemalige Seeboden als freies Hügelland. Seine Kalklager sind jetzt festes Kalkgestein, um das der Wind rauscht und die Himmelstropfen sprühen. Das Regenwasser sammelt sich auf der freien Fläche. Bei den Bewegungen der Erdrinde ist ein Spalt eingerissen in dem uralten Korallengrund. Da schießen jetzt die Tröpfchen des Himmelsquells nach. Und mit den Wasserperlchen kommt Kohlensäure. Sie löst den Kalk der Spaltenwand chemisch auf, erweitert so die Öffnung, schafft dem Wasser freiere Bahn. Die Jahrhunderte ziehen und aus dem Spalt wird eine Höhle. Der Quell, der sie gefressen, durchrauscht sie, nachdem er sich tief am Kalkhang des Hügels eine Pforte gebrochen, die ihn wieder ans Sonnenlicht, in den grünen Wald entläßt. Mystisches Dunkel herrscht da drinnen. Nur die Tropfen fallen von der Wölbung, und indem jeder etwas gelösten Kalk mitführt und fallend absetzt, wachsen von der Decke dem Boden und vom Boden der Decke zu gespenstische Zacken, die sich zu suchen scheinen, Stalagmiten und Stalaktiten, ein phantastischer Kalkwald in der Finsternis. Der Bär und die Hyäne entdecken eines Tages den Eingang und machen es sich gemütlich im Höhlenbauch. In ungezählten schwärzlichen Ballen hängen sich dunkelliebende Fledermäuse wie Früchte an die Stalaktiten-Vegetation.

Aber die Stunde ist erfüllt — und es kommt das Wesen der Erfüllung: der Mensch. Roter Herdschein erhellt den Schacht, daß die Fledermäuse entsetzt herabtaumeln, und vor dem brennenden Ast flüchtet quäkend die Hyäne. Ein Steinpfeil durchs Auge hat den Bären erlegt, sein Pelz liegt auf der Kalksohle als erste Divandecke. Auf die Wand sind mit kindlicher Kunst groteske Tierbilder gekratzt: Mammute mit krummen Stoßzähnen, Steinbock und Wildpferd. Und um das schwehlende Feuer bewegen sich nackte Gestalten, — Gestalten eines Wesens vom Säugetiertypus, mit den Händen des Affen, aber zugleich mit Gehfüßen, aufrecht schreitend, ohne daß die

Digitized by Google

Arme den Körper in der verrenkten Stellung des Gibbon balancieren müssen, der Schädel prachtvoll gewölbt, — wie beim Gibbon und Orang hinten kein sichtbarer Schwanz, — aber das Fell nahezu ganz nackt. Mann und Weib streng geschieden nach dem Gesetz aller höheren Tierentwickelung, mit dem Geschlechtsapparat der obersten Säugetierstufe. Aber nackt sie beide. Schemenhaft fällt ihr Umriß als Schatten auf die Kalkwand: scharf stellt sich die rein herausgearbeitete Körpersilhouette vom Halse an abwärts dar ohne die schwankende Umrißlinie des deckenden Pelzes oder Federkleides wie bei dem Bär oder der Höhlentaube. Wenn er sich an der Taube mißt, dieser Mensch, so steht er wie gerupft da.

Der nackte Mensch.

Ein Zauberseſam des Märchens ist dieses Wörtchen „nackt".

Je nach dem Geistesklang, den ich ihm gebe, reißt es verschiedene Thore auf. Ich spreche es aus: und die Association der Ideen stellt sich ein: kalt. Unbekleidet, ausgezogen im nordischen Klima, — frierend. Ich gebe ihm einen anderen Sinn — und es heißt Kunst. Der nackte David des Michelangelo, der nackte Hermes des Praxiteles steigen auf. Aber eine dritte Bedeutung will alle anderen verschlingen. Ein heißer Atem haucht von dem Worte her. Für unsere Kulturwelt ist es ein erotisches Wort, in seiner Allgemeinheit und doch plastischen Sinnfälligkeit das stärkste von allen.

In weit getrennte Linien scheint das auseinander zu laufen. Und doch ist der schlichte Associationsapparat unseres Gehirns dabei eine wunderbar zuverlässige Maschine.

Einst, in seltsamen Tagen des Menschheitsdenkens, als die mittelalterliche Scholastik im Anschluß an Aristoteles alle Welträtsel lösen zu können glaubte in ein kleines Rechenexempel hinein, hat der Spanier Raimundus Lullus eine philosophische „Gedankenmaschine" als äußerlichen Apparat konstruiert. Die Idee war eigentlich köstlich. Man setzte eine Frage ein und ließ die Räder schnurren. Wie im Kaleidoskop

Digitized by Google

ordneten sich auf ein bestimmtes Wort hin die Begriffsworte der Maschine untereinander und die Lösung erschien schwarz auf weiß gleich der Ziffer in den allbekannten Zahlapparaten unserer Warenhäuser. Das Lachbare dabei war nur die Winzigkeit dieser paar scholastischen Begriffsschachteln, in die jedes Welträtsel sich sofort einspannen sollte. Wäre die Maschine des braven Lullus groß und reich gewesen wie die Welt, so hätte sie in Wahrheit auch alle Fragen dieser Welt beantwortet. Denn in ihrem Wesen ist die wahre Welt, ist der Kosmos eine solche Maschine, wo alles klappt. Aber noch etwas engeres hat des Lullus genialbrutaler Versuch wirklich ahnend berührt: nämlich den Assoziationsapparat unseres eigenen Gehirns. Auch da fällt kein kleinstes Wörtchen hinein, ohne daß automatisch allsogleich die Radstreifen sich zu drehen beginnen und ganz nach des Lullus Methode eine Reihe anderer Worte darunter bringen. Und wer etwas in den Tiefen der Dinge zu lesen versteht, der merkt oft genug, daß es sich auch hier um ein geheimes Frage- und Antwortspiel handelt. Ich werfe das Wort „nackt" hinein und alsbald erscheinen die drei ausgespielten Merkworte: kalt, schön, Liebe. Ohne mein Zuthun hat mein Gehirn hinter das Einsatzwörtchen ein Fragezeichen geschmuggelt. Und nun wirft es mir drei Antworten hin. Weiß ich sie zu verknüpfen, so habe ich den großen Weg zur Lösung, zum tiefen Sinn meines Wortes selbst.

Noch einmal laß den Menschen vor dir auftauchen auf der Höhe seiner tierischen, seiner kosmischen Entwickelung. Wie wir ihn, einem voraufeilenden Schatten erst nur seiner Menschenexistenz gleich, haben heraufkommen sehen durch die ganzen Zeitäonen von jenem kambrischen Urstrande unserer Erkenntnis an. Bis endlich der Gibbonaffe vom Baum springt, die Erde wieder berührt; und die ersten Werkzeuge schafft. Noch einmal sieh ihn da oben stehen, den Menschen der Menschheitswende, genau auf dem Grenzkamm, hinter ihm im Blau versinkend unendliche Tierheit bis in Sternennebel — —

Digitized by Google

und vor ihm plötzlich, durch den zollbreiten Schritt über die Wasserscheide gegeben, das morgenstille, taufrische Neuland der Kultur.

In dieser Morgenstunde ohne gleichen, an diesem Weltentdeckungstag, gegen den der Guanahanimorgen des Kolumbus zu einem winzigen Idyll zusammenschmilzt, — da hat der Mensch körperlich noch ein letztes erlebt, in dem symbolisch zugleich die Tierverkleidung noch einmal von ihm abfiel wie ein wirklicher Rock und zu diesem Abfallen schon Geistesleistungen höherer, kulturhafter Art mitwirkten, — mitwirkten in eine letzte organische Umbildung noch gerade hinein.

Wenn in der Dichtung Homers sich die Dinge nach unendlichem Aufbau endlich zur höchsten dramatischen Spannung zuspitzen, dann verklärt die hilfreiche Hand seiner Schutzgöttin auch persönlich den Körper des Helden, das rauhe Bettlergewand schmilzt wie ein Nebelrauch und über die Glieder fließt wie Salböl strahlende Heldenschönheit. Im Epos der wahren Weltgeschichte stecken die hilfreichen Göttinnen in Alraunengestalt, sie erscheinen als Erdachsen, Vulkane, Eisgletscher, Bazillenwolken und verwandte hübsche Sachen. Aber sie heißen auch Gehirn und Sehnsucht, Kunst und Kulturkraft — und Liebe. Und auch sie haben zu gewisser Stunde, ohne Theaterpomp, aber unvergänglich sichtbar in alle Folge hinein, ihren Helden verklärt, haben von ihrem Meisterwerk die Arbeitshülle gezogen.

Ein Liebesproblem allerersten Ranges, stellt sich uns die Nacktheit des Menschen dar, — das erste Problem zugleich, mit dem seine Liebeswallfahrt im engeren einsetzt.

Auf den schwarzen Klostertisch hier lege ich dir zunächst ein einzelnes modernes Kunstblatt und einen alten schweinsledernen Folianten.

Digitized by Google

Das Kunstblatt ist von Fidus. Da siehst du im grünen Raume schwebend das Weltenei. Sinnig hat des großen Künstlers Hand es geöffnet und im Hohlraum der geteilten Schale aus der alten Wasserwiege die heilige Lotosblume des Lebens sprießen lassen. Schützend wie eine Mauer vor profanem Blick spannt sich hinter der Blüte ein großes Pflanzenblatt empor. Denn es schützt ein liebliches Geheimnis. In den Staubfäden der entfalteten Seerosenkrone sitzt ein zierliches junges Menschenweib. Ein Kindlein liegt in seinem Schoße, — das uralte, ewig junge Mysterium: Menschenmutter und Menschenkind. Ihre Augen sind bei dem Kinde, die Hände zusammengedrückt nicht wie im Gebet der Sehnsucht, sondern in der überwältigenden Wonne erfüllten Weltenglücks. Es ist da! jauchzt der ganze junge Leib, — das unfaßbare Geschenk aus dem ewig Verborgenen heraus ist da! Woher? Über ihrem Haupte glüht es wie eine segnende Sonne: die ewige Schaffenskraft der Natur, — wie eine große wunderbare Zeugung umströmt, durchfließt sie das leise abwärts rinnende Licht.

Diese Menschenmutter ist nackt. Nur vom Scheitel rollt ihr das weiche Gelock bis auf die Schultern herab. Das liebe Köpfchen des Kindes hüllt den geweihten Heimatboden, dem es entblüht ist, mit dem dunklen Fleck seines eigenen Haars.

Wunderbar ist in diesem Bilde der Ausdruck des Natürlichen, fruchtbar Schaffenden gepaart mit dem höchsten Zauber menschlicher Reine und Unschuld. Nur für einen Moment des Lichtes hat sich diese Gruppe sehen lassen. Der leiseste Schatten eines unreinen Gedankens heranstreifend — und die Lotosblätter werden sich trotzig schnell über ihr zusammenfalten wie die grünen Fiederzeilen am Mimosenzweig. Und durch die verschlossene Blüte nur wird es nachflammen wie ein tiefes, immer tieferes Purpurrot, — die Röte der Scham. Und ganz in die Wassertiefe wird die Knospe zuletzt hinabtauchen, den Schauer der unedeln Berührung in der heiligen Kryſtallflut wieder von sich abzuwaschen.

Digitized by Google

Wie der Schatz im Märchen liegt die menschliche Nacktheit in solchem Bilde, aufgeschlossen für einen Göttermoment und jäh versinkend vor dem geringsten profanen Wort. Für das rinnende Licht, für den heiligen Segen der Zeugung taucht sie auf einen Augenblick auf. Auf taucht sie, damit die Kinderknospe sich von ihr ringe. Dem Munde des Kindes, dem reinen, erschließt sie ihre unverhüllte Brust. Und dem Jubelgebet der Hingabe an die ewige, sternenweite, dauernde Welt gibt sie sich nackt, — den reinen Sternen, von denen die Billionenmeilenfernen des Raumes jede Trübe, jede Schlacke gelöst . . . .

Der alte Foliant, den ich hierneben gelegt, stammt vom Jahre 1606.

Es ist in Wahrheit ein altes Klosterexemplar.

Nachdem die Tierkunde wie alle Naturforschung lange im Verdauungsschlaf gelegen, wachte sie im sechzehnten Jahrhundert mit Nachdruck auf. Der Doktor Konrad Gesner zu Zürich schrieb um des Säkulums Mitte ein Riesenwerk in gewichtigen Folianten über Tierkunde, mit dem Fleiß des Polyhistors, aber auch selbst umschauert vom Geiste schon einer neuen, gekräftigten Zeit. Von diesem Monumentalwerke erschien wenig später ein deutscher Auszug, der mit seiner derb volkstümlichen Sprache heute als echter „Gesner" zitiert zu werden pflegt, obwohl verschiedene deutsche Bearbeiter sich erst zwischen den und seinen vornehmen Lateintext geschoben haben. Unser Band ist das „Tierbuch", also die Säugetiere, verdeutscht von einem zweiten Schweizer Doktor der Zeit, dem „Herrn Konrad Forer". Köstlich die Holzschnitte, köstlich der Text. Es war in vielem noch eine arge Fratzenwelt, was die Leute damals als „Tiere" schauten. Gottes humoristisches Kabinet oder auch seine Schreckenskammer, je nachdem. Wie eine gespenstische Prozession aus der Arche kommt das Tiervolk daher. Mit den Gerüchten vom Orang-Utan mischen sich noch die antiken Sagen von den Satyrn — Geißmännlein hier genannt — und die deutschen

Digitized by Google

Waldschratte und Geister des „Hirselberges bei Isenach". Neben den Urochsen, die heute schon ausgestorben sind, trabt vergnüglich das Einhorn, das nie gelebt. Albrecht Dürer zeichnet nach fremder Überlieferung das Rinozeros hinein, zu Ornamentlinien stilisiert. Inmitten dieses lustigen Spuks aber nun auf Blatt 158 ein ganz absonderlicher Gast.

Als „Affenwolff oder Berwolff" wird er vorgestellt. Und dann heißt es von ihm: „Dieses Thier ist mit großem Wunder gen Augspurg gebracht und gezeigt worden deß 1551 jahrs. Wirt gefunden in den grossen einödinen deß Indianischen landß, gar selten. An seinen füssen hat es finger als der mensch, und so man im deutet so keert er den arß dar . . . Ist von natur freudig, vorauß gegen den Weiberen, gegen welchen es sein freudigkeit viel erzeigt."

Ein Blick auf das Bild und der eigentümliche Herr ist trotz der dreihundert Jahre Abstand legitimiert. Es ist der große Affe des Kongogebiets, den wir Mandrill nennen.

Wo der große Äquatorstrom, der für unsere Tage den alten Sagennil in der Romantik abgelöst hat, den dunklen Kontinent in kühnem Bogen durchquert, da hat im Urwald die Natur ihr Meisterstück geschaffen an grotesker Scheusäligkeit des Affentypus. Dem schutzlosen Menschenmädchen auf einsamem Pfad stürzt sich ein meterlanger, stiernackiger, kurzbeiniger Gnom entgegen, der Kopf ungeheuerlich groß, das Gebiß fletschend, in den Armen eine herkulische Kraft, die es mit dem Panther aufnähme. Am Leibe dieses Waldschratts wechseln Behaarung und Nacktheit in einer Weise ab, daß der Eindruck des koboldhaft Scheußlichen erst auf den Gipfel gebracht wird.

Den größten Teil des Körpers deckt ein echtes affenhaftes Haarfell, meist schwarzgrün, bloß am Bauche heller und am spitzen Kinnbart, der fratzenhaft mit dem steil sich sträubenden Schopf kontrastiert, zitronengelb. Aber entblößt, offene Nackthaut sind das Gesicht und sein Gegenpol, die rückwärtige und Geschlechtsgegend. Und gerade auf diese Nackteile jetzt scheint

Digitized by Google

ein toller Pinsel die grellsten impressionistischen Farbeneffekte in dicksten Klatschen aufgemalt zu haben. Die Nase ist schreiend blutrot wie eine aufgenagelte Stange Siegellack. Rechts und links wie zwei Flügel die Backenwülste vorgepustet und auf jedem ein Farbklatsch Kobaltblau, fettig dick, daß man ordentlich die Ölfarbe abkratzen möchte. Die gleiche Palette aber ist etwas verschwommener von hinten gegen den Leib des Schratts gehauen: Geschlecht und After in die pure Siegellackröte hinein, die dicken Schwielen des Gesäßes in ein Gemisch aus Rot und Himmelblau.

Es ist keine künstliche Malerei in Wahrheit, — die Farben sind „angewachsen" an die nackte Haut. Aber das Gehirn des Kobolds hinter diesen schiefen, versteckt glühenden Satansaugen weiß wenigstens ganz genau darum. Um beide weiß er, — die hinten und die vorn. Und die da hinten wertet er in ganz bestimmtem Gedankengange offenbar höher als die da vorn. Ganz richtig hat der alte Tierfreund des Klosterfolianten beobachtet: wenn er einem Weibe gefallen will, so kommt er rückwärts daher und entfaltet die Farbenskala dieser Körperwende als das Bestimmende. Dabei ist er, wohl bemerkt, ein uralter Darwinianer in der Praxis: ihm verschwimmt der Unterschied zwischen Affenmaid und Menschenmaid. Sitzt er, vom Menschentier zur Schaustellung gefangen, im Käfig und es naht sich eine Menschin, so verfährt er nach seinem Brauch. Ein junger Mandrill, der sich im Spiegel sah, spintisierte eine Weile, was das sei. Dann schien ihm ein Licht aufzugehen, ob's nicht ein zweiter Affe und am Ende ein weiblicher sei, — und urplötzlich sah ihn der Beobachter sich wenden und dem Spiegelbilde sein unheimliches Rückspektrum zukehren.

Was wir Scham nennen, kennt er dabei nicht. Seine Liebesgedanken gehen sogleich aufs Ganze. Du erinnerst dich unserer alten Unterscheidungen der Distanceliebe und Mischliebe. Sobald das erste raumüberwindende Organ seiner Distance-

Digitized by Google

liebe, das Auge, das verwandte Wesen anderen Geschlechtes, die ihm fehlende zweite Hälfte des Liebesindividuums, erfaßt hat, drängt ihn alles im geraden Wege der Naturſehnſucht zur Miſchliebe, die den Trennungsraum auf das Minimum herabſetzt. Ebenſowenig erzeugt ihm aber das Nackte ſeines Leibes Scham. Im Gegenteil: eine unmittelbare Beziehung ſcheint zu beſtehen zwiſchen dieſer raſchen Linie ſeiner ſexuellen Wünſche und den Nacktheiten ſeines Leibes. In Urtagen ſchon ſind bei der Geſtaltung des höheren Tieres die Organe der Diſtance- und Miſchliebe weſentlich an die entgegengeſetzten Pole des Leibes geraten, — an die beiden Enden des urſprünglichen Wurmſchlauches. Auge, Ohr, Naſe, die großen Sinnesſtationen, vorne hin, an die Kopfſeite, — die Mündungen des Geſchlechtsapparates umgekehrt möglichſt nach hinten. Gerade an dieſen beiden Stellen iſt nun unſer Waldkobold enthaart, entblößt, nackt. An beiden Stellen aber iſt auch dieſe Nacktheit grell betüncht mit ſchreienden Farben, — hier Naſe und Backen, dort die Umgrenzung des Reichs der Miſchliebe. Mit beiden Geſichtern, vornehmlich aber dem rückwärtigen ſeiner Liebe grinſt der Affe ſeine weibliche Liebeshälfte an, der Nacktheit und ihrer Farben ausdrücklich froh. Es iſt ein offenes Geſtändnis, eine Liebesſprache zunächſt für das Auge des Weibchens in dieſem Gebahren. Für gewöhnlich laufen und klettern beide Geſchlechter mit dem Sinnesapparat, den Augen vor allem, voran. Nun ſehen ſie ſich ſo. Von der ſiegellackroten Naſe, den kobaltblauen Grinſebacken fliegt der erſte Liebesbrief hinüber: das allgemeine „Liebe mich!“ Nun die Wendung, und es kommt der zweite Brief auf ebenſo buntem Briefbogen mit der abſolut nicht mißverſtändlichen Steigerung.

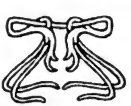
Welcher unendliche Abſtand zwiſchen dieſen beiden Bildern: dem Menſchenweibe in der Lotosblume zarter Kultur — und dem bunten Waldſchratt auf ſeinen Kongobäumen.

Solange Gedanken über Menſchenabſtammung, die an Darwin anklingen, in der Welt ſind, iſt der Anblick eines

Digitized by Google

Affenkäfigs gerade bei dem ästhetisch und erotisch verfeinerten Menschen ihr stärkster Widersacher gewesen. Diese offene Liebessprache nackter, unförmlich angeschwollener, mit schreienden Farben einer Narrenkappe herausfordernder Rückseiten macht den Naiven blöde lachen, — dem Denkenden aber hat sie zunächst etwas Grausiges. In diese Welt hinab soll der Mensch! In solchem Augenblick pflegt vergessen zu werden, bis zu welchen grotesken Ungeheuerlichkeiten auch die Liebe des Erdentieres Mensch sich in Völkern, Zeiten und Individuen verstiegen hat. Unwillkürlich wird doch immer nur gemessen an einem idealen Bilde, wie es jene liebliche Lotosnixe symbolisch trifft. Das — und das. Das — daher?

Doch die Schicksalsspinne webt. Und die Gedankenspinne webt ihr nach. Gegen Gott hilft niemand als Gott. Gedanken werden nur überwunden durch noch tiefere Gedanken. Gerade an dieser Stelle spinnt sich der geheimnisvollste Faden an.



Warum ist der Mensch nackt? Nicht als Paradiesier, sondern als Säugetier. Das Säugetier bestreitest du ja in seiner heiligen Verklärung mütterlicher Reine auch dem Lotosnixlein nicht.

Aber gerade das Säugetier war in der Stunde seiner Entstehung sozusagen verbrieft und eingeschworen auf das dicke, wärmende Hauthaar, auf den Pelz.

In uralten Tagen, in jener Triaszeit der Schachtelhalme und der Meerdrachen, taucht das Säugetier auf als ein Triumph der Entwickelungssteigerung über das Kriechtier hinaus: dauernd warmblütig, nicht mehr abhängig in ewigem Wechsel von der äußeren Lufttemperatur. Um diese Warmblütigkeit zu schützen, trägt es den neuen Rock: das Haar, den Pelz. Vielleicht hat

Digitized by Google

die Erde sich in ihrer ganzen Person höchstselber regen müssen, damit das wurde, — vielleicht ist eine Eiszeit auf der Wende zur Triasperiode über weite Teile der Erde hingestürmt. Und dieser urweltliche Eisriese, ein unsagbar viel älterer Bruder des späteren, den die Mammute sahen, ließ dort nur leben, was sich von innen heizen konnte und was um diese Heizung dann noch einen wollenen Kaffeewärmer stülpte.

Ja vielleicht. Diese Urtagsbilder wehen hin und her. Aber der Stamm bleibt fest. Haartier von Beginn an ist das Säugetier. Blicke über die Arche hin, wie sie heute als Erde durch den Äther jagt. Der Moschusochse in seinen Polarödden, wo unsere Menschentechnik erfriert und das letzte Birkengestrüpp unter Schneestürmen begraben wird, wie der Löwe im äquatorialen Sonnenbrand, — die Fledermaus in der blauen Luft und der sammetschwarze Maulwurf im dunklen Erdreich, das rote Eichhorn, das im grünen Baume klettert, und das Wildroß, das durch die Blumensteppe trabt, die Springmaus im gelben Wüstensand und das Murmeltier im weißen Alpenschnee und der Biber im Sumpf, — bepelzt sind sie alle. Und nur ganz fest umschrieben sind die Ausnahmen.

Ein paar altertümliche Gruppen kleiner Säugetiere tragen eine Art Urkleid noch von reptilienhafter Versteinerung auf Kosten von Pelzteilen: das Landschnabeltier, der Igel und das Stachelschwein Stacheln, übrigens mit Haaren vermischt; das Schuppentier Schuppen wie ein Tannenzapfen, das Gürteltier einen asselartigen Ringpanzer zum Einrollen. Bei dem Riesenfaultier Mylodon, dessen unversehrtes Fell kürzlich in einer Höhle Patagoniens aufgefunden worden ist, hatte sich selbst dieser feste Panzer tief in die Haut unter den roten Wollpelz zurückgezogen.

Nackt sind ferner ein paar ausgesuchte Wasserplanscher: die dicke violettrote Pflaume Nilpferd, die alte Faltentante Rhinozeros und der weise Brahmine, der Elefant. Hier hat zweifellos die Gewohnheit des Badens und vielleicht noch mehr

Digitized by Google

des Schlammbuddelns die Haare verscheucht. Daß es nicht notwendig zum Bilde dieser Riesen gehört, beweisen die rotwolligen und braun-weiß gescheckten Mammute und Nashörner der Diluvialzeit, deren Kadaver heute noch im sibirischen Eis liegen.

Daß aber das Wasser die Haare thatsächlich in Bann thut, lehrt vollends eindringlich die letzte der Säugetier-Ausnahmen: das splitterfasernackte Seesäugetier Delphin und Walfisch. Die Anpassung liegt hier auf der Hand, wie denn gerade so ein Walfisch ein wahres Meisterwerk folgerichtiger Anpassung in jeglichem Betracht ist.

Auch bei diesen Nacktheiten sieht man deutlich das Äquivalent für den wärmeschützenden Pelz in gewissen Besonderheiten der Haut: bei jenen Sumpfriesen des Festlandes ist die Haut wenigstens panzerhaft dick geworden, und der Walfisch gar hat noch eine solche Fettschicht darin, daß er im Polarwasser seine Innenheizung retten kann gleich einem in Eiderdaunen gewickelten Vogel. Gewisse Anzeichen deuten sogar darauf hin, daß die Herren Vorväter dieser Wale kompakte Gürteltierpanzer getragen haben, eine Sachlage, die mir auch bei dem Rhinozeros gar nicht so unwahrscheinlich ist.

Für das rätselvolle Erdenungetüm Mensch passen aber alle diese Präzedenzfälle säugerlicher Nacktheit absolut nicht. Er steckt in keinem Igel- oder Gürteltierpanzer. Es giebt zwar bei ihm eine seltsame Krankheit, die bisweilen sogar erblich in Familien auftritt und die man geradezu Fischschuppen- oder Stachelschweinkrankheit genannt hat. Bei ihr verhornt die Oberhaut zu schuppenartigen Gebilden, und das steigert sich im extremen Fall bis zum Hervorsprießen dicker Zapfen am ganzen Leibe, die für den oberflächlichen Blick den lebendigen Menschen in „Hans mein Igel“ aus dem Grimmschen Märchen verwandeln. Das ist ja wie ein Fingerzeig, was auch aus braver Menschenhaut alles werden könnte. Aber der Igel im Menschen, wenn er, wie früher erzählt, unserer Ahnenkette wirklich nahe gestanden hat, liegt Jahrmillionen zurück, und

Digitized by Google

ganz gewiß liegen zwischen unserem Mandrill und Lotosweiblein nicht noch einmal Gürtler und Igler. Aus dem Wasser aufgetaucht sind wir als Säugetier noch weniger.

Mit Händen ist dagegen zu greifen, daß wir in gar nicht allzu entlegener Tierheit einmal haarig über den ganzen Leib waren.

Wenn du in deiner natürlichen Lotoshülle, im Mutterleibe, echt nach Säugerart aufknospest, so ist es ums Ende des vierten Monats herum, als fange dein Leib da unten im Purpurschoße an, sich auch in diesem Punkte an etwas zu erinnern. Er treibt plötzlich auf seiner Haut wie ein schießendes Spargelbeet Haare. Ganz feines, wenig gefärbtes Daunenhaar ist es zunächst. Es sprießt zuerst als Wimper, Augenbraue und Kopfhaar ganz normal, als wolle es das bleibende Lebenshaar werden, wie es trotz unserer Nacktheit am Kopfe ja besteht. Aber bald ist's, als sei mit dem Sprießen an der einen Ecke erst recht das Signal gegeben. Unaufhaltsam wächst es als kleines Ährenfeld auch über Gesicht, Brust, Bauch, Rücken und Gliedmaßen fort. Gerade im Gesicht wird es ganz besonders üppig und dann auch noch an einer zweiten, vom menschlichen Nacktheitsstandpunkt eigentlich unwahrscheinlichsten Stelle: nämlich in dem Dreieck über dem Kreuzbein, oberhalb des Kerbschnittes am Rückenende, dort, wo bei der Mehrzahl der Säugetiere der behaarte Schwanz zeitlebens absteht. Ein regelrechtes Haarschwänzlein hebt sich auch bei dir als werdendem Menschenkind da hinten aus dem Pelz hervor, mit einer eigentümlich spiraligen Anordnung der Haare, ganz accurat so, wie sie bei den Haarquasten der Tierschwänze allgemein bekannt ist. Es ist auch sonst ein regelrechter „Pelz", nicht wirr sprießendes Haar, sondern mit hübsch regelmäßiger Anordnung zu Haarwirbeln und Haarfluren, wie bei jeder Katze und jedem Kaninchen, den Oberarm herunter, den Unterarm herauf, am Rücken zweizeilig gegen die Mittellinie, am Bauch gegen den Nabel und so fort.

Digitized by Google

Aber diese Erinnerungssaat beginnt auch ebenso geheimnisvoll von selbst wieder zu verkümmern, noch ehe der erste offene Lichtstrahl sie getroffen. Je reifer, lebensfähiger du bei der Geburt bist, desto weniger von diesem härenen Urkleide deiner Lebenspilgerschaft bringst du dabei mit zu Tage. Gegen den siebenten Monat war dein Pelzlein auf der Höhe. Dann fiel es zunehmend wieder ab. Am spätesten vielfach noch hält sich das lange Schulterhaar. Dann bist du „da", und nun hebt eine erst recht geheimnisvolle Haarerneuerung an.

Auf den Stoppeln des eingegangenen Dunkelfeldes scheint der erste Schuß noch einmal in der gleichen Reihenfolge zu beginnen. Wieder schießen als erste Spargelzucht die Brauen, Wimpern und Kopfhaare lang ein. Aber seltsame Neuerung plötzlich: der Rest kommt diesmal nicht mit, der gesamte übrige Leib bleibt jetzt im Freilicht des großen Erdentages ohne langen, grob sichtbaren Pelz, — er sticht fortan gegen diese Wimpern, Augenbrauen und vor allem die derben Kopfhaare als „nackt" ab.

Fortan, — das heißt für eine gewisse Reihe von Jahren. Denn zu Ende ist die Kette dieser haarigen Geheimnisse noch immer nicht. Jahre rinnen. Da wirst du — ob Mann, ob Weib — liebesreif. Und nun auf einmal ist es, als komme in das große Beet deiner nackten Körperteile doch nachträglich noch ein Zug, als wollten sie sich aufrappeln und den ursprünglichen Pelz im Ganzen wiederherstellen. Hier, dort beginnt es zu sprießen. Bei Jungfrau wie Jüngling unter den Achseln und über den Geschlechtsteilen. Wer erinnert sich nicht kindlicher Nöte, kindlicher Besorgnisse beim Auftreten dieses späten, unerwarteten Phänomens. Wie manche arme Menschenseele, der es — wie so oft — an freundlich lächelnder Belehrung fehlte, hat den Schreck auskosten müssen, es erobere sie von diesen verborgensten Stellen aus eine unheimliche Tierheit, die sie am Ende ganz zur Mißgestalt erniedrigen und aus der menschlichen Gemeinschaft ausschließen werde. Trat

Digitized by Google

dann beim jungen Manne auch der Bart hinzu, so erschien das bei unseren Bräuchen allerdings schon nicht mehr bedenklich, wurde im Gegenteil mit dem Gefühl einer endlich erreichten Mannesergänzung begrüßt. Aber auch der andere Schrecken verlor sich, denn die Flut stieg nach kurzem Schwellen thatsächlich doch nicht höher. Es blieb bei den paar eroberten Flecken: Achsel, Scham und beim Manne dem unteren Teile des Gesichts. Der Rest blieb nach wie vor nackt. Und bloß beim Manne zeigte sich auch an Brust, Bauch und Gliedmaßen je nachdem und individuell äußerst verschieden eine immerhin etwas stärkere Fellneigung.

Einen weiteren einheitlichen Vorstoß giebt's dann für den ganzen Rest des Lebens nicht mehr. Wie nahe immerhin die Grenze von Pelzmensch und Nacktmensch selbst beim Geborenen und Erwachsenen noch schwankt, das illustriert sehr hübsch das Auftreten gelegentlicher wirklicher Abnormitäten. Da zeigt sich unter Hunderttausenden plötzlich einmal ein Mann, der trägt über dem Kerbschnitt des Gesäßes eine große Rosette dichten Haars, als seien die Körperseiten von der Natur vertauscht. Und vertauscht ist wirklich etwas, doch bloß zeitlich, nicht räumlich, — es ist etwas ins offene Leben dauernd mit hinausgeraten, was eigentlich bloß dem Lotosstadium in der Mutterblüte angehörte: jenes Haarschwänzlein des Embryo. Ein andermal tauchen als Sehenswürdigkeiten eines Panoptikums „Pudelmenschen" auf, bei denen das Kopfhaar absteigend die ganze Stirn und das Wangenhaar übergreifend den ganzen Rest des Gesichts erobert hat, — von der Menge bestaunt wie ein scheußliges Wunder. Auch hier ist nichts geschehen, als daß die Embryokraft, die dort bei uns allen das Gesicht schon einmal ins allgemeine Pelzkornfeld hineingerissen hatte, permanent geblieben ist für ein ganzes Menschenleben. Ansätze dazu haben wir oft genug unter uns. Wenn dir die Augenbrauen zusammengewachsen sind, so hat dich mit leichtester Hand schon etwas von dieser Überkraft berührt, — ein Anhauch zu-

Digitized by Google

gleich aus Äonen der Weltmenschheitsgeschichte, die vom behaarten Säugetier zum nackten Menschen ging.

Denn alle diese Zeichen und Wunder, die jetzt erzählt sind, können nur einen vernünftigen Sinn haben, den im Kern der Satz faßt: wir waren einmal behaart, wie jedes andere bepelzte Säugetier auch. Ganz deutlich verstehen wir, wie der Formgeist unseres Körpers im Mutterleibe noch spielt mit dem alten Gedanken, genau so, wie er etwas früher noch mit Fischkiemen, Flossenfüßen und einem Eidechsenschwanz bei unserem Embryo spielt. Aber er kriegt die Sache nicht mehr heraus. Eine zweite, spätere, ungeheuere Generationenfolge muß er plötzlich träumen, die ablenkte von dem alten Pelzprinzip, — hartnäckig, dauernd, endgültig ablenkte. Ihr Ziel war der nackte Mensch. Und sie drückt ihn durch, — heute noch in jedem von uns, der normal ist. Wie aber hat das werden können? Was hat den Menschen geschichtlich „nackt gemacht", nachträglich und nachdem er bereits den echten körperhüllenden Pelz des Säugetiers besaß?

Digitized by Google

Es war im achtzehnten Jahrhundert. Da sank der Menschheit ein Urbild ihrer selbst, das anderthalb Jahrtausende lang sie angehaucht wie der liebe Atem ihrer schwarzen Heimatscholle. Es ist seitdem immer mehr gesunken. Das alte, übernatürliche Paradiesesbild. Aber gerade jene Zeit erhielt die Morgengabe, schien es, eines neuen, schöneren Bildes, über dem zugleich der Duft neuer Wahrheit lag.

Weißt du die Stunde, da Kolumbus vor Guanahani lag? „Land!“ riefen die Leute. Ich meine immer, in einem höheren Stockwerk der Dinge, wo unsere Worte nur Stichworte einer oberen Sprache sind, hat in dem Ruf noch eine ganze Skala anderer guter Sachen gelegen. Neuland der Geisteswelt. Land einer neuen Zeit. Vielleicht auch einfach: Wahrheit. Neue Wahrheiten. Eine neue Erde. Neue Menschen. Auf Kolumbus folgte Magalhaens. Und auf Magalhaens Cook und Forster. Vor dem Auge der Kultur stiegen Koralleneilande aus dem blauen Meer. Das ewige Grünen und Blühen tropischer Vegetation lag darüber. Und in diesen wahren Paradiesesgärten der greifbaren Wirklichkeit hausten schöne nackte Menschen. Zum erstenmale blaute über diesem Meer und diesen Inseln auch der Traum, daß der Urmensch kein gefallener Engel gewesen sei, sondern ein glückverwöhntes Sonnenkind, dem die Brotfrucht in den Mund hing und das keine Kleider und

kein Fell brauchte, weil die Zenitsonne des Äquators es ewig mit seinem Strahlenschleier umgoß.

Seit den ersten Honigwochen dieses Traumes ist wenigstens ein Gedanke zäh geblieben bis in nüchternste Tage hinein: die Idee, daß der Mensch in den Tropen entstanden sei.

Aus dem idealen Naturmenschen Rousseaus erwuchs zur rechten Fortschrittsstunde der Affenabstammungsmensch Darwins. Seine nächsten lebenden Verwandten waren Orang, Gibbon, Gorilla und Schimpanse. Die Fügung der Dinge wollte, daß alle vier menschenähnlichsten Affen unserer Erdepoche Tropenbewohner sind. Das Affenvolk überhaupt braucht, durchweg wenigstens, warme Sonne. So lag nichts näher, als sich den Menschen auch aus der heißen Zone zu holen, etwa aus Innerafrika oder von den Sundainseln. Und wenn der Reisende dort die Neger oder Dajaks heute noch so hübsch splitternackt herumlaufen sah, scheinbar ohne Sorge um jeden Schutzpelz, so schien die Behauptung nur plausibel, es sei der nackte Mensch eine rechte echte ursprüngliche Tropenanpassung. Er hätte die Tierhaare abgeschafft, weil er sie in der ewigen Sonne nicht brauchte. Nachher freilich, als er auch in kältere Zonen völkerwandernd vordrang, taugte das schlecht, aber da half eben die findige Technik schon: er hüllte sich in ein künstliches Fell, — in Kleider.

Aber das zuerst Plausible und um seiner Schlichtheit willen Zähe ist noch nicht immer das Wahre. Der Orang Utan, der in seinen brandroten Haaren verpackt liegt wie eine struppige Kokosnuß, ist doch eben auch ein Tropentier und hat trotzdem seinen Pelz. Und der Löwe hat ihn, und die Giraffe hat ihn. Und wenn das Nilpferd ihn nicht hat, so hat es ihn nicht etwa, weil es ihn vor Äquatorhitze nicht braucht, sondern weil es im Wasser schwimmt. Man muß sich im Zoologischen Garten den Ameisenbär oder das Faultier besehen, wie sie förmlich untergehen in ihrem dicken Haarwald, — und sich dann sagen, daß der Bakairi-Indianer dieses

Digitized by Google

gleichen brasilianischen Tropenwaldes der nackteste Mensch der ganzen Erde ist. Hat die Sonnenhitze dort keine Zofendienste zum Auskleiden geleistet, warum hier?

Wer die Tropen wirklich kennt, weiß auch, daß ein Haarfell thatsächlich mancherlei Vorteile bietet auch im Sonnenlande. Es mildert den Kontrast des brennend heißen Tages und jäh einfallender Nachtkühle, bei dem den nackten Neger Heulen und Zähneklappern packen kann. Es schützt gegen den furchtbaren Brand selber. Es panzert gegen die Mückenplage. In Gegenden, wo diese Angriffe tierischer Blutsauger am heftigsten sind, dringt nicht ohne Grund auch bei den Nackten mit dem Europäer heute die „Mode" des Kleidertragens ein; die Spekulation findiger Hosenfabrikanten macht es nicht allein und die vom Missionär empfohlene Verschämtheit auch nicht: das künstliche Fell kommt wirklich einem Bedürfnis selbst dort entgegen. Man muß sich ja die Erwärmung durch das bißchen längere Leibeshaare nur nicht zu groß vorstellen. Ein Affe in unserem deutschen Klima friert trotz seines Pelzes und ist sehr froh, wenn er noch eine Jacke darüber ziehen kann. Ein Tier wie der Mammutelefant, das von vorne herein schon die enorm dicke Haut hatte, mochte im Norden gut und gern seinen Wollpelz auf dieser Haut als solche übergestülpte Schutzjacke noch mit benutzen. Aber auf dünnerer Unterlage wäre ihm mit dem Pelz allein auch nicht so gedient gewesen.

Als sich dem trefflichen Naturbeobachter Wallace vor Jahren diese Argumente während eines eigenen Tropenaufenthaltes so recht ins Herz einpaukten, fand er keinen anderen Ausweg als den: es habe eben eine leitende Weltintelligenz den Menschen an einer gewissen Wende seines Affenpelzes entledigt, damit er „Mensch" werde. Das genügt mir aber so wenig, wie wenn mir ein Arzt sagt, sein Patient sei am Tod gestorben. Auch ich glaube, daß es das Weltschicksal des Menschen wollte, daß er nackt wurde. Aber ich will den Weg dieses Schicksals in der Logik sehen. Erst mit dieser Logik, wo Glied sich restlos

Digitized by Google

an Glied in der Kette fügt, gerate ich ja auf ein wirklich einheitliches Weltschicksal. Wie der alte Fechner so gut gesagt hat: das einzige Argument für „Gott" ist die allenthalben geltende Logik des Geschehens, und das einzige schlagende Argument gegen ihn wäre die Existenz eines übernatürlichen „Wunders".

Und in diesem richtigen Sinne faßte dann Darwin die Sache, als er an Stelle des zunächst vagen Allgemeinbegriffs einer Intelligenz etwas viel konkreteres einzuführen versuchte: nämlich sozusagen die Intelligenz des Urmenschen selbst. Hat der Mensch sich nicht am Ende selber nackt gemacht auf Grund ganz bestimmter Regungen seines Geisteslebens?

Wir haben uns von den netten Paradiesvögeln unterhalten. In ihrem Liebesroman tauchte ein neues Motiv auf. Die andere Hälfte des Liebesindividuums wurde systematisch ausgewählt auf Grund bestimmter Geschmacksveranlagungen. In diesen Geschmack mischte sich „oberes Stockwerk" der Natur: nämlich Gehirnfreude am „Schönen".

Du erinnerst dich, wie ich das deutete. Durch die ganze Naturentwickelung kommt ein Zug herauf zum Harmonischen, zum Rhythmischen. Im letzten Grunde ist es ein Urgesetz alles Weltenwerdens, daß das Harmonische eine Chance mehr hat als das Disharmonische. Es ist erhaltungsfähiger. Im ziellosen, chaotischen Werden prägt es die erste „Dauer", das erste über längere Zeitspannen verharrende echte Sein. Dieses Sein aber steigert es unablässig wieder ins noch Harmonischere, ins „Höhere" hinein. So ist dieses schlichte Gesetzchen der wahre Demiurgos gewesen, der aus einem Chaos einen Kosmos gemacht hat — oder sagen wir noch etwas genauer: dessen einfache Existenz in den Urbestimmungen der Welt das scheinbare Chaos von Anfang an einen Keim, ein Ei, eine Urzelle eines schließlichen harmonischen Kosmos sein ließ.

Digitized by Google

Nun denn: dieses immer wieder durchgepaukte Weltprinzip sehen wir im Organischen erhöhte schaffende Kraft gewinnen. Es waltet dort in einer bestimmten Form, indem es rhythmische Gebilde nach Art der Organbildung hervorbringt, die durch Vererbung bewahrt und fort und fort neu produziert werden. Bis endlich im Gehirngeist des höheren Tieres die gleiche Sache ausbricht auch als unmittelbare Geistesregung des „Ästhetischen“: — als Sinn für Schönes und Wahl des Schönen, sobald Schönes und Unschönes, Harmonisches und Disharmonisches durcheinander zur Wahl gestellt sind.

Wie man bei der wachsenden lebendigen Pflanze eine dunkle Fähigkeit beobachtet, die sie ihre Teile genau auf die Schwerkraft einstellen, z. B. die Wurzel senkrecht zur Erdschwere hinabbohren läßt (der moderne Forscher nennt das „Geotropismus“), — so möchte ich in diesem triebhaft zwangsweisen Reagieren des höheren Tiergehirns auf rhythmische Schönheit auch eine Art solchen festen „Tropismus“, eine Art Rhythmotropismus, wenn das Wort einmal durchgehen soll, erblicken. Seine höchste Blüte ist unsere Kunst.

Sieh dir die alte geschnitzte Klosterthür dort an. Daß sie ein Loch in die Mauer schlägt, durch das dieses Stück menschlicher Höhle, das Zimmer hier, überhaupt bewohnbar, betretbar wird, gehört in ein praktisches Gebiet, das mit diesem Rhythmustrieb zunächst gar nichts zu thun hat. Desgleichen, daß sie eine verschließbare Schutzwand gegen Zugluft und unberufene Gäste bildet. Aber daß sie diese Gesamtform da hat, — nicht genau quadratisch, sondern die Gestalt eines Rechtecks, das, mathematisch gesprochen, dem sogenannten Harmonieverhältnis vom „goldenen Schnitt“ entspricht —: das beruht allerdings auf deinem menschlichen Rhythmotropismus, dem gerade dieses Linienverhältnis am harmonisch wohlgefälligsten erscheint. Und an der gleichen Ursache liegt, daß das alte Holz dieser Thür in schöne Ornamente verarbeitet ist, — eine Sache, die für den reinen Öffnungs- oder Verschlußzweck wahr-

Digitized by Google

lich ganz gleichgültig wäre. Einzig und allein diese Ursache macht's auch, daß an dem ehrbaren Klosterfenster dort ein paar bunte Scheiben sind, statt daß der reinen Beleuchtung wegen alles so durchsichtig weiß sein sollte, wie nur möglich.

Ja bunt! Da wären wir wieder beim Paradiesvogel.

Mit solcher Freude am Bunten, an der knallroten Beere und blauen Blüte zuerst und den rhythmisch bunt geordneten Federn des Liebsten zuletzt, setzt dort der ästhetische Naturtrieb ein, um sich alsbald gerade mit dem energischst Schaffenden des Lebens zu verbünden: mit der Liebe. Die kleine Paradiesierin wählt sich immer das bunteste, farbenschönste Männlein zum zeugenden Gatten aus und züchtet so allmählich immer mehr dauernde Farbenschönheit in ihr Vogelvolk hinein.

Wo freilich diese einseitige Rhythmik soweit geht, daß sie andere praktische Lebensdinge direkt bedroht, also allgemeinere lebensgefährliche Dissonanzen heraufbeschwören würde, — da muß sie zurücktreten, wird von einem noch höheren Harmoniegesetz selber wieder ausgemerzt. Wenn ich die Ornamente jener Holzthür so übertreiben wollte, daß schließlich der kalte Wind hindurchpfiffe oder der ganze Verschlußzweck illusorisch würde, oder wenn ich die Fenster dort alle miteinander so bunt machte, daß kein Mensch hier drinnen vor lauter Dämmerlicht mehr sein Buch lesen könnte, — so geriete ich eben auch in Konflikte mit weiteren Harmonien meines Daseins und müßte den rein ästhetischen Trieb beschneiden um derentwillen. Genau so hat die Paradiesierin selber unscheinbare Schutzfarben, die sie in ihrer Nestzeit schirmten, sich bewahren müssen, und auch bei den Männchen ist dieser tolle ästhetische Arabeskenapparat nur ausnahmsweise einmal gerade in diesen wirklich relativ paradiesisch glücklichen Urwäldern Neu-Guineas möglich geworden. Immerhin ist er so, wie er ist, ein treffliches Exempel. Und ich wiederhole dabei dir noch einmal den wichtigen Satz: wo der grobe Daseinskampf nachläßt, da bricht bei den Lebewesen dieser Rhythmotropismus, das ästhetische Element, sofort hoch

Digitized by Google

wie die entlastete Kohlensäure einer Champagnerflasche, und überschäumt alles; je höher aber in der Kette des Lebendigen hinauf, desto mehr werden dabei geistige Bahnen benutzt. Das scheint mir ein wahrer Leitsatz, der für die Erklärung der vorhandenen Lebensformen nicht vernachlässigt werden darf.

Und von hier nun ein kurzer Sprung, so sind wir mitten in unserem menschlichen Nacktheitsproblem.

Zunächst, ich will es nicht leugnen, mußt du dich in etwas einigermaßen Dreckiges wieder einmal resolut hineindenken. Unser Waldschratt da, der Mandrill, hat auch etwas unverkennbar paradiesvogelhaft „Buntes" an sich. Wangen nämlich und Gegenwangen. Hand aufs Herz: es ist zwischen diesem ominösen Feuerwerk des Vaters Mandrill und den herrlichen Federraketen des männlichen Paradiesvogels, die unsere Menschenweiblein in kongenialem Rhythmotropismus so massenhaft auf ihre Pariser Modehüte pflanzen, prinzipiell gar kein Unterschied. Auch bei dem Vogel konzentriert sich ein Hauptteil der Farbenpracht konsequent hinterwärts. Denke bloß an den Pfauenschweif. Der Pfau schlägt, von uns männiglich bewundert, mit dem Schwanz sein Rad und bannt damit in der unzweideutigsten Weise die Betrachtung auf den nämlichen Gegenpol, über dem das rote Nordlicht des Affen leuchtet, — nämlich in die Nähe der Vorbedingungen zur Mischliebe.

In Hinsicht seines Gehirns steht dieser Affe aber turmhoch schon wieder über dem Vogel, und es ist schlechterdings kein Grund einzusehen, warum er sein hinterwärtiges Spektrum nicht genau nach derselben Methode erworben haben sollte wie der Vogel. Charakteristisch genug fehlt's auch, hier beim Mandrill wenigstens, der Äffin, es fehlt auch dem jungen Tier und platzt nur ausgesucht heraus beim Manne in der Liebeszeit. Die Liebe allein ist das Prisma, das diesen Regenbogen bricht.

Auch hier, wie bei den Paradiesvögeln, ist über die Schönheit der Farben selbst auch für unser Menschenauge kein

Digitized by Google

Zweifel. Magst du dich noch so sehr entsetzen über diesen Farbenrausch genau des Südpols und über die unheimliche Manier des Mandrills, gerade mit dieser Südseite zu renommieren: das Rot und Blau bleiben als solche auf jeden Fall „schön". Es ist bezeichnend, wie ein so farbenfrohes Volk wie die Japaner das intensive Rot eines solchen Affengesichtes gleichsam als Ornament in ihre Kunst aufgenommen haben. Sie besitzen im Lande einen Makakaffen, der ein blutrotes Antlitz hat wie ein alter Stammtischler, — es ist übrigens gleichzeitig fast der einzige Affe, der Schneewinter im Gebirge mühelos übersteht. Eben mit dieser Rose ist er aber der Lieblingsaffe ungezählter ihrer Bilder geworden von alters her.

Das Interessanteste nun ist dabei, daß diese opulente Farbenentfaltung bei solchem Waldschratt aus dem Vierhändergebiet sich nur erzielen ließ auf nacktem, auf haarlosem Boden.

Das Säugerhaar und die Vogelfeder haben da eine tiefgreifende Verschiedenheit. Die Feder, aus der Eidechsenschuppe unmittelbar herausentwickelt, hat auch die ganze Kraft dieser Schuppe im Erzeugen von Prachtfarben sich gewahrt. Der bunteste Eidechs kommt kaum gegen den Papagei auf. Das Haar aber bedeutete in der reinen Farbwirkung zunächst einen Rückschritt, eine Art Trübung. Gewiß: Farben hat der Pelz ja auch entwickelt und auch Gegensätze, Muster, Rhythmik. Sieh dir die Giraffe an oder den Tiger. Bei den Affen giebt's eine ganze Skala: vom Olivengrün des Meerkatzenrückens bis zu dem leuchtenden Schwarzweiß des prachtvollen Guereza, der auf seinen tannenhohen abessinischen Wachholdern turnt und sein Haar in wahren Roßschweifen von sich abwehen läßt wie ein lebendiger Schellenbaum. Aber es hilft nichts: in allem Pelz ist doch auch etwas wie eine Abdämpfung, es ist etwas Schmutziges, Dickliches, Abtönendes wie mit hineinverwebt. Halte ein rotes Pelztier, wie unser Eichkätzchen, neben die Nase des Mandrill, und du hast den ganzen Gegensatz.

Digitized by Google

Das rechte reptilhafte, vogelhafte Herausknallen reiner Spektralfarben ermöglicht doch nur die vom Pelz wieder entblößte alte Unterlage: die nackte Haut.

So bedeutete und mußte bedeuten hier das Herauslesen, Herauslieben solcher ganz impertinenten Prachtfarben ein Heranzüchten zugleich möglichster Nacktheiten. Die Sachlage brachte dabei schon mit sich, daß gerade die beiden für die Liebeserregung wichtigsten Ecken des Affenkörpers sich am leichtesten entblößen ließen. Wenn ich den kleinen weißen Terrier meines Freundes mir beschaue, der mich so oft durch meinen märkischen Kiefernwald begleitet, so sind es allemal zwei Punkte, die sich als haarfrei auszeichnen: die ewig feuchte schwarze Brombeernase — und das kleine rosige Rund unter dem gestutzten Schwänzlein. Von diesen schon naturentblößten Stellen ist denn auch die Nacktheit des Mandrill ringförmig ausgestrahlt vom Punkt an, da solche Nacktheit erotisch erwünscht schien als die nötige Leinewand eines aufreglichen Farbenspiels.

Könnte aber nun nicht, fragte sich Darwin, diese Entblößung gerade bei dem affenähnlichen Wesen, das „Mensch“ wurde, sich so ausgedehnt haben, daß durch fortgesetzte individuelle Liebesauslese schließlich die sich erweiternden Nacktheitsringe von den beiden Körperpolen aus zusammenschlugen? Und daß also eines Tages der ganze Leib mit geringen Ausnahmen nackt dastand, sozusagen als Ergebnis einer über den halben Körper hinweggerutschten Nase und einer über die andere Hälfte dito gerutschten Hinterblöße?

Die Geschichte müßte sich dabei im Schlußresultat noch um ein unbedeutendes anders gewendet haben als beim Paradiesvogel. Nackt sind ja heute beim Menschen Mann wie Weib, ja das Weib, streng genommen, sogar noch etwas mehr als

Digitized by Google

der Mann. Es lag also in diesem Falle offenbar kein Schutzanpassungshindernis vor, das die Vererbung der Nacktheit auf die Weibchen hinderte. Und ebenso liegt auch kein strenger Grund vor, anzunehmen, daß stets nach Paradiesvogelweise bloß die Weibchen die buntesten, also nacktesten Männchen begünstigt haben, — es kann sehr wohl auch eine gegenseitige Auslese und Anzüchtung stattgefunden haben, — wie du denn eine sehr auffällige Affenart, den Rhesusmakaken, in unseren Zoologischen Gärten mit einigem Schauder besehen magst, bei dem gerade das Weibelein zur Geschlechtszeit eine wahrhaft ungeheuerliche blutrote Nordlichtkrone über seinem Antipodenpol sehen läßt. Einseitiger Frauenauslese dürfte bloß die Rettung des Barthaares beim Mann zuzuschreiben sein: auch da ist bei Affen wie Ziegenböcken schon unverkennbar vorgearbeitet, indem die Herrn entweder bloß den Bart besitzen (also wie bei uns) oder ihn doch weit entwickelter zeigen als das Weib. Der männliche Satansaffe in Amerika hat einen Vollbart mindestens so groß wie der alte Darwin selbst.

Doch das letzte ist alles minder wichtig. Wesentlich dagegen ist folgende Frage, die Darwin schon für sich gestellt hat. Wenn der Mensch ausgepelzt wurde durch die Launen seiner Verliebten, denen der Pelz nicht bunt genug war und die lieber Knallfarben wollten um den Preis selbst völliger Vernacktung: warum ist die Haut des Menschen nicht heute noch rot-blau-bunt wie ein Basilisk?

Die Nasen alter Weinfreunde lehren klärlich, daß etwas Feuerwerk ganz gut möglich wäre. Beim Neger haben wir fast schwarze, beim Indianer braunrötliche Gesamthaut. Aber der Mandrill müßte trotz alledem so gut wie ganz wieder nachträglich aus uns herausgeschwitzt sein. Die Palette wäre uns geblieben, — das Gemälde wäre fort. Nehmen wir selbst auf einen Moment an, der Urmensch wäre noch bunt abgetönt gewesen, wie etwa der lebende Kleideraffe im Pelz ist, — aus Schwarz, Braunrot, Gelb und Weiß. Und erst nachher hätte

Digitized by Google

der Geschmack sich für eine Einheitsfarbe entschieden, wobei die eine Gruppe sich als konstante Liebesfarbe Schwarz wählte, die andere Weiß und so weiter bis zur heutigen Farbzersplitterung der großen Rassen. Dann wäre doch auch dieser Urmensch schon ein gar blasser, verwässerter „Farbenmensch" vom Mandrillstandpunkt aus gewesen, — denn was sind das für stumpfe Farben, — Pelzfarben, aber keine Nasen- oder Gegenpolsfarben in Kobalt und Siegellackrot. Und wie eine zu Weiß verblichene, ursprünglich bemalte Griechenstatue stände gar der heutige Europäer da.

Du magst einwenden, gerade das sei nachher vielleicht der verfeinerte Geschmack des Menschen gewesen. Nachdem er den Affengeschmack erst auf den Gipfel getrieben, bis sein ganzer Körper nackt war und in Farben gleißte wie eine Mandrill- und Rhesuskehrseite, habe er dann vor dieser eigenen Truthahnshaut einen Ekel bekommen und die Liebenden hätten so lange bei ihrer Wahl mattere Schätze bevorzugt, bis der ganze Farbenkoller auf ein blasses Restbild herabgestimmt war, das geblieben ist.

Aber auch dieser Ausweg ist ganz und gar unmöglich. Denn wo soll denn dieser angeblich feinere Farbengeschmack nachmals noch wieder hingekommen sein? Der Mensch *hat* von einer bestimmten Ecke ab einen großen Fortschritt gemacht: nämlich von der reinen ästhetischen Empfindung zur ausübenden, aktiven Kunst. Von hier aus hat er — und zwar war das wahrscheinlich seine allererste und älteste Leistung der Art — seinen eigenen Körper durch künstliche Zuthaten zu verschönern versucht: durch Bemalen der nackten Haut, durch Behängen mit Schmuck, durch Anziehen bunter Stoffe da, wo Kleider in Betracht kamen. Aber wie offenbart sich hierbei sein Geschmack? Je mehr intensive Kunst nach dieser Seite, desto mehr Liebe gerade erst recht für leuchtende, allerleuchtendste Farben und Farbkontraste! Nach der blauen Perlenkette greift noch heute der Wilde, nicht nach der weißen. Mit flammendem

Digitized by Google

Rot bepinselt er sich. Farben über Farben tättowiert er sich in die Haut ein. Durch den Purpurrock zeichnet sich bei den Bekleideten der König vor der Menge aus. Mit dem vollen Siegellackrot der Mandrillnase rinnt der Saum um die Toga des römischen Senators. Aus Rot und Blau in strengstem Gegensatz baut sich die Kleiderfarbe der sixtinischen Madonna auf. Rot ist der Kardinalshut und der Streifen der Generalshose. Wenn in unseren Kulturländern heute vor allem die Männerkleidung wirklich fast dem Abtönungsprinzip ins Schmutziggraue, Braune, Schwarze verfallen ist, wie es jene Theorie brauchte, so läßt sich mit Sicherheit nachweisen, daß hier das Ergebnis einer ausgesucht unkünstlerischen, dem natürlichen ästhetischen Prinzip entfremdeten Zwischenepoche vorliegt. Alle Künstler schreien gen Himmel davor, und über kurz oder lang wird diese puritanisch-bourgeoise Dreckfarbentracht wieder von uns gehen wie ein böser Spuk, besiegt vom farbenfrohen Auge des gesunden Menschen, das heute noch in diesem Punkte genau so empfindet, wie der Paradiesvogel. Wann soll das je dauernd in Affenmenschentagen unterdrückt gewesen sein? In der zweitältesten Fundstätte menschlicher Urkultur, die wir heute kennen, an der Schussenquelle in Oberschwaben, neben Renntierknochen und den grönländischen Moosen eines Gletscherssees zwischen Moränenschutt der Eiszeit, hat sich roter Farbstoff in Masse gefunden: mit Renntierfett eingefettete Farbpasten aus Eisenrot, wie es der geschlämmte Thoneisenstein der benachbarten Alb lieferte. Kein Zweifel besteht, daß hier schon prähistorische Menschen, Mammut- und Renntierjäger, ihre Nacktheit mit einem grellroten Anstrich nachträglich mandrillhaft illustriert haben, sintemalen ihnen die natürliche Grundfarbe nicht genügte. Und da sollen die Ahnen aus ästhetischem Trieb abgeschafft haben, was die nahen Enkel schon wieder so lebhaft erstrebten, daß sie es künstlich aufpinselten?

Darwin meinte, der Knoten lasse sich denn auch mit einer viel einfacheren Methode zerhauen. Die Haut sei eben nicht

Digitized by Google

entblößt worden um der Farben willen, sondern weil die Nacktheit selber den Liebenden Freude gemacht habe. Das Weib sei es gewesen, das zunächst vom Manne gleichsam mit den Augen ausgezogen wurde. Nicht ein buntes, sondern einfach ein möglichst haarloses Weib wurde im Geschmack der Männer Trumpf. Wenn der Urmenschenmann auf die Brautschau zog, so gefiel ihm allemal am besten die am schwächsten behaarte Jungfrau. Noch heute ist darum das schwächere Geschlecht auch das schwächer behaarte. Im übrigen vererbte sich Evas Nacktheit, einmal errungen, auf beide Linien ihrer Kinder, — auch die Knaben wurden nackt. Man wird sich denken müssen, daß auch die Urjungfrauen schließlich den Geschmack geteilt und mehr oder minder enthaarte männliche Wesen ebenfalls bevorzugt haben. Noch heute hat der Neu-Seeländer ein Sprichwort: „Für den haarigen Mann giebt's keine Frau." Jedenfalls hat ein Anpassungshemmnis wie bei den Paradiesvögeln nicht mitgesprochen, und so ist endlich der nackte Mensch in beiderlei Geschlecht übrig geblieben, — ein Geschenk der eigensinnig wählenden Liebe.

Für uns hat diese Vorstellung ja etwas so ungemein Verführerisches. Rein vom Liebesboden aus ist uns bekleideten Kulturmenschen das nackte Weib auf alle Fälle das erotisch aufregendere. Es ist an sich das zur Liebe entkleidete Weib. Ein Tierpelz ist aber nichts anderes, als ein auf dem Körper festgewachsenes Kleid. Enthaaren hieß dieses Kleid bannen, hieß das erotische Weib überhaupt zum ersten Mal befreien.

Was aber das rein Ästhetische dabei betrifft, so scheint uns die Sache noch selbstverständlicher. Denke dir doch die kapitolinische Venus oder die mediceische oder das schöne Fragment von Syrakus in ganzer Länge in krause Zottelwolle verpackt. Die Linie stirbt dabei, die herrliche Kunstlinie dieser Schultern, Brüste, Schenkel, gerade das, was der Marmor so wunderbar herausbringt. Vergessen wir nicht, daß vor allem die Rückseite des Weibes zu den entzückendsten Kunstgebilden

Digitized by Google

des gesamten Kosmos gehört. Es will mehr als plausibel erscheinen, daß es keiner besonderen rotblauen Mandrillfarben bedurft hätte, diese edel-schönen Linien vor dem Rhythmotropismus liebender Augen dem deckenden Haarwulst zu entreißen und in ihrer plastischen Hauturspünglichkeit zu entschleiern.

Und doch, daß ich dir's sage: mir will auch so die Sache noch nicht einleuchten.

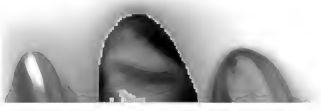
Ich kann mir den ersten Anfang dieser Freude am Nackten so ohne weiteres nicht vorstellen für Urzeiten, die von je her bloß an dick pelzverpackte Genossen und Genossinnen gewöhnt waren. Noch so viel alt eingepaukten Sinn für Linienführung zugestanden: ich weiß nicht, was etwa ein etwas schwächer, bloß noch stoppelweise behaarter Bauch der Affenmenschin zunächst als solcher für einen Reiz ausgeübt haben soll. Mit solchen Vorposten müßte aber doch die Geschichte einmal eingesetzt haben. Ich fürchte, daß die ersten Anfänge solcher Nacktheiten ohne gleichzeitiges Farbenfeuerwerk dem pelzgewohnten Geschmack nur zu sehr den Eindruck gemacht hätten, dem ich selbst vorhin schon einmal Wort gegeben habe beim nackten Höhlenmenschen an seinem roten Feuer: — den Eindruck des gerupften Huhnes. Die gesamte ornamentale Linienführung des Frauenleibes ließ sich ja gar nicht überschauen, ehe das Werk nicht vollendet war. Nur von da hätte sich aber der Grund ergeben. Wir kämen auf des braven Wallace grobe teleologische Intelligenz, wenn wir an so etwas glauben sollten. Wir wollten aber ja gerade von der schlichten Intelligenz der Urmännlein und Urweiblein selber ausgehen. Wenn die aber ewig nur Pelz gewöhnt war, woher sollte ihr plötzlich ein erst zu erreichendes Nacktideal, fertig wie Pallas Athene, aus dem

Digitized by Google

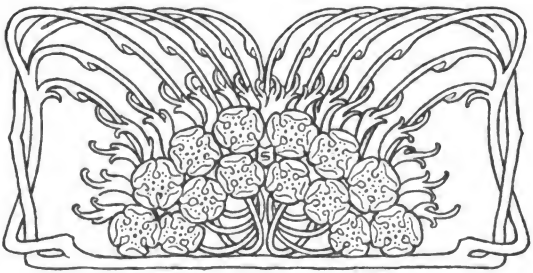
Kopf springen? Das gleiche trifft auf das rein erotisch Aufregliche zu. Die brennend heißen Mandrillfarben konnten wohl zu der althergebrachten Liebe im Pelz etwas hinzuthun nach da hinüber. Von der einfachen Nacktheit, zumal in ihren ersten Stadien, sehe ich aber keinen einleuchtenden Zweck.

Dazu kommt aber nun noch etwas anderes. Vom rein Nützlichen einer Anpassung an allgemeine Lebensbedingungen hatte, wie gesagt, die Enthaarung bei Tropentieren gar nichts an sich, — im Gegenteil. Die ästhetisch-erotische Neuerung hätte hier einen harten Kampf durchkämpfen müssen. Wer immer Kleider getragen hat und auch nur in der heißen Sonne des Mittelmeeres zum erstenmal Versuche mit nackten Sonnenbädern macht, der weiß, wie empfindlich die jäh entblößte Haut „anbrennt". Das Pelztier ist auch in diesem Sinne genau daran wie der Kulturmensch: entpelzt hätte es diese Mißlichkeiten sowohl wie ihre Kehrseite, die Erkältungsgefahr in der Nachtkühle, bitter durchzukosten gehabt. Ob das nicht der Liebe, selbst ihr neues Ideal zugestanden, doch den Eigensinn der Nacktmode schließlich ausgetrieben hätte? Vergiß nicht: diese Schutzanpassungen sind immer das erste, sind der solide Propfen der Sektflasche: erst wenn der nachgeben darf, schäumt das andere hoch wie eine Art Luxus der Entwickelung. Gerade in diesem Falle möchte ich aber ein Plus sehen von solcher Nützlichkeitsecke her anstatt eines Minus. Ich möchte hören, daß Nacktheit rein praktisch unter bestimmten Umständen nützlicher war als Bepelzung. Dann könnte ich glauben, daß bei einer gewissen Stufe dieser Nützlichkeitsenthaarung das erotisch-ästhetische Fach endlich *auch* eingesetzt und *nachgeholfen* habe.

Aber wie soll das bei der Tropensituation gehen, wo der Orang heute noch Haare hat, dick wie angewachsene Reisigbündel, und der Löwe seine sprichwörtlich kolossale Mähne wie einen Superlativ aller Haarigkeit mit sich schleppt?



Digitized by Google



. . . . Unser Spinnenfaden zerflattert in der Leere. Es ist, als summe eine dunkle Melodie mit allerhand Tönen aus dem bisher Gesagten. Doch sie wollen sich noch nicht ordnen, die Töne, — es ist noch ein Widerstand darin, ein Widerspruch. Wie aber die wandernde Spinne ein neues Fädlein von der unerschöpflichen Spule ihrer Spinndrüse schießt, um sich darauf weiter tragen zu lassen, so auch wir aus dem Gehirn, dieser alten Riesenspinndrüse wandernder Gedanken.

Die Tropeninsel mit ihrer Sonne und ihren Blüten sinkt. Siehst du da oben den Stern?

Über dem Schnee hängt im nächtlichen Blau mit seinen magischen sieben Augen der Wagen und hoch über ihm der Polarstern. Ein solcher Spinnfaden des Gedankens fliegt auf zu ihm, immerfort, wenn dein Auge ihn schaut. Vom Nordpol dieser alten Erdenkugel geht eine ideale Linie dorthin: die Richtung der Erdachse. Ein Spinnfaden durch den eisigen Raum, Billionen von Meilen weit. Aber an diesem Spinnfaden klettert unendliche Liebe. Schief steht diese Erdenachse auf der Sonnenbahn des sausenden Erdenungetüms. Und an dieser Schiefe der Achsenstellung hängt ein ungeheurer Zauber, der über viele tausende von Quadratmeilen dieser Erde ein unwandelbares Schicksal verhängt: das Glück und Verhängnis der Jahreszeit. Winterschnee und Veilchenlenz, — und starr

Digitized by Google

sengender Sommerglast und ein Kranz brennend roter Herbstblätter.

Mit diesen Gegensätzen taucht die tiefsinnigste „Astronomie der Liebe“ auf. Ohne Achsenschiefe kein Frühling. Alle Tage wären überall gleich lang. Jene Linie dort zum Polarstern: sie ragt dir in Wahrheit durch jeden Lenzeswald, hinein in die violetten Birkenknospen und die stäubenden Kiefernzapfen, hinein auch in die Luftwellen, auf denen das Liebeslied der Nachtigall leise verschwebt. Sonne und Liebe stehen in urältestem Zusammenhang. Die Sonne ist die Kraftquelle der Erde. Liebe ist die konzentrierteste Kraft des Erdenlebens. Aber das Licht dieser Sonne rollt vermöge jener Achsenschiefe in periodisch ungleichen Strömen, flutend bald und wieder ebbend, über weite Gebiete dieser Erde hin und vor allem gerade über die lebensbunten Landstrecken unserer Nordhalbkugel. So kam seit alters eine geheimnisvolle kosmische Periode auch in das Liebesleben mit hinein.

Es giebt ja eine noch einfachere darin, die auch astronomisch ist: Tag und Nacht. Durch die Nacht tönt am zauberhaftesten das Lied der Nachtigall. Und durch die Menschenliebe trällert das schalkhafte Verslein Philinens von dem langen Tage, der seine Plage hat, und der Nacht und ihrer Lust, — Liebeslust. Eine feste Schutzanpassung des bedrängten Menschen liegt gewiß in dem Begriffe „Liebesnacht“. Der helle Tag hatte wirklich seine Plage, das Individuum kämpfte eng um seine Person, seine Nahrung, sein Leben. In der stillen Nacht besann die Kraft der Gattung sich auf sich, das weitere Leben blühte auf, das zeugend über die Jahrtausende reicht. Immerhin spielt dieser Wechsel von Tag und Nacht keine entscheidende Rolle in der Liebe, keine ganz scharf einschneidende. Die Nachtigall singt auch bei Tage, wenn ihre höchste Kraftflut schwillt, und wie mancher von uns ist ein Sonnenkind. Unendlich wichtiger war jene große Jahreszeiten-Periode.

Hier ist die Anpassung umgekehrt, und zugleich ist sie

Digitized by Google

von herrschender Macht. Der Winter ist die kraftarme Zeit, da es gilt, mit einem Minimum zu wirtschaften. Das Individuum weiß kaum für sich selber Rat. In unermeßlichen Schwärmen ergießen sich Vögelscharen über viele Breitegrade weg jetzt von Nord nach Süd, bloß um sich ihre nackte individuelle Lebensenergie zu retten. Tief in der Erde liegen Säuger, Reptile, Lurche und durchschlafen reglos, mit kaum noch tickender Herzuhr, die böse Zeit. Für ganze Geschlechter rasch alternder niederer Tiere ist jetzt gradezu Sterbensstunde. Erst mit dem Lenz dann setzt wieder der große goldene Kraft-Regen von der Sonne her ein. Wie in Danaes Schoß rinnen die Sonnenstrahlen auf die unfruchtbare Erde herab. Und all die konzentrierte, verhaltene, zurückgedrängte Regenerationsliebe, die Gattungsliebe, die Liebe der Samenzellen und der Eizellen, die sich in einem höheren Hunger sättigen wollen, schäumt auf. So bedeutet Winter und Sommer auch eine erotische Ebbe und Flut, mit der alljährlich die Sonnenbahn der Erde in das irdische Liebesleben greift, greift an der idealen Handhabe der schiefen Achsenstellung unseres Planeten auf seiner Bahn.

Dahinein aber nun ein Bild mit der starren Riesigkeit, die alle Erdenbilder bekommen, wenn zusammenfassende Jahrtausendschau darüber ist.

Rousseau und Forster wußten noch nichts davon, als ihnen der Paradiesesmensch sich erdwärts senkte in den Urmenschen auf einer ewig blühenden Tropeninsel.

Dein Stern dort schwebt nicht ewig über dem Pol. Rolle eine Kette von Jahrtausenden zurück und der Spinnfaden deines mathematischen Gedankens, der die Erdachse bis in die Sternenräume hinein verlängerte, trifft ihn nicht mehr, sondern einen anderen. Die Richtung der Achse hat sich verschoben. Noch wieder eine höhere astronomische Periode rollt sich hier ab. Alltäglich schwingt sich die Erde einmal um sich selbst. Alljährlich schwingt sie sich einmal um die Sonne.

Digitized by Google

Allsechsundzwanzigtausendjährig aber schwingt sich einmal auch ihre Achse kreiselnd so herum, daß sie abwechselnd nach einer ganzen Reihe verschiedener Sterne des Firmaments hindeutet, um endlich den ersten, von dem sie ausging, wieder zu treffen.

Den einförmigen Wechsel von Sommer und Winter berührt das selber nicht. Denn ob sie auch wie ein tanzender Brummkreisel umtickе, so bleibt die Achse doch unverändert schief dabei. Aber nimm geschichtlich diese Periode jetzt als deinen Spinnfaden auf. Nimm sie mindestens einmal, oder nimm sie gar mehrfach. Da oben wechselt der Polarstern vor deinem Blick, — nicht mehr das Schwanzsternchen des kleinen Bären schimmert als solcher, sondern der, dort, jener Stern, — die herrliche Wega in der Leyer, der Deneb im Schwan, — bis endlich doch der Bärenstern wieder da ist, denn die Sechsundzwanzigtausendjahr-Periode ist gerade wieder um auf dem himmlischen Zifferblatt: der Zeiger steht sozusagen auf wieder zwölf, — aber da rutscht er auch schon wieder weiter und das Wechselspiel hebt von neuem an.

Nun aber bedenke: du drehst im Geiste wirklich an der Erdenuhr. Indem du auch nur einmal vom kleinen Bär wieder auf den kleinen Bär als Polarstern drehst, hast du mehr als zweimal zehntausend Jahre Erdgeschichte rückgedreht. Dein Auge hing an dem einsamen Achsenstern da oben, und du hast achtlos gedreht und gedreht. Aber laß ab — und schau dich um. Durch ein Klosterfenster menschlicher Kultur, aufgerichtet auf der Nordhalbkugel der Erde in der gemäßigten Zone in Norddeutschland, hast du deine Studien begonnen. Nun umschauert dich auf einmal Eiseskälte. Dein gotisches Fenster ist ein Höhlenspalt — und zwar in einer Eishöhle. Turmhoch ragen die Wände zu beiden Seiten des Spalts: Gletschereis. Das Licht des Sternes dämmert geisterhaft am Grünblau dahin. Wasser tropft, eiskaltes Gletscherwasser. Eine dumpfe Müdigkeit will dich umfangen: Müdigkeit des Tieres, über dessen Versteck der Winter hereingebrochen ist und das sich anschickt,

Digitized by Google

ihn zu überschlafen. Aber du hast dich durch dein Drehen an der Himmelsuhr in einen Winter noch ganz anderer Art hineingedreht. Über Nordeuropa lasten in kompakter Schicht viele Millionen von Kubikkilometern Eis. Sommer und Winter lasten sie. Du bist in die große Eiszeit am Anfang aller Menschenüberlieferung geraten.

Ich gebe dir keine Zahl. Ich habe absichtlich nicht genau hingeschaut, wie oft du die ganze Achsenuhr wirklich rund umgedreht hast. Ob einmal, ob eine Reihe von Malen. Ich sage auch nicht, daß dein Drehen etwa selber ohne weiteres die Eiszeit noch einmal hervorgezaubert habe in einem noch mehr ursächlichen Sinne als bloß in dem der Zeit. Es giebt ja Leute, die in diesem Wechsel der Achsenrichtung geradezu einen Grund dafür suchen, daß vor so und so viel Jahrtausenden die Erde eine kolossale Eiszeit wie einen planetarischen Schüttelfrost durchmachen mußte. Diese Eiszeit war ja — abwechselnd wahrscheinlich für die Nord- und Südhalbkugel — im großen thatsächlich nur ein ins Gigantische verstärkter, zeitweise ins Permanente übertriebener Winter. Nun giebt zwar jene Achsenperiode an und für sich noch keinen Grund für solche Winter-Übertreibung. Aber sie ließe sich möglicherweise kombinieren mit einer vermuteten noch größeren Periode in den Dehnungsverhältnissen der Erdbahn, die bekanntlich kein echter Kreis, sondern eine mehr oder minder gestreckte Ellipse ist. Schon jetzt steht die Erde der Sonne bald näher, bald ferner. Wie heute unsere Achse sich einzustellen beliebte, mit dem Visierblick nördlich auf unseren Polarstern im kleinen Bären, haben wir Nordhälftler Winter, wenn unsere Erde der Sonne zunächst steht und Sommer in

Digitized by Google

der Sonnenferne. Mit deinem Zurückdrehen kommst du aber immer einmal wieder nach einer Kette von Jahrtausenden in eine Periode, wo das umgekehrt ist eben wegen jenes Wechsels der Achse. Jetzt scheint sich aber in ganz dicken Zeiträumen auch die Ellipse der Erdbahn selbst zu strecken, — bis auf Gipfel, da die Erde in Sonnenferne sehr viel weiter vom warmen Sonnenherde fortschwänzt als gegenwärtig. Soll nun gerade auf einem solchen Pik die Nordhalbkugel der Erde in dieser Sonnenferne (also umgekehrt wie heute) Winter gehabt haben, so möchten das allen Ernstes fatale Winter, sozusagen Winter im Quadrat oder Über-Winter geworden sein, — in Summa eine nordhälftliche Eiszeit. Das sollst du aber halten wie du willst, denn diese astronomische Eiszeit-Erklärung ist heute nur erst eine von vielen und die Gedankenspinne könnte über kurz oder lang leicht noch eine weit bessere weben.

Bleiben wir also hübsch vorsichtig bloß bei der allgemeinen Zeit. Du hast die Himmelsuhr ein paar mal zehntausend Jahre rückgedreht — und du steckst plötzlich im Eis. Die Temperatur mindestens auf der Nordhalbkugel des alten Planeten ist auf einmal um ungefähr fünf bis sechs Grad im Durchschnitt herabgeschraubt, — einerlei nun, ob diese Thermometerschraube mit deiner Achsenschraube am Polarstern etwas zu thun hat oder nicht. Diese fünf oder sechs Grad (mehr braucht's wirklich nicht) haben aber genügt, aus dem Christkindchen im Schnee einen wahrhaft schauerlichen Eisriesen zu machen, der zunächst mit den wuchtigsten Keulenschlägen alles abzuhacken beginnt, was der Fleiß der Liebesgötter in Jahrmillionen auf dem Nordfelde der Erde gepflanzt hatte.

Man mag sich wenden wie man will: man kommt nicht um den Gedanken herum, daß dieses Nordfeld die eigentliche Stätte war, wo das heilige Erdenkind, das Leben, seit undenklichen Zeiten mit Liebe gehegt und verhätschelt worden war.

Ich weiß nicht, wie früh das angefangen hat. Laß die großen Weltalter der Erdgeschichte bis zu einer gewissen Höhe

Digitized by Google

vorbei ziehen ohne Frage danach. Das erste, für uns älteste, wo beim kambrischen Strand das Leben für uns einsetzt und um dessen Ende der Wind durch die palmenhohen Schachtelhalme der Steinkohlenzeit klappert. Dann die wunderbare Ichthyosaurus-Zeit, wo die Archäopteryx fliegt und im Cykadeen-Gehölz der haushohe Iguanodon auf den Hinterbeinen hüpft. Aber nun geht der Vorhang zum dritten Male auf, und über die Erde springen, klettern, traben die Säugetiere. Es ist die Tertiär-Zeit, in der großen Perspektive schon eine sehr viel hellere Zeit. In diesen Tertiär-Tagen aber wird jetzt wirklich ganz unverkennbar deutlich die Vorherrschaft der Nordkugel des alten Rätselballs. Um den Nordpol lagern sich, ob auch noch so oft auf- und abtauchend, zerreißend, wieder aneinanderschmelzend, die großen Landmassen. Was im Süden von früh an geblieben ist, was dort eigene Linien des Fortschritts sucht, das bleibt fortan auffällig isoliert: so Australien mit seinen Schnabel- und Beuteltieren; so Südamerika mit seinen Gürtel- und Faultieren. Auf dem Kontinentring der Nordkugel aber ist es, als schreite der große Säemann Entwickelung rastlos wie Ahasver immer in engeren oder weiteren Kreisen um den Pol, und unter seinem Tritt bebt die Erde von zahllos wachsenden Garben des einen grundlegenden höheren Säugetiertypus, also der Krone des Lebens.

Das wächst und wächst und zieht und wandert von Asien nach Europa und über die Beringsstraße von und nach Nordamerika und von Amerika wieder nach Europa, immer neue Tierfluten, Völkerwanderungen der irgendwo entstandenen Familien und Gattungen, ein ungeheuerliches Gedränge, von dem die Katakomben in den Sivalikhügeln am Himalaya, auf dem klassischen Boden von Pikermi bei Marathon, im Herzen von Nordamerika und so weiter mit ihren Massengräbern heute noch ein gespenstisch großartiges Bild geben.

Und immer, so lange durch diese Tertiär-Zeit diese Säugerschwärme ziehen, rastlos ziehen, sich ausdehnen, in langen

Digitized by Google

Ketten Erdteile durchsetzen wie die gelben Medusenschwärme das blaue Meer: immer steht über dieser ganzen Nordhalbkugel bis hoch an den Pol, bis unter die Senkrechte unter dem wechselnden Polarstern heran die Coulisse eines grünen Wald- und Wiesenlandes mit mäßigem Winter. Wie einst Korallentiere bis hoch zum Smith-Sund im polaren Nordamerika ihre Dome auftürmen, also Tiere, die wir heute nur aus den warmen Tropenmeeren kennen, so geht jetzt mindestens noch ein Hauch von lorbeergrünem Dauerwald bis in unwahrscheinlich hohe Breiten hinauf. Die Fichte, die über verschollenen nordeuropäischen Strömen ihre goldenen Harzthränen weint, aus denen nachher Bernstein geworden ist, weist auf einen Wald, in dem neben Araukarien und Sumpfcypressen noch die Seychellen-Palme ihr schönes Blätterhaupt wiegte. Machtlos war der Winter auch nur im heutigen Sinn. Im Rheinthal lag der Alligator, das Nilpferd tauchte auf und ab, Papageien kreischten und Affen jagten sich im Dickicht über der sonnigen Bucht. Aus der Grasebene, wo unendlich viel später der Grieche den Kampf zwischen Europa und Asien ausfocht, stieg der lange Hals der Giraffe und das Erdferkel wühlte im Termitenbau.

Da aber, gegen Ende dieser im Sinne des grünen Naturbildes paradiesischen Zeit der Nordlande, vollzieht sich das absolut Unerwartete, dessen Akten vielleicht wirklich im kosmischen Fach liegen. Die Durchschnittstemperatur geht nicht nur auf das heutige Maß, sondern noch um eine kurze, aber entsetzlich folgenschwere Skala darüber hinab. Wer auf fernem Stern beobachten kann, der sieht, wie auf das Nordhaupt der Erde eine verdächtige weiße Platte sich legt. Und diese Platte wächst und wächst. Gegen Europa, Sibirien, Nordamerika zu rückt es an gleich einer wandelnden Glocke, die alles Leben vor sich hertreibt wie ein dämonisch Unfaßbares von fremdem Planeten. Was unter sie fällt, erstickt. Denn sie ist von Eis, kompakt von Eis. So wälzt sie sich gegen Europa heran, als Eisgletscher der Höhen

Digitized by Google

Skandinaviens und Finnlands. Nord- und Ostseegebiet begräbt sie unter sich, ihr Sockel quetscht tausend Meter hoch auf die norddeutsche Ebene. Jenseits Irlands ragt sie als dräuendes schneeweißes Kap, von dem Eisberge kalben, in den atlantischen Ozean hinaus. Vor dem deutschen Mittelgebirge bäumt sie sich knirschend auf, der Eisriese, der widerwillig doch schließlich vor einem noch Gewappneteren, dem Granitriesen, Halt machen muß. Aber wo das Gebirge sich irgendwo selber hoch reckt, als Riesengebirge, als Alpen gar: da recken sich auch aus ihm eigene Krystalltatzen, die mit Eishauch vernichtend zu Thal kriechen, Verderben tragend auch dorthin, wo der eigentliche Nordriese nicht mehr hinlangt. So sind damals die Gletscher bis nach München und nach Oberschwaben gekrochen. Ein Bild jagt da das andere. Und immer ist etwas darin von einem Weltuntergang. Die Sintflut, die in's Paradies bricht, — eine Sintflut von elastischem, leise sich schiebendem, pressenden Eis. Die immergrünen Wälder der Tertiär-Zeit knacken dahin wie Streu. An ihre Stelle tritt mit anrückendem Eis die Tundra, die Moossteppe, tief ins Herz von Deutschland hinein. Dann schmelzen die Eismauern wieder und vor ihrer Taufläche ergießen sich ungeheure Ströme. Damals sind an der Krystallwand vorbei die Wasser der Weichsel und der Oder in die Elbe geflossen, verstärkt durch die Sintfluten der Eisschmelze selbst. Von dem Gletscher ist Gestein in unendlichen Massen zu Sand zermahlen worden, die gestauten Flüsse häuften eigenen dazu. So ist das norddeutsche Hügelland berghoch mit einheitlichem Sand übergossen worden bis eine platte Ebene da lag, in der fast jede Ungleichheit ausgefüllt war. Und als diese Sandflächen frei wurden, boten sie lange Zeit die Verhältnisse der Steppe. Furchtbare Sandstürme jagten die Flußthäler hinauf, häuften vor dem Gebirge den gelben Staub in Löß-Terrassen an, das karge Leben immer neu erstickend.

In diesen Zeiten ist es reißend bergab gegangen mit der stolzen Säugetier-Welt der Tertiär-Periode. Auf ihrem

Digitized by Google

eigensten Terrain faßte es sie: in dem Landring der Nordhalbkugel. Das hat sie nie mehr verwunden. Wohl finden wir heute noch ihre echten Reste im tropischen Afrika und Asien, ihre Elefanten, Nilpferde, Giraffen, Antilopen. Aber selbst das sind nur Reste. In Amerika ist die Fauna damals ganz verarmt. Selbst wo die Kälte sie nicht direkt gefaßt hat, glaubt man überall ein Absinken der Kraft zu spüren, ein Versagen vor zu schweren neuen Anforderungen, in denen irgend eine Welle des großen Orkans sie doch auch berührt. Und nur ein kleines Häufchen findet im Zwang gerade der höchsten Bedrohung noch eine letzte Anpassungsenergie: es trotzt dem Neuen fast oder ganz am alten Fleck. Aus diesem Häuflein der Todesmutigsten entstehen jetzt die ersten echten Polartiere. Der Elefant, der in seinen Stoßzähnen noch das alte Instrument des typischen Waldtieres zum Zweigknacken mitbringt, gewöhnt sich als Mammut an das kriechende Pflanzengekrüppel der Tundra, wobei seine zwecklos gewordenen Stoßzähne zu monströsen Krummstäben entarten. Der Moschusochse wird zu dem Polartier, das heute in Grönland noch bewährt, was es damals im Rheinthal gelernt hat. Gegen die Flucht, den erbarmungslosen Zusammenbruch dort, hier bei den Wenigen um so zäheres Anstemmen, Ausdauern.

Du starrst aus deiner Eisspalte zum Himmelspol, in dem vielleicht grade die weiße Wega strahlenwerfend schwebt. Tief unter diesem Eis in Sand verschüttet liegt der Paradieswald des Tertiär. Oben an den Gletscher heran traben Rentiere, äsen im kargen Sommer Moschusochsen auf dem Flechtenboden. „Verflucht sei der Acker, — mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen . . .“

Digitized by Google

Das merkwürdigste tertiäre Säugetier ist der Mensch.

Jede Faser an ihm deutet aufs strengste darauf hin, daß er in die Reihe jener nordtertiären Tierwelt gehört. Er gehört aufs engste, untrennbar in die Welt der Elefanten, Nashörner, Nilpferde, Sivatherien, Giraffen, Helladotherien und Machairoden. Was diese von den Schnablern und Beutlern Australiens, von den Riesenfaultieren und Glyptodonten Südamerikas trennt, trennt auch ihn. Wenn die Wiege jener üppigsten Säugerschöpfung auf der Nordhalbkugel lag, so lag auch seine dort. In den sommerfrohen immergrünen Wäldern dieser Tertiärzeit erscheint zum erstenmal das schöne Tropenland wirklich dem Orte und der Zeit nach lokalisiert, das von Forster bis auf Darwin „irgendwo" als realer Urboden der Menschwerdung geträumt wurde. Wenn wir zugleich aber diese Tertiärwälder in tropenhafter Fülle ringförmig gegen den nördlichen Polarkreis sich gruppieren sehen, so fällt jeder Zwang fort, diese Menschenentstehung zwischen die wirklichen Wendekreise in die Linie der senkrechten Sonne zu rücken. Heute leben die spärlichen Reste menschenähnlicher Affen im zentralen Afrika und im Süden Afrikas. Aber das sind ja nur allgemein für unsere Tage die klimatischen Strandungswinkel der vom Norden herabgeschwemmten tertiären Säugetier-Arche. In der Blüte des Tertiär selber hauste der Pliopithekus, der ein echter Gibbon war, in der Schweiz und der Dryopithekus, der größer war als unser Schimpanse, in Frankreich und in Schwaben. Nicht das geringste steht im Wege, sich hier oder in ähnlichen, noch nördlicheren Gegenden auch jenen weltgeschichtlichen Gibbon zu denken, der anfing, gewohnheitsmäßig aufrecht zu laufen, sich mit seinen Genossen durch eine verwickeltere Sprache, als die bisherige Affensprache war, zu verständigen und sich durch selbstgeschaffene Werkzeuge zu schützen und in seiner ganzen Lage zu verbessern. Hier bereits mußten alle jene Dinge sich vollziehen, die wir oben besprochen haben: die Wirkung der Wärme — und die Unmöglichkeit einer Entblößung der Haut durch plötzliche erotisch-ästhetische Liebhaberei für Nacktheit.

Digitized by Google

Allerdings ist der einzige uns bisher greifbar zugängliche Rest, der uns jenen Übertritt vom Gibbon zum Urmenschen noch einigermaßen anschaulich macht, in den wirklichen Tropen, auf Java, also fast unter dem Äquator, gefunden worden, — der Pithekanthropus, den Dubois zu Anfang der neunziger Jahre uns aus einem alten Flußbett im Vulkantuff gegraben hat.

Aber dieser Affenmensch stammt unzweideutig vom äußersten Ende schon der Tertiär-Zeit. Er liegt zusammen mit den Resten von Elefanten und Nilpferden, die völlig den Eindruck machen, daß sie eben eingewandert waren als Vorposten der großen tertiären Tier-Flucht, die vom erkaltenden Norden gegen die Tropen drängte. Sie wanderten ein, um wenig später schon zu erliegen wie ein versprengter Auswandererposten ohne Glück und Stern. Und mit ihnen mag das ebenso versprengte Häuflein nordischer Affenmenschen dahingekommen sein, das offenbar ebenso unfähig war, den Wechsel zu überstehen, denn es starb ja ebenfalls aus bis auf den letzten Kopf. Im höchsten Grade unwahrscheinlich aber scheint, daß dieser Zwischentypus von Gibbon und Mensch damals, so spät, erst neu „entstanden" sein sollte. Die Tierformen, mit denen er kam, gehen über weite Zeiträume zurück, waren thatsächlich schon damals alt. Und ihre Jugend lag höchstwahrscheinlich bei allen im Norden. Warum soll er allein eine Ausnahme gebildet haben?

War dieser Pithekanthropus noch behaart, wie der Gibbon, der Orang es sind? Die paar Knochen sagen darüber natürlich nichts. Aber wenn unser Gedankenfaden oben richtig bis zur Bruchstelle gelaufen ist, so muß er es als Tier, das aus millionenalter Haartradition kam und das stets in einem warmen Klima gelebt hatte, gewesen sein.

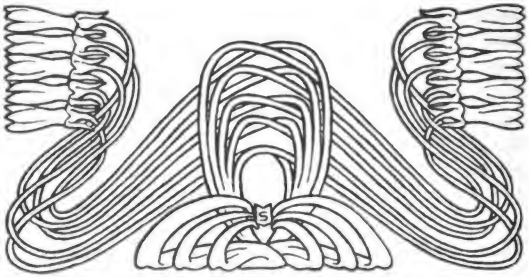
Nun aber. Der letzte Affenmensch, den wir kennen, liegt, als ein versprengter, totgeweihter Flüchtling wahrscheinlich, und ebenso wahrscheinlich affenhaft haarig, auf Java. Ungefähr gleichzeitig bricht weiter nördlich die Eiszeit mit ihren vollen

Digitized by Google

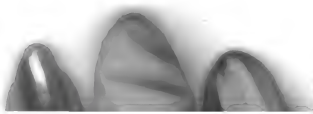
Schrecken herein, nachdem ihre Vorwehen wohl schon längst Wandermotiv unzähliger Tierscharen gewesen waren. Wie lange die Zeiträume dieser Eiszeit in sich sind, weiß ich nicht. Kurz sind sie sicher nicht gewesen. Die Eiszeit scheint mit Intervallen gearbeitet zu haben, in Pausen schmolzen die Gletscher teilweise zurück und kamen wieder. Das deutet auf sehr lange Dauer, besonders wenn du bedenkst, daß die ganze Eissummierung bis zu solchen Grönland-Eisfeldern bei dem angesetzten Temperatursinken von nur ein paar Grad immer erst Werk einer gehörigen Winterfolge sein konnte. Es konnten sich ja auch Tiere wie das Mammut anpassen, und das spricht entscheidend gegen jede Halsüberkopf-Katastrophe. An eine Sintflut kann sich nichts anpassen, denn alles ersäuft lange vor dem ersten Anlauf dazu. Leckt aber das Wasser in jedem Jahrhundert nur einen Schritt höher, so mag am Ende mit dem wirklichen letzten Brocken Halligland das Landtier fröhlich als wohlangepaßter Seehund davon schwimmen.

Und da — — inmitten noch dieser Eiszeit erscheint auf einmal, nicht der Affenmensch, sondern — der Mensch. Und zwar erscheint er im sichtbarsten Felde dieser Eiszeit: in Nordeuropa. Er erscheint so, wie ich ihn dir im Bilde der Kalksteingrotte gemalt: auf seinem nackten Leibe rot angestrahlt von der Herdfeuer-Glut.

Digitized by Google



Vor Jahren war's, an einem unvergeßlichen Wandertag. Wir waren von Zürich aus, immer zu Fuß, durch die Voralpen gewandert, Julius Hart, seine liebe Frau und ich. Im Nebel endlich herauf auf den Furka-Paß. Dann eine Abendstunde von unsagbarer Reine des Himmels — und gerade jetzt mit dem vollen Blick auf die Eissphinx der Hochgebirgswelt. Da lag unter dem sogenannten Känzli greifbar nahe der Rhonegletscher. Eine Eisscholle, und von dieser Scholle perlt sachte ein Tropfen und aus diesem Tropfen wird ein Weltstrom, der unglaublich weit hinter der Erdkrümmung des Horizontes dort in's himmelblaue Südmeer fällt. Diese Eisscholle lag da in ihrer ganzen heiligen Erhabenheit. Unter unserm Fuß um einen nassen Schneefleck ein roter Kranz winziger kriechender Rhododendron-Blüten. Dann ein kurzer Abstieg zermürbten Gesteins. Und nun groß, weiß, nackt, wie ein ungeheurer erstarrter Leib die glatte Fläche des Gletschers, ganz ohne dunkle Schuttstreifen. Hinten über dem Anfang nur ein paar kurze Bergzacken, der Gletscher ganz herrschend, ohne besonderen Berg, der ihn entließ. Nur drüben die Seitenwand, die er in alten, stolzeren Tagen noch faßte, von ihm blank poliert. Nach links ging dann der Eisstrom in königlicher Biegung abwärts, erst ganz rein in der Marmorlinie, bis er tiefer zerriß, sich spaltete wie zu einem grandiosen Trümmerfeld spitzer grüner Glas-



Digitized by Google

ſcherben. Unter ihm der ſchwindelnde Abfall wie ein blauer Trichter in's Rhonethal. Von dem hob ſich dann drüben wieder in Zickzacklinien aufwärts die Grimſelſtraße und über der ganz wolkenhoch, doppelt hoch durch den Abgrund darunter, wie das Stockwerk einer neuen Welt, die Eiskoloſſe des Berner Oberlandes mit der dräuenden Pyramide des Finſteraarhorns grade auf dem Rand. Wie auf einem Ballon ſchwebte der Blick von dieſem Grund zur Höhe und wieder, ſchwerelos ſich wiegend, von der Höhe zum Grund.

Da faßte er ganz, ganz tief unten ein liliputaniſches Daſein. Dort, wo die Rhone ſich als winziges Fädchen dem Eiskoloß entwand, blinkten ein paar Fenſterchen, Häuschen der Menſchenkinder, die Hotelbauten in Gletſch. Es lag etwas Niederſchmetterndes in dem Kontraſt. Und doch wieder auch ſolche Kühnheit der Liliputarbeit in dieſen Maulwurfhäuſchen zu Füßen der über Berge hinweg gelagerten nackten Eisrieſin. Unwillkürlich kam es auf die Lippe: So fing es an! So ſaß der erſte Menſch am Gletſcherrande der Eiszeit! Der Gletſcherleib lag auf einmal auf halb Europa und das da unten waren erſte Hütten prähiſtoriſcher Menſchen, — Jagdhütten von Mammut-Jägern. Nie vorher war der Gedanke daran mir ſo als Bild aufgegangen. Das rieſige Eis und der winzige Menſch. Was hatte dieſe Eisſphinx in ihrer Umklammerung aus ihm gemacht? Aus ihm, deſſen letzte Tierheit in den immergrünen Wäldern der Tertiärzeit lag!

Sie hatte ihn nicht begraben und nicht verjagt. Dafür haben wir die Beweiſe. Als Eiszeit-Anpaſſung taucht er auf, als vollkräftige, die das ungeheure Phänomen an Ort und Stelle beſteht und den Ort dauernd behauptet, als es endlich

Digitized by Google

wie ein böses Tier zurückkriecht, die Ebene frei giebt und auf die hohen Berge und die Polarlande zurückklettert.

Dieser Eiszeit-Mensch taucht uns in wundervollen Fundstätten auf, wo sein Leben aufgeschlagen noch vor uns liegt wie ein Buch. Die eine ist in Taubach bei Weimar, die andere die schon erwähnte an der Schussenquelle in Oberschwaben. Dort, auf der klassischen Erde, stand eine prähistorische Niederlassung an einem See, den die Ilm bildete, und die Abfälle fielen in den Grund, wo der Kalkschlamm sie umspann und erhielt. Hier hatten Renntierjäger ihr Sommerquartier an einer Gletschergrube im Moränenschutt, und allerhand Kulturmüll geriet unter die Grönlandmoose dieser Grube, die ihn tadellos bewahrten. In beiden Fällen siehst du auf erste „Kultur", also auf Werkzeuge. In Taubach haben sie den Alt-Elefanten und das Merckschе Rhinozeros, den Hirsch und den Höhlenbär in Gruben gefangen und die Knochenteile für ihre Zwecke verarbeitet. Für andere Werkzeuge und Waffen lieferten harte Gesteine, Feuerstein, Kiesel und Quarzporphyr, den Stoff. An der Schussenquelle ist es besonders das Renntiergeweih, das, mit dem Feuerstein-Werkzeug geschnitten, unendliches Material zu weiterer Werkzeugschaffung geliefert hat.

Von diesem einfachen Gebrauch der Werkzeuge kannst du aber nun nicht ohne weiteres sagen, daß die Eiszeit ihn erst dem Menschen aufgenötigt hat. Was wissen wir, ob der Pithekanthropus der Tertiär-Wälder nicht schon damit begann. Greift doch der Affe heute noch zum Stein, zum Ast als Verteidigungsmittel; der Orang baut sich sein Schlaflager im Baum kunstvoll genug aus Zweigen. Der erste regelrecht als Waffe zurecht gehauene Feuersteindolch würde allerdings wohl immer die gute Grenze gezogen haben zwischen Affe und Mensch. Aber jeder Anhalt fehlt uns, wie weit diese Menschwerdung als solche hinter die Eiszeit zurückgehen kann.

Doch es sind da gewisse engere Kulturspuren, die über dieses allgemeinste Prinzip hinausführen, und die geben aller-

Digitized by Google

dings sofort zu denken. In Taubach wie am Schussen findest du Spuren vom Herdfeuer. In Taubach liegen die Rhinozeros-, die Elefanten- und Bärenknochen verkohlt neben geröteten und hitzegehärteten Muschelkalkbrocken des Herdrandes und Stückchen der Holzkohle selbst. Es strahlt einen ordentlich noch an, was diese schlichte Thatsache des Feuer-Besitzes in einer Eiszeit bedeutet haben muß. An dem gleichen Schussen liegen aber auch jene Farbpasten herum, von denen ich dir sagte. Die Kerle bemalten sich rot. Dann müssen sie doch mindestens teilweise, wo nicht am wahrscheinlichsten ganz nackt gewesen sein. Auf einem Stück Renntierknochen mit Kritzelbildern aus einer französischen Höhle ist denn auch ein unverkennbar nackter Mensch dargestellt. Man hat über die Echtheit dieser prähistorischen Bilder einen langen Streit geführt. Weil hier und da nachweislich dabei gemogelt worden ist, geht aber doch nicht an, die immer erneute Fülle der Funde für Mogelei zu erklären. Grade auf diesen Renntierknochen-Kritzeleien der Dordogne-Höhle sind auch so unverkennbare Typen echter Wildpferde erhalten (wie sie sicher damals im Lande waren), daß die treffsichere Phantasie des modernen Fälschers ein größeres Wunder wäre als die Realistik der wirklichen Wildpferd-Jäger aus der Eiszeit.

Wie aber will dieser Nackfrosch in die Eishölle taugen? Du wühlst weiter in der prähistorischen Müllgrube und du findest knöcherne und hölzerne Pfriemen und Nadeln, findest unverkennbare Spuren, daß schon Fäden gedreht worden sind, daß genäht, ja filetartiges Netzwerk gewebt worden ist. Du siehst gleichzeitig auf Schlachtstätten großer und kleiner Pelztiere. Alles war ja dick verpelzt, selbst das Nashorn. Abgezogene Felle tauchen dir im Geiste auf. Was sollen die Leute mit ihrem groben Handwerkszeug anders verwebt, geknüpft haben als Tiersehnen, was sollen sie genäht haben als — Tierfelle?

Und auf einmal leuchtet dir ein, was dem nackten Kerl

Digitized by Google

das Jagen in der Eiszeit-Kälte möglich machte: der Pelz, den er dem Bären abgestreift und sich als Rock um den Leib gewickelt, als rohe Hose um die Beine geschnürt hatte. Der bekleidete Mensch steht vor dir!

Nun mußt du dir sagen, daß diese ältesten Kulturstätten, die wir kennen, alle schon aus späteren Perioden der Eiszeit stammen. Die Taubacher macht den Eindruck, als liege sie etwa zwischen einer ersten und zweiten Haupt-Vereisung. Die Schussenrieder stammt bestimmt aus der zweiten Vereisung, möglich ist sogar, daß sie an deren Schluß gehört. Und auf diesem Fleck laß das Spinnenfädlein des Gedankens nun abermals schießen.

In die Eiszeit ein tritt der noch affenhaft an sich selbst bepelzte Mensch. Dieser Mensch bringt schon mit oder erfindet mindestens jetzt die erste Werkzeug-Technik. Zu den Konsequenzen dieser Technik gehört als Möglichkeit auch das Abziehen und wenigstens oberflächliche Bearbeiten von Tierfellen. Diese Möglichkeit wird aber eine Existenzfrage geradezu mit dem immer grausamer hereinstürmenden Kälte-Gespenst. Denn das überlieferte Affenhaar genügt da nur mehr ganz mangelhaft. Wie (ich sagte es schon) der dick behaarte Orang unserer Zoologischen Gärten sich beim geringsten Temperaturfall zähneklappernd in die wollene Decke wickelt, die ihm der Wärter — der Mensch! — reicht, so greift der Eiszeit-Anfangs-Mensch zum Bärenfell und wickelt es sich noch über seinen angewachsenen Affenpelz. Vergiß nicht: für diese Tertiär-Wesen war schon ein Klima wie unser heutiges in Nord-Europa ein starker, scheußlich zähneklapperiger Abfall. Und das sollte damals allmählich noch im Mittel um etwa fünf bis sechs Grad darüber hinaus abwärts sinken!

Hiermit war zunächst etwas Wichtiges aber wieder als folgenreiche Station erreicht. Das natürliche, organische Körperhaar war überboten durch das künstliche, sozusagen das „Werkzeug-Haar". Du siehst nun durchweg, wo in dieser Weise

Digitized by Google

Organ und Werkzeug in gleicher Richtung sich begegnen, das Organ sehr bald zurücktreten. Der Mensch, der eine Bärenkinnbacke mit dem großen Eckzahn als Schlagwaffe benutzte, brauchte selber keine großen Eckzähne mehr nach Gorilla-Art im eigenen Munde: das Material konnte von der Natur an ihm gespart, und der Raum dem Gehirnteil des Schädels, also dem Zentralbureau jener Werkzeugschaffung, zugeteilt werden.

In das Innengewebe dieser Wandlungen und Ersetzungen sehen wir ja noch nicht sehr deutlich hinein. Aber so viel ist allgemein wahrscheinlich, daß vom Augenblick der künstlichen Bekleidung an eine natürliche Linie gegeben war, die mindestens zu einer Verkümmerung des echten Körperpelzes hinlenken konnte.

Das Leibeshaar mußte zunächst an den Schultern und am Rücken durch den Druck der aufliegenden Überkleidung immer und immer wieder bei jedem Individuum abgescheuert werden. Nun ist freilich in der heutigen Forschung auch das noch ein ungeschlichteter Streit, ob derartige mechanische Außenwirkungen, über viele Generationen fortgesetzt, direkt und allein dazu führen können, daß endlich bei den neugeborenen Kindern bereits ein Erfolg sichtbar wird, — also in diesem Falle so, daß endlich das Rücken- und Schulterhaar schon von Geburt an immer schwächer und „abgeschabter" aufgetreten wäre. Auf alle Fälle aber war dieses Abscheuern, auch wenn es lange Zeit hindurch nur individuell immer wieder sich nach längerem Kleidertragen einstellte, ein Vorteil für den Besitzer aus einem ganz bestimmten Grunde, der wieder im Wesen des Begriffes Werkzeug steckt.

Wo immer Werkzeug und Organ in Vergleichung kommen, da hat das Werkzeug einen geradezu ungeheuren Vorteil. Das Organ ist unlösbar angewachsen. Das Werkzeug dagegen läßt sich nach Gebrauch ablegen. Die Kralle am Finger und den Beißzahn im Maul muß ich ewig mit mir herumschleppen, auch wo nach Kratzen und Beißen nicht der geringste Bedarf ist. Die Mistgabel oder das Beil kann ich heute zu meiner Ver-

Digitized by Google

teidigung in die Hand nehmen — und morgen, wenn alles ruhig ist, kann ich sie in die Ecke stellen. Genau so ging der Pelz am Leibe, der angewachsene, ewig mit: der übergestülpte Bärenpelz dagegen konnte ebenso bequem wieder abgestülpt und an den Nagel gehängt werden, wo er nicht nötig war. Und solchen Ort gab's.

Neben den Nähnadeln und Stricknadeln liegen im prähistorischen Müllhaufen die angebrannten Knochen und Kohlen. Die Herdflamme war das zweite große Werkzeug, das neben dem Bärenpelz die Eiszeit überstehen ließ. Der Bärenpelz diente im Freien als schlechter Wärmeleiter, der die Körperwärme zusammenhielt. Die Herdflamme aber war das „erste Haustier", sie wärmte in der Höhle. Wenn die Menschen in ihrer Höhle im Kalksteinfels saßen, dann hatten sie alle miteinander, die ganze Familie, eine Sorte Kleid um sich, die war noch ganz anders warm als der Bärenpelz oder das angewachsene Hautfell des Einzelnen. Den schlechten Wärmeleiter, der die Körperwärme schützte, bildete hier gewissermaßen die Wölbung der ganzen Höhle. Zwischen dieser Wölbung und den einzelnen Menschenkörpern aber lag noch eine besondere positive Wärmequelle, die den Luftzwischenraum von sich aus heizte: eben die Herdflamme. Um die innere Leibeswärme zu retten, war den Körpern hier in der Höhle also der Bärenpelz total überflüssig, — im Moment, da sie in die geheizte Höhle krochen wie in einen höheren Sozial-Pelz, mußten sie den Bärenpelz abstreifen und an den Nagel hängen. Willkommen war das ohnehin genug schon aus Ausdünstungsgründen und vor allem auch aus Entlastungsgründen: es war ja, als fiele den Kerlen ein Klotz von der Schulter, den sie lange genug mit ihren zwei Beinen (sie hatten nicht mehr vier zur Entlastung wie der Meister Petz selber!) hatten zwangsweise draußen schleppen müssen.

Wenn heute der Eskimo, dieser letzte „Eiszeit-Mensch" unserer Tage, über seine Schneefelder zieht, so steckt er im

Digitized by Google

Pelz wie eine Schildkröte in ihrer Schale. Wenn er aber in seine geheizte Hütte kriecht, so weiß er sich nichts Eiligeres, als all diesen Ballast von sich zu werfen. Mann wie Weib, Kind und Jungfrau führt da drinnen das Leben von nackten Wilden.

Nun denke dich aber in die Anfänge jener wirklichen Eiszeit. Da stürzen deine Ur-Eskimos etwa in ihr Versteck im Fels der schwäbischen Alb. Fortgeschleudert sind die Bären- und Mammut-Pelze. Aber dabei kommt ja hier noch nicht der heutige nackte Eskimo aus der Hülse, sondern zunächst erst der Mensch mit dem alten angewachsenen Affenpelz. Der ist denn eine lästige, überflüssige Zuthat hier, die man lieber nicht hätte. Schließlich wird das nicht einmal damit erkauft, daß er etwa draußen als Unterflanell unter dem Jagdpelz unentbehrlich wäre. Der Bärenpelz langt. Das Hautflanell macht nur das Gesamtgewicht noch größer. Und es hindert zugleich die Hautausdünstung unter der Decke. Und gewiß noch eins: es bildet einen wahrhaft höllischen Schutzboden für Ungeziefer, das jetzt in dem Tunnel zwischen Haut und Bärenpelz hier in der Leibeswolle ein nur zu ideales Asyl findet.

Du weißt, wie die Floh- und Lausplage in der ganzen behaarten Säugetierwelt zu einer wahren Lebensfrage gediehen ist. Vom Affen läßt sich beinahe sagen: ein Drittel aller seiner Lebensenergie erschöpft sich in der Jagd auf diese kleinen Unholde. Die geringen Haarreste, die der Mensch sich heute gerettet hat, geben doch noch immer einen ausreichendsten Begriff davon, was das Läuse-Problem bei ihm einmal für eine Rolle gespielt haben muß.

Ja es ist sogar hochinteressant, daß wir inmitten unserer europäischen, ängstlich bekleideten Kultur noch immer am Menschenleibe gelegentlich eine Laus besitzen, die mit fester Sympathie und Antipathie das offene Kopfhaar verschmäht und sich hartnäckig in den übrigen größeren Haarresten des Leibes heimisch fühlt. Ich meine die vielgeschmähte Filzlaus. Wenn du das Achselhaar und das Haar über den Organen

Digitized by Google

der Mischliebe als die letzten, irgendwie erhaltenen Reste (wir reden davon noch) des alten Leibespelzes ansiehst, wie er für eine Übergangszeit auch noch unter der ersten Bekleidung fortbestand, — so würdest du in dieser zähen Filzlaus, die gerade da heute mit Vorliebe herbergt, einen letzten Mohikaner noch haben des Spukgesindels, das weiland den Menschen zwang, aus seinem eignen Fell zu fahren, weil er's nicht mehr aushalten konnte. Wie die letzten Schnabeltiere, Kiwis, Brückeneidechsen und Riesenschildkröten der Urzeit heute auf Inseln im Ozean sich zurückgezogen haben, nachdem ihnen sonst überall der Boden unter den Füßen weggesunken ist, so bewohnt diese Laus in den Haarinselchen der Achseln und Geschlechtsteile heute ebenfalls nur mehr letzte Klippen gleichsam im übrigens allenthalben offenen Meer deiner Nacktheit. Und es mag solche historische Betrachtung sogar einen gewissen Reiz einem Tierlein verleihen, das sonst das eigentümliche, ja fast einzigartige Schicksal gehabt hat, in der menschlichen Auffassung eine Moral-Beleuchtung zu erfahren, die ihm die rote Marke des Unsittlichen aufprägte.

Unter diesen Umständen mußte also jenes Abscheuern, das den eigenen Haarstand zunächst wenigstens etwas einschränkte, von Stund an bewußt als Gewinn begrüßt werden. Die Nacktheit tauchte auf als erwünschte Nützlichkeit, je mehr, je besser.

Mit dem schärfsten Wort: Nacktheit wurde Ideal.

Und da hätten wir also in erster Andeutung jetzt wirklich, was wir oben im Gedankennetz so empfindlich vermißten: eine praktische Nützlichkeit zunehmender Nacktheit zunächst einmal als solche unabhängig noch von allen ästhetischen und erotischen Dingen. Eine Wunsch-Nacktheit aus reinem Lebenskampf-Vorteil!

Digitized by Google

Freilich: der Mensch wünschte sie fortan, — gesagt ist aber damit noch nicht, daß er sie ohne weiteres erlangen konnte. Zu allererst hat er jedenfalls sich daran gemacht und „werkzeuglich“ nachgeholfen: er hat sich künstlich geschoren. Aber da sehen wir heute noch bei wilden Völkern vielfältig im Brauch, sich die Augenwimpern, die Barthaare, die Schamhaare und Achselhaare nicht bloß abzurasieren, sondern sogar mit dem größten Raffinement Stück für Stück immer wieder auszureißen. Bei den nackten Bakairi-Indianern Zentral-Brasiliens werden schon den ganz kleinen Kindern die Wimpern systematisch ausgezupft, und das Schamhaar wird von Jüngling wie Jungfrau bis aufs spärlichste Würzelchen vertilgt, als sei es die gottloseste Unsittlichkeit. Aber trotz alledem — und wie uralt mögen solche Bräuche sein — kommen die Kinder dort immer wieder mit Wimpern zur Welt, und gerade die Pflicht des Jätens in der Reifezeit beweist die immer erneute Fruchtbarkeit des Kornfeldes. Und so geht's, scheint es, mit anderen ebenfalls. Die Tonsur, auch bei jenen Indianern ein altbeliebter Brauch, den nicht erst der fromme Jesuitenpater zu ihnen zu bringen braucht, muß immer in jeder Generation neu gemacht werden, — vererbt wird sie nicht. Endlich: seit grauen Tagen huldigen (neben so viel andern Völkern) die Juden der Beschneidung, noch immer aber liegt keine einwandfreie Statistik darüber vor, daß deshalb ein wachsender Prozentsatz von Judenkindern ohne Vorhaut geboren würde. Und so ließe sich denken, daß jene prähistorischen Haarmenschen in ihrer Höhle sich jahrtausendelang das gesamte Körperhaar (mit Ausnahme des Kopfhaares) abrasiert und ausgezupft hätten und daß es doch nichts genützt hätte, — als eine zu grobe Methode, die die Vererbung nicht erreichte. Aber du kannst auch dieses künstliche Abrasieren aus menschlichem Willensakt thatsächlich als direkte Ursache des wirklichen Nacktwerdens noch ganz aus dem Spiel lassen und wirst doch den Einschlag gerade vor dieser Stelle sofort sehen, der die Sache zum Klappen bringen mußte.

Digitized by Google

Schon durch das einfache Abscheuern der Haare unter dem Kleid, noch mehr aber durch ein künstliches Kurzschneiden und gar Ausrupfen wurde bei den einzelnen Individuen mehr und mehr das frei, das sichtbar, was bis dahin für Menschenaugen so gut wie völlig verschlossen gewesen war: nämlich der wirkliche plastische Umriß des menschlichen Körpers.

Und zwar wurde er sichtbar in einer Kontrastwirkung. Draußen der im Pelz eskimohaft vermummte Mensch so formlos wie möglich. Drinnen am Herdfeuer der Mensch so plastisch gegliedert wie möglich. Draußen Pelz Ideal, — drinnen Pelzlosigkeit. Der erste Kontrast ist zweifellos schon empfunden worden, als das eigene Affenhaar sogar noch herauskam nach Abstreifen des Bärenpelzes: gegen einen über und über in fremde Felle vermummten Eskimo ist etwa ein behaarter Schimpanse immer noch ein gut teil plastischer, ausgestalteter, sozusagen umrißnackter. Nun tauchten aber bald auch zur Blöße abgescheuerte Rücken, Schultern, Schenkel, Brüste daheim aus dem Pelz. Und dazwischen mischten sich ganz geschorene, ja gerupfte Gestalten. Bei den letzteren erschien, wenn auch zunächst also immer nur bei Individuen als individuelles Kunstprodukt und nicht angeboren, der reine Hautboden in größerer Ausdehnung, — zum ersten Mal.

Diese Hautflächen, einmal da, ließen aber mancherlei zu, abgesehen vom leichteren Insektenfang. Sie ließen sich mit Fett salben. Mehr aber: sie ließen sich hübsch rot anmalen.

Nun gieb acht, denn hier schlingt sich der Knoten. Wo wird unser Eiszeit-Bruder geliebt haben? Doch ganz unzweideutig nicht, wenn er draußen im Bärenpelz auf die Mammut-Jagd ging, — sondern daheim bei der Herdflamme. Daheim, wenn der Pelz am Nagel hing und die Nacktheit Trumpf war.

Der plastisch mehr und mehr heraustretende Körper war der, den die Augen der Liebe allein anschauten. Wenn der fremde Pelz fiel und er sich enthüllte, so war das nicht immer

Digitized by Google

bloß das Enthüllen zu Nützlichkeitszwecken, sondern zu bestimmten erotischen Zeiten auch das Darbieten des Liebeskörpers. Wenn aber nun aus Nützlichkeitsgründen dieser enthüllte Leib zugleich wirklich immer haarloser sich bot auch an sich selbst, immer abgescheuerter, immer geschorener, immer rasierter, immer gerupfter: so war es diesmal wirklich durchaus nahe liegend, daß diese Nacktheit jetzt endlich auch ins Gesichtsfeld des Erotisch-Ästhetischen geriet. Der rhythmische Sinn empfand diese plastisch nackte Menschengestalt als hübscher denn die haarverhüllte. Der erotische Hang verquickte sich damit: das Schönste war der wählenden Liebe das Begehrenswerteste. Wenn die künstlich angelegte Hülle fiel und der Liebesmensch überhaupt sichtbar wurde, so war dann bei dem nun auch der nackteste der liebste. Zu der Umrißform trat mit der eigentlichen Hautnacktheit ja jetzt auch die Möglichkeit des andern alten Tierlockmittels: grellbunte Bemalung, die allerdings hier, beim Werkzeug-Menschen, sofort schon künstlich, als Gabe eben der Werkzeugbeherrschung, als absichtliche „Malerei" kam.

Nun aber bedenke, was für eine radikale Macht jetzt doch noch mit dieser erotischen Einmischung positiv in die Sache kommen mußte. Jetzt kam das ganze Paradiesvogelmotiv schließlich doch mit und zwar streng konzentriert auf die Nacktheit.

Wie alle Merkmale dieser Art, so variierte die Haardichte zweifellos bei den einzelnen Individuen. Es kamen dichter behaarte und ausnahmsweise schwächer behaarte vor. Denke bloß daran, wie das ja selbst heute noch bei den Haarrudimenten des Mannes wechselt: hier einer mit Schwarzwuchs am halben Leibe und ewig nachsprießendem Blaubart, den kein Rasieren dämmt, — dort der milchweiße Leib fast haarfrei für den Anblick und zeitlebens kaum ein paar Bartstoppeln. Wenn du Lust hast, magst du ja auf dieses Auftreten schwachhaariger Menschenkinder damals schon verrechnen, was etwa die Vererbung des Abscheuerns und Rasierens wirklich allmählich selber

Digitized by Google

hinzugethan hätte: in etwas anderem hätte sie sich jedenfalls nicht geäußert als im Zunehmen dieser Schwachhaar-Variante. Doch einerlei, — wenn auch nur der gewöhnliche Prozentsatz mitlief, — also immer ab und zu ein schwächer behaartes Menschenkind von Jugend an: dieses Menschenkind hatte jetzt, sobald der Liebesblick auf „nackt" angelegt war, ein Prä noch vor allen Geschorenen und Gerupften. Es war „schöner" als seinesgleichen, — in der ganzen liebesroten Beleuchtung dieses Wörtchens, die wir vom Mandrill und Paradiesvogel her kennen.

Denkbar ist, daß die Mutter schon beim neugeborenen Kinde die möglichst schwache Behaarung begünstigte. Man sieht ja in rohe Zeiten, da mißgestaltete Kinder sicherlich vielfach getötet wurden und die Auslese nach dem Elterngeschmack gleich hier eine Rolle spielen konnte. Erinnere dich an die Geschichte von Rebekka, die den Jakob mehr liebt, der „glatt" ist, als den „rauchen" Esau!

Wie es damit sei: jedenfalls setzte jene Maschine hier unaufhaltsam ein, die, ob sie nun Paradiesvogel-Schwänze oder das abgekehrte Nordlicht eines Affen schaffe, allemal „schönere Rassen" vermittelst der Liebe selber erzieht, sobald „schön" einmal irgendwie klar gegeben ist. Der von Natur schon nacktere Jüngling fand mehr Gnade bei den Mädchen, das natur-nackteste Mädchen fand am leichtesten einen Mann. Und jetzt drückte die einfache Vererbung in einer gar nicht so sehr großen Kette von Zeugungen, Kindergebärungen, Wiederwahlen der Enthaartesten und so weiter die Sache sicher durch: eine immer haarlosere Rasse entstand bis zum Gipfel, daß alles Geborene endlich so gut wie nackt war.

Klar siehst du den Faden hier, der offenbar so unendlich oft in der höheren Weltentwickelung sich gleichartig abgerollt hat.

Ein Nützlichkeits-Ideal im Daseinskampfe enthüllt, befreit, ohne selbst dabei interessiert zu sein, als Nebensache mit ein hübscheres rhythmisches Verhältnis, ein ästhetisches Ideal

Digitized by Google

— hier den nackten Körper. Der rhythmische Sinn wendet sich dem, sobald es gegeben ist, triebhaft sicher als dem Wohlgefälligeren zu. Da hinein mischt sich nun ein erotisches Ideal: das zum Liebeszweck wählende Auge, vom Daseinskampf entlastet und allen feineren Regungen erhöht zugänglich, wählt für seine höhere Praxis das Wohlgefälligste zum Zweck der Knüpfung des Liebesindividuums. Und auf dieser Liebesbrücke wird das ästhetische Ideal jetzt immer verstärkt zur wahren Realität gemacht, es sinkt ein in das tiefste Mysterium des Zeugungsprozesses und steigt an dieser goldenen Leiter dann unaufhaltsam in die Entwickelung selber hinauf, wo der Wunsch endlich als Erfüllung, die Freude am Ästhetischen als eine immer ästhetischere Welt erscheint.

Notwendig ist dabei bloß, daß du den rhythmischen Sinn als solchen zugiebst als eine seelische Grund-Eigenschaft — und außerdem gewisse körperliche rhythmische Grundveranlagungen in der Natur. Also in diesem Falle beim Menschen einen Sinn für die größere rhythmische Wohlgefälligkeit des nackten, bunt bemalten Körpers vom Moment an, da er als gegebener Kontrast neben dem um und um formlos bepelzten stand. Und bei diesem Körper selbst eben gewisse rhythmisch wirkende Verhältnisse, die gleichsam befreit, aktiv wurden im Moment, da der fremde und eigene Pelz die Decke davon zog. Vor dem „Bewußten" des Prozesses brauchst du dabei nicht unnötig viel Angst zu haben. In einigem Sinne sind wir ja gewiß jetzt in der Sphäre des „Bewußtseins". Aber wenn dir graut vor dem urmenschlich viel zu hohen Gedankenprozeß: „Ich finde das schön, folglich wähle ich mir dieses Schönste für meine Liebe", — so merke dir, daß du gerade den rhythmischen Sinn, also das „Ich finde das schön" gar nicht triebhaft-intuitiv genug auffassen kannst. Du brauchst dir auch nicht das kleinste Titelchen einer Reflexion hineinzudenken, — so wenig wie heute der Wilde „denkt", wenn er nach der blauen Perle greift statt nach der weißen, oder das Kind „denkt", das stundenlang mit Andacht

Digitized by Google

in die wechselnden rhythmischen Farbenplättchen seines Kaleidoskops starrt. Gerade deshalb habe ich ja das Wort „Rhythmotropismus" dir gebildet, so ungelenk es ist, — weil es nämlich das geradezu Pflanzenhafte der rhythmischen Neigung ausdrücken soll innerhalb des Seelischen. Wie die Wurzel ihrem Geotropismus folgt und senkrecht zur Schwere wächst: so stellt sich diese Neigung genau so triebhaft-zwangsweise gegen das Rhythmischere, ästhetisch Wirksamere ein.

Und eines Tages war es also die menschliche Nacktheit, die so den Magnet im ästhetischen Kompaß bildete. Nicht lange: und die Liebe hatte sie fixiert. Nun war sie dauernd in der Welt auch über das Ästhetische hinaus, — eine Thatsache, die wieder für sich Wellen warf.

Die nächste Frage aber wäre wohl: warum hat denn nun die Enthaarung doch nicht ganz gesiegt?

Da sitzen deine Kopfhaare. Und da sprossen dir just gerade zur Zeit der Liebe, die alles fortgebracht haben soll, die Achselhaare und die Haare über dem Organ der Mischliebe.

Was soll das? Der Filzlaus und Kopflaus zu Liebe kann's doch nicht geschehen sein. Hier gilt's auf alle Fälle, etwas in das Hauptbild noch hinein zu zeichnen. Beginnen wir mit dem scheinbar ganz vertrakteſten: dem Achsel- und Schamhaar.

Ganz gewiß: durch sein nachträgliches Auftreten ausgespart bei Männlein so Weiblein heute noch bei der Geschlechtsreife, verrät dieses Haar einen unzweideutigen Bezug eben auf das Liebesleben, — also das, was uns nach obiger Deduktion enthaart haben soll.

Schaust du dir das heutige Verhalten dieser Zuwider-Haare an, so hast du den Eindruck eines alten Kampfes mit

Digitized by Google

einer Art Not-Konzession. Du hast die Empfindung, als sei es einer bestimmten Züchtung in der That zunächst geglückt, das Affenhaar am ganzen Leibe fortzukriegen. Bis auf den Embryo wurde es zurückgedrängt, der ja auch sonst noch mit Schwänzen und Kiemen und anderem Urväter-Hausrate sein Spiel treibt. Und das Kind kam glücklich nackt zur Welt. Dann aber habe sich ein Manko doch noch herausgestellt. Grade die Achsel- und Schamstellen des alten Fells hätten in der Liebeszeit aus irgend einem Grunde doch nicht entbehrt werden können. Und hätten, wo denn sonst alles nackt blieb, doch selber wenigstens mit Anbruch des Liebesfrühlings rasch nachträglich wiederhergestellt werden müssen. Was dann Brauch blieb bis heute und sich in der Thatsache noch immer äußert, daß um die Liebesknospenzeit diese Haare plötzlich lang nachwachsen.

Fragt sich jetzt bloß, was das für ein separater haarbefördernder Liebesgrund gewesen sein soll.

Hier gestatte einen kleinen Exkurs. Der Sinn soll dir schon klar werden.

In den düsteren Gebirgswäldern Zentralasiens, von der Tibetseite des Himalaya bis weit nach China und Sibirien hinein, birgt sich hinter flechtenbewachsenen Blöcken ein zierliches Wild: das Moschustier.

Nicht Hirsch, nicht Antilope, nicht Wildziege, gehört es einem jener uralten Reste vieldeutiger Mischtiere an, in deren Nähe wahrscheinlich einst bedeutsame Straßen der Entwickelung sich getrennt haben und die heute in unsere Zeit ragen wie ein Mal am Kreuzweg. Dieses Moschustier hat nun durch seine Liebe eigenartige Beziehungen zu uns. Die Chinesen haben sie zuerst angebändelt, bis dann die ganze Kulturwelt allmählich nachgekommen ist. Das Wörtlein „Moschus" umfaßt sie. Wenn der Jäger in seinem heimischen Tann auf das scheue Wild pürscht, so kennt er es nicht bloß an der höchst charakteristischen Spur, sondern, falls es ein Bock in der Liebeszeit ist, weithin — man sagt, auf eine Viertelmeile — auch am Geruch.

Digitized by Google

Es ist nämlich der gleiche penetrante Geruch, der dem Besucher in gewissen Nachtkaffees der Großstadt entgegenströmt, wo die Prostitution auf ihre eigentümliche Form der Liebesjagd ausgeht. Der Stoff ist hier wie dort ganz der gleiche: die Grundlage unseres Moschus-Parfums wird, wenn sie nicht verfälscht ist, unmittelbar vom männlichen Moschustier entnommen. Der Zweck aber ist ebenfalls der gleiche. Das Straßenmädchen unserer Kultur wünscht mit seinem knallend aufgetragenen Parfum eine gewisse sinnlich aufreizende, geschlechtserregende Wirkung beim Manne hervorzubringen. Das männliche Moschustier in seinen heiligen Bergforsten lockt und reizt mit ihm als Naturparfum sein Weibchen. Bloß daß der sittliche Zweck beim Moschustier dabei höher steht. Die Quelle des Geruchs und Urquelle aller menschlichen Moschus-Industrie aber ist ein kleiner Beutel zwischen Nabel und Geschlechtsteil des Moschusbocks, in den von einigen Drüsen aus zur Liebeszeit die Moschussubstanz wie eine natürliche feine Parfumsalbe entleert wird. Die angewachsene Parfumbüchse hat natürlich ihre Ausgänge nach dem offenen Bauch, wo an Haarbüscheln der feine Duftstoff frei abströmen und sich bis zur Nase des Weibleins verbreiten kann. Tritt der Duft mehrerer Bewerber in Konkurrenz, so muß allerdings noch ein gröberes Mittel nachhelfen: aus dem Maul des Moschusbocks ragen die Eckzähne wie zwei abwärts gebogene kleine Schweinshauer vor und damit muß nötigenfalls, durch blutige Schmisse und Schrammen in des Gegners Rücken, das Monopol der Liebe noch ritterlich erfochten werden.

Dieser Duftzauber des verliebten Moschustiers ist nun äußerst lehrreich. Er zeigt ein ganzes Riesengebiet von Wirkungen der Distance-Liebe, die über charakteristische, sinnlich aufregende Gerüche laufen.

Der Duft ist ganz allgemein eins der ältesten und immer wieder wirksamsten Mittel der Natur gewesen zu einer Verständigung. Eine Art uralt-ehrwürdiger Sprache ist er. Die

Digitized by Google

Mitteilung durch den Duft hat etwas voraus vor der durch das Licht, durch das Auge, denn sie kann auch im Stockfinstern erfolgen. Außerdem hat der Duft eine äußerst intensive Phantasiewirkung, deren psychologische Gründe mir vorläufig dunkel sind, die du aber beständig an dir selber erleben kannst. Ein Geruch, den du da, dort einmal zu riechen pflegtest — und die Erinnerungen schießen ein mit unerhörter Plastik: ein Zimmer, ein Haus, eine Familie, ein Weib, sie stehen wie verzaubert leibhaft vor dir. Dabei ist der Duft auch real einer starken räumlichen Ausdehnung fähig, unter Umständen viel weiter, als das beschränkte Gesicht tragen würde. Denke nur an das Moschustier selbst in seinem Wald voll eng gedrängter Bäume und Felsblöcke. Wenn das Schiff sich der Insel Corsika nähert, so ist es der Duft gewisser Strandkräuter, des sogenannten „Maquis" (Rosmarin und andere), der wie eine greifbare Hand herüberlangt, wenn auch dem Anblick noch die ganze Silhouette des Landes in blauen Wolken liegt.

Gleich bei diesen betäubend duftenden Blüten hast du aber schon eine erste Ausnutzung der Sache. Was läge an Fäden und Netzen in der Natur und wäre nicht irgendwie ausgenutzt! Die köstlichen, schweren, auch uns Menschen wie ein wollüstiger Sinnentraum betäubenden Düfte eines blumenreichen Gartens: Heliotrop und Gaisblatt, Nelken und Hyazinthen und Veilchen, sie dienen sämtlich jenem großen Lockspiel der Pflanze gegenüber dem Insekt, das ihre Befruchtung vollziehen soll. Sie sind erotische Lockdüfte, wenn auch indirekter Art, da sie zugleich Weinblumen des gratis geöffneten Wirtshauses sind. Eigentümlich ist dabei die Thatsache, daß diese Pflanzendüfte, selber ja ausgehaucht von den Blüten, also von den Geschlechtsteilen der Pflanze, vielfach Ähnlichkeit zeigen mit einem ausgesprochenen menschlichen Geschlechtsduft: nämlich mit der Duftblume des männlichen Samens. Die Verwandtschaft ist schon beim Gaisblatt merkbar, ihren Gipfelpunkt findet sie aber bei der Blüte der zahmen Kastanie. Zur Zeit

Digitized by Google

der zahmen Kastanienblüte ist an Orten, wo diese in Menge gedeiht, buchstäblich die ganze Luft geschwängert mit dem Parfüm menschlichen Samens.

Die Kehrseite sind freilich auch wieder Blütendüfte, die unserem Empfinden weder angenehm, noch sinnlich erregend vorkommen, sondern die uns einfach abscheulich riechen. Du mußt eben bedenken, daß die Blume das Insekt nicht bloß ästhetisch oder erotisch ergötzen, sondern strenggenommen zur Tafel einladen will. Erst als Wirtshausbesucher wird es ja dann ihr unfreiwilliger Liebesbote. Da sind denn für gewisse etwas gröber veranlagte Wirtshäusler auch viel herzhaftere Duftsachen probiert worden etwa im Sinne von Limburger Käse als Lockschild. Der Geschmack vieler Insekten, besonders Fliegen, geht aber noch über echten Limburger. Ihnen muß es schon faules Fleisch sein. Nach dem duften also eine ganze Portion Blumen pflichtschuldigst. Die größte Blüte der Welt gehört hierher: die ungeheure Rafflesia der Urwälder von Sumatra, deren Blume ein Meter spannt und nicht nur wie ein Lappen faulenden Elefantenfleischs riecht, sondern auch so aussieht.

Von hier ist nur ein kleiner Schritt zu Pflanzen und Tieren, die umgekehrt bestialisch schaudervolle Gerüche entwickeln, um überhaupt nicht mehr anzulocken, sondern um sich zu verteidigen. Eine solche Waffe ist der unerträgliche Knoblauchgeruch gewisser Kröten: ich erinnere mich des wahren Höllenpfuhls, der mich aus einer Botanisiertrommel anhauchte, in der ein Dutzend kleiner, sonst so niedlicher Feuerunken (Bombinator) eine Stunde weit über Land getragen worden war. Und das Stinktier, eine Art Marder, spritzt bekanntlich aus einer Drüse wie beim Moschustier einen Saft, der buchstäblich zum Himmel stinkt, den Menschen zu nackter Insolierhaft nötigt und seine Kleidungsstücke für immer unbrauchbar macht.

Doch bleiben wir bloß in der Linie der Liebesdüfte. Da siehst du denn im Tierreich den angenehmen Duft alsbald im

Digitized by Google

vollen Dienst der Distance-Liebe, noch unendlich viel direkter als es bei der Pflanze war. Hier suchen und erregen sich die Geschlechter unmittelbar am ausströmenden Geruch. Insbesondere sind es gewisse Insekten, auf die auch bei der Blütensuche von diesen Blüten mit feinem Aroma und nicht mit Limburger spekuliert wurde, deren Geruchsästhetik also offenbar eine edle, der unseren verwandte sein mußte.

Es sind die Schmetterlinge.

Bald ist es hier das Weibchen, das über weite Strecken hinweg seinen Duft ergießt, bis die liebestollen Männchen von allen Seiten heranschwärmen. Bald wieder ist es umgekehrt der Mann, von dem ein intensiver Liebeshauch ausgeht, so stark, daß ihn selbst die sehr viel gröbere Nase des Menschen empfindet.

Längst ist es den Sammlern bekannt, daß ein einziges gefangenes, aber zu freier Duftergießung offen produziertes Schmetterlingsweibchen genügt, ganze Haufen weit zerstreuter Männchen der gleichen Art förmlich aus dem Umkreis zusammen zu sieben wie ein Grundnetz die Fische aus einem Teich siebt. August Weismann exponierte so in einem Gazekästchen, durch das die Luft frei ausstrich, neun Nächte lang am offenen Fenster ein Weibchen des schönen, seidig bunten Abendpfauenauges. In diesen neun Nächten fanden sich nicht weniger als 42 Männchen dieser Pfauenaugenart ein, — eine schier unglaubliche Masse in Anbetracht, daß der Schmetterling keineswegs etwa zu den gewöhnlichen, massenhaft auftretenden Sorten gehört. Die empfindenden Geruchsorgane, die „Nasen" dieser Nachtfalter sitzen in den Fühlern und zwar sind in diesem Falle die Fühler gerade der offenbar so fein riechenden Männchen durchweg weit größer und verwickelter gebaut als die der Weibchen. Wo Frau Pfauenauge ihren Parfumapparat trägt, ist allerdings bis jetzt nicht bekannt; doch ist wahrscheinlich, daß er aus sämtlichen feinen Schuppen der Flügel und des Leibes zugleich ausströmt. Weismann

Digitized by Google

hat nachgewiesen, daß alle diese Schüppchen noch mit den lebenden Zellen der Haut in Verbindung stehen. Jedenfalls ist aber gerade dieser Duftzauber so fein, daß unsere menschliche Nase ihn trotz aller Versuche am weiblichen Nachtschmetterling selber noch nie hat riechen können. Und dabei doch solche unglaubliche Fernwirkung auf die Fühlernasen der verliebten Nachtschmetterlings-Männer! Jener Versuch Weismanns fand in der Stadt statt. Wie viel Gerüche schweben durcheinander in der Atmosphäre einer Menschenstadt! Und doch reagiert die Chemie dieser Liebesnase des Nachtfalters in all diesem unendlichen Gebräu auf eine einzige Stoffwelle: den zarten Duftäther, der von dem brünstigen Weibchen am einsamen Naturforscherfenster aus seine Wellenkreise in die Weite, über Gärten und Häusermeer wirft.

Wesentlich gröber ist umgekehrt der Mannesduft bei Nacht- und Tagschmetterlingen. Er ist offenbar weniger auf das sehnsüchtige Werben über große Fernen fort berechnet, sondern mehr für die unmittelbare Sinnlichkeitserregung in der Liebesschlacht, also dicht vor dem Weibe.

In diesem Falle ist es unserer Menschennase denn auch möglich, den grellen Brunstduft ganz ordentlich selber mitzuriechen. Es war zuerst der riesige Windenschwärmer unserer schwülen Sommerabende, der den Sammlern durch seinen wahrhaft wilden Moschusgeruch auffiel, — seltsam genug also gerade wieder diese bestimmte Duftblume, die auch beim Krokodil, beim Moschustier, beim menschlichen Kunstparfum und wo sonst überall noch als „Wollustblume" wiederkehrt!

Einmal auf der Spur der Sache, hat man denn auch in diesem Mannesfalle glücklich die eigentlichen „Duft-Organe" als solche greifbar ausfindig gemacht. Die wirkliche Grundlage des Duftes bilden auch hier flüchtige ätherische Öle, die direkt von den Zellen der Haut produziert werden. Zu ihrem richtigen und wirksamen Abströmen — Abduften — aber dienen gewisse eigens darauf eingerichtete Schuppen der Flügel

Digitized by Google

oder des Hinterleibes. Du weißt, wie die prachtvollen Farbmuster eines Schmetterlingsflügels zu stande kommen. Wie ein feiner aufgelagerter Staub hüllt bei all diesen farbigen Arten den Flügel eine dichte Schicht dachziegelartig gelagerter winziger Schuppen. Streifst du sie gewaltsam herunter, so erscheint der eigentliche Flügelboden darunter nackt und glashell wie der Flügel der Libelle oder Fliege. Jedes dieser Schüppchen ist gewissermaßen ein kleines Hautfederchen. Verschieden gefärbt, ergeben sie als geordnetes Ganzes das herrliche Bild des bunten Schmetterlingsflügels. Nun denn: solche Schuppen arbeiten, an gewissen Stellen besonders darauf eingestellt, nicht bloß als Maler, sondern auch als Parfumeure des Herrn Schmetterlings. „Duftschuppen" hat man sie geradezu getauft. Vielfältig ist ihre Gestalt, wenn man sie unters Vergrößerungsglas bringt. Bald schauen sie aus wie ein kleiner rundlicher Palmfächer, bald sind sie dünn wie ein wirkliches Haar. Stets jedoch strömt die flüchtige aromatische Essenz von der eigentlichen lebendigen Haut her in diesen Fächer oder dieses Haar ein, um dann aus kleinsten Poren der Schuppenfläche oder aus gespreizten Pinselfranzen des Spitzenrandes abzudunsten.

Fritz Müller in Brasilien war der erste, der solche Duftschuppen und Dufthaare entdeckte. Nun er es entdeckt, kann's ihm jeder in der Probe leicht nachmachen.

„Man kann sich", erzählt der treffliche August Weismann, der diese Dinge aufs genaueste weiter durchforscht hat, „auch an einzelnen unserer Schmetterlinge von der Richtigkeit seiner Beobachtungen überzeugen, wenn man mit dem Finger über den Flügel eines frisch gefangenen männlichen Weißlings (Pieris Napi) hinwischt. Der Finger ist dann von feinem, weißem Staub bedeckt, den abgestreiften Flügelschuppen, und riecht sehr fein nach Zitronen- oder Melissenäther, ein Beweis zugleich, daß der Riechstoff an den Schuppen haftet." Dieser Weißling hat nämlich, ebenso wie unsere niedlichen allbekannten

Digitized by Google

Bläulinge, seine kleinen Duftschüppchen über die ganze Oberfläche des Flügels zwischen die großen weißen oder blauen Farbschuppen eingeordnet. „Bei vielen anderen Tagfaltern und ebenso auch bei Nachtfaltern sind (sagt Weismann) die duftenden Schuppen zu Büscheln vereinigt und auf bestimmte Stellen lokalisiert. Sie bilden dann oft schon mit bloßem Auge leicht sichtbare größere Flecken, Streifen oder Pinsel. So haben die Männchen unserer verschiedenen Arten von Grasfaltern (Satyriden) samtartige schwarze Flecke auf den Vorderflügeln, während der Kaisermantel (Argynnis paphia) kohlschwarze breite Striche auf vier Längsrippen des Vorderflügels zeigt, die dem Weibchen fehlen und die aus Hunderten von Duftschuppen zusammengesetzt sind; gewisse große, unseren Schillerfaltern ähnliche Waldschmetterlinge Südamerikas tragen mitten auf dem prachtvoll grün schillernden Hinterflügel einen dicken gelben spreizbaren Pinsel stark gelber langer Duftschuppen, und ganz ähnlich verhält es sich bei dem schönen violetten Falter der malayischen Inseln, der Zeuxidia Wallacei. Bei vielen Danaiden hat sich der Duftapparat noch mehr vervollkommnet, indem er sich in eine ziemlich tiefe Tasche auf den Hinterflügeln eingesenkt hat, in welcher die dufterzeugenden haarförmigen Schuppen so lange verborgen liegen, bis der Falter den Duft ausströmen lassen will. Bei vielen südamerikanischen und indischen Papilio-Arten sitzen die zu einer Art von Mähne geordneten Dufthaare in einem Umschlag des Hinterflügelrandes u. s. w. Die Mannigfaltigkeit dieser Einrichtungen ist überaus groß und sie finden sich in weiter Verbreitung sowohl bei Tag- wie Nachtfaltern, bei letzteren zuweilen in Gestalt eines dicken, glänzend weißen Filzes, der einen Umschlag des Hinterflügelrandes erfüllt. In vielen Fällen kann so der Duft aufgespart und dann durch plötzliches Umschlagen der Flügelfalte zum Ausströmen gebracht werden."

Hier will mir nun die Vermutung nicht aus dem Sinn, es möchte in unseren menschlichen Achsel- und Schamhaaren

Digitized by Google

eine verwandte uralte Beziehung stecken zu erotisch wirksamen Düften. Wenn diese Haare nun erhalten geblieben oder gar nachträglich wiederhergestellt worden wären, weil sie ganz ähnlich wie die Duftzäpfchen der Schmetterlinge lange Zeit hindurch noch als Zerstreuer und Zerstäuber gewisser Lockgerüche der Liebeszeit dienen mußten?

Mindestens vom Geruch der Achselgegend ist noch heute kein Zweifel, daß er eine gewisse erotische Wirkung ausübt. Vor allem der des Mannes auf das Weib. Im Übrigen ist aber hier überall schlecht nach heute zu schließen, da wohl auch darüber keinerlei Zweifel besteht, daß der Geruchssinn im Ganzen bei uns Menschen und vollends dem Kulturmenschen stark degeneriert, herabgekommen, stumpf geworden ist. Grade die erotischen Geruchsempfindungen sind überdies durch Jahrtausende des Gebrauchs barbarisch starker, alles Individuelle übertäubender künstlicher Parfums noch besonders abgetötet worden. Keinerlei Grund liegt aber vor, ähnliche Schwäche für jene Urmenschen-Tage vorauszusetzen.

Der Mensch kam herauf vom Säugetier, wo erotische Duftwirkungen allenthalben auf der Höhe sind. Beim Hunde ist der Geruch geradezu als eine Sprache entwickelt. Er entscheidet bei der Begegnung über Sympathie und Antipathie. An ihm trennen sich die alten Wege, ob fressen, ob Liebe. Zwei Hunde beriechen sich — und alsbald fällt die Entscheidung: wütendes Beißen oder wedelnde Annäherung der Freundschaft, der Liebe. Liebessprache ist auch hier diese Duftsprache ganz besonders. An der hohen Ausbildung des Geruchsvermögens hat ja jedenfalls ursprünglich der reine Daseinskampf, die einfache Nützlichkeit, mitgearbeitet. Dem jagenden Tier bot sie die Möglichkeit, die Fährte oder das gefallene Wild weithin zu wittern, und dem verfolgten Tier umgekehrt wies sie auf weite Entfernung schon die Nähe des Räubers. Aber das griff dann die Liebe auf, auch wohl erst zum Finden, dann aber zum unmittelbaren Geschlechtserregen, zur indivi-

Digitized by Google

duellen Marke ganz im Sinne der andern Reize der Liebenden. Es müßte fast mit seltsamen Dingen zugegangen sein, sollte etwas Moschustier-Veranlagung dieser Art nicht dem Urmenschen auch überkommen sein.

Nun mußt du dich in jene Zeit versetzen, da der entkleidete, stark ausdünstende Mensch in der Höhle daheim anfing, ausgesprochen der erotische Mensch zu werden. Es wäre sehr gut möglich, daß ganz bestimmte erotische Ausdünstungen der Achsel- und Schamgegend, in der Zeit der Liebesreife zuerst auftretend, lange Zeit eine sehr starke Rolle gespielt hätten. Gerade diese Duftwirkungen könnten aber zur Erhaltung der Haare an den betreffenden Stellen geführt haben, — die Haare im Sinne von Duftzerstreuern, Duftpinseln sozusagen gefaßt. Auch für diesen Urmenschen hätte in dieser Duftsprache bestimmter Körperstellen wirklich noch eine Art Sprache gelegen. An ihr hätte er den Knaben vom liebesreifen Mann und wieder den Mann vom Greis, auch den erotisch starken Mann individuell vom schwachen unterschieden, und entsprechend die gleichen Phasen beim Weibe. Liebeswunsch und Liebesindifferenz hätte sich ihm wortlos und doch völlig deutlich darin angesagt. Kurz, denken kann man sich den Hergang so sehr gut, wenn er auch in etwas hineinführt, das nachmals seelisch wieder ganz rudimentär geworden wäre, während die Haare, die einst dazu gehörten, als verlorene Posten heute noch da stehen wie die Augenstiele gewisser blinder Krebse der Tiefsee, die das Sehen selber abgeschafft haben.

Daß ein kleiner Rest auch des Empfindens noch da ist, beweist dir ja jene Thatsache, daß unter groben Verhältnissen Kulturweiber von heute sich in eine Kunstatmosphäre von Moschus setzen, also das erotische Zugmittel eines niedrigeren Säugetiers äußerlich ihrem menschlichen Leibe wieder vorheften. Aber gerade das Greifen nach einem so aufdringlichen Liebesduftmittel verrät gleichzeitig auch die starke Verrohung des menschlichen Sinns für diese Dinge. Mag sein, der Mensch brauchte

Digitized by Google

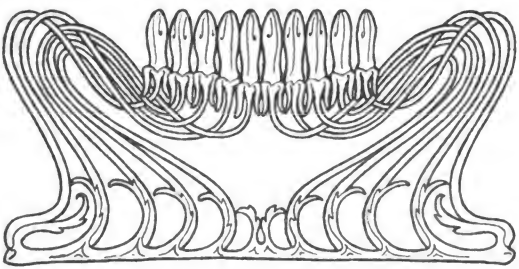
mit wachsender Kultur diesen Weg nicht mehr. Die Wortsprache, verfeinertes Mienenspiel und Verwandtes boten höheren Ersatz. Vielerlei mag noch hinein gespielt haben, was mit Kleidertragen auch daheim, Wieder-Nacktgehen draußen in wärmeren Zeiten und Ländern, Verhüllen der Geschlechtsteile aus Schamgründen und so weiter zusammenhing. Auch der allgemeine Verfall der Nasen-Feinheit überhaupt hat zweifellos sein Teil hinzu gethan, vielleicht den Hauptteil. Der lag für Jägervölker selber wieder viel an einem ganz zufälligen Umstand: der Mensch gewöhnte sich nämlich an ein lebendiges Werkzeug, das grade die Spürnase bei ihm entlastete: den Hund. Als unfreiwilliger Begleiter bei der Wildsuche haben sich ihm wohl schon sehr früh Schakale und kleine Wölfe angeschlossen. Ihre weit überlegene Spürkraft hat er dann schließlich für sich verwerten gelernt. Von da ab aber ist's dann gegangen, wie überall: das Werkzeug (in diesem Fall ein lebendiges, das er aber beherrschte wie jedes beliebige tote) hat bei ihm das Organ zurücktreten und schließlich verfallen lassen. Als sich die Menschennase einmal Jahrtausende auf die Hundenase verlassen hatte, war sie selber abgestumpft bis zum einfachsten Nichtmehrkönnen. Und das hat dann auch in die Liebe hineingespielt, wie selbstverständlich.

Von den Kopfhaaren ist viel weniger zu sagen und zu spintisieren. Den Mannesbart, meine ich, hat der Urmensch wirklich schon vom Affen mitgebracht. Als der ganze Leib noch fest im Affenpelze steckte, dürfte das Gesicht schon mehr oder minder entblößt gewesen sein und beim Manne vom Bart umrahmt. So ist es zu deutlich bei einer Menge Affen selber schon, — warum soll der Mensch das also nicht einfach bereits übernommen haben aus den Tagen, da er echter Affe war. Grade weil der Bart als Ideal männlicher Schönheit und Kraft so uralt, noch vom Affen her ist, hat er sich auch so unverändert über die ganze spätere Zeit des Enthaarungs-Ideals fortgerettet.

Digitized by Google

Beim eigentlichen Kopfhaar aber scheinen mir beide Motive ineinander gearbeitet zu haben: das Nützliche und das Erotische. Das Auftreten schon beim Kinde spricht dafür, daß dieses Haar nie in Frage gekommen ist und daß bloß erotische Gründe es entschieden nicht gehalten haben können. Der Kopf des Menschen nimmt eben eine ganz besondere Stellung ein. Einerseits erträgt er, wenn der übrige Körper warm ist, ein starkes Stück Kälte ohne Beschwer. Wichtig umgekehrt scheint es, daß er nicht zu sehr durch Auflagen belastet und in seiner Ausdünstung behemmt wird. Das konnte zusammen wohl Nützlichkeitsgründe abgeben, daß hier das Haar erhalten blieb. Ich kann mir den Körper schon fest beim Urmenschen in Felle verpackt denken und den Kopf doch noch bloß durch seine natürlichen Haare, vielleicht unter einer leichten Kappe, geschützt. Aber ebenso gewiß hat das Erotische auch hineingespielt. Dafür zeugt in erster Linie die Länge des Frauenhaars, die sicherlich durch Liebeswahl herangezüchtet ist. Noch heute ist das gesunde, nicht mit Parfum narkotisierte Frauenhaar der Quell höchst eigenartiger Duftwirkungen, deren genauere Beschreibung nur deshalb vorläufig verzweifelt schwer, ja fast unmöglich ist, weil uns für die Bezeichnung von Duft-Nüancen geradezu die gröbste Terminologie in unseren Kultursprachen fehlt. Jedenfalls hat das Kopfhaar zum mindesten der Frau in Zeiten, da erotische Düfte überhaupt eine Rolle spielten, auch nach hier herüber seine starke Bedeutung gehabt. Und so hat hier also wahrscheinlich ein ganzer Rattenkönig verschiedenster Ursachen zusammengewirkt in der Erhaltung.

Digitized by Google



Bis hierher ſchließen ſich die Sachen ſehr nett aneinander, nicht wahr? Jetzt mußt du aber eins wohl beachten.

Mit dieſer Geneſis, in der die menſchliche Nacktheit ſo hübſch herauskommt, muß notwendig verknüpft gedacht werden ein zweites Buch Exodus, das je nachdem nicht jedem ſo einleuchten wird.

Wir haben heute auf der Erde ungeheure Gebiete, vor allem der heißen Zone, mit Menſchen erfüllt, die keinerlei Affenpelz beſitzen und dennoch ſich nicht in Felle hüllen. Nackte Menſchen, die auch wirklich nackt gehen. Sie haben keinen Gegenſatz von daheim und draußen im Sinne von entkleidet und künſtlich bepelzt. Willſt du jene Theorie alſo wirklich feſt durchführen, ſo mußt du annehmen, daß alle dieſe heutigen Nackt-Völker Abkömmlinge ſind von Urvölkern, die aus Kältegründen einmal bekleidet gingen und die auf Grund dieſer Bekleidung ihr Affenhaarkleid verloren hatten.

Der heutige nackte, enthaarte Wilde wäre nicht eine urſprüngliche, ſondern ſchon eine zweite, nachträgliche Stufe. Er wäre der urſprünglich bekleidete und unter den Kleidern enthaarte Menſch, der nach Süden wandernd nachträglich wieder in warme Gegenden kam, wo der künſtliche Pelz nicht zu ertragen war und der ſich nun dauernd auch von dieſem Kunſtpelz wieder entpelzte, alſo nackt ging, wobei aber jetzt die enthaarte

Digitized by Google

wirkliche Nackthaut zum Vorschein kam. Ausnahmslos alle Menschen, die heute auf der Erde hausen, müßten Nachkommen sein von solchen, die irgendwie durch die Schule der Eiszeitkälte hindurchgegangen wären. Denn alle sind enthaart, und und wenn das nur dort geschehen konnte, so müssen sie eben alle dort dabei gewesen sein.

Ich gestehe gern, daß mir selber diese Folge-Theorie lange Zeit so ungeheuerlich vorgekommen ist, daß ich um ihren Preis die ganze Enthaarungs-Theorie nicht annehmen wollte. Aber je mehr ich mich in den anfangs so alphaft drückenden Gedanken eingelebt habe, desto mehr hat er von seiner Ungeheuerlichkeit eingebüßt. Bis ich mir schließlich gesagt habe: Ja warum denn nicht?

Wenn man die Sitten und Bräuche unserer sogenannten Naturvölker auf Erden anschaut, so will es an allen Ecken und Enden gar nicht als so wunderbar erscheinen, sich zu denken: es könnten hier schon Ergebnisse recht verzwickter alter Entwickelungen vorliegen, Wandlungen, Verschiebungen, Degenerationen aller Art. Ich will natürlich nicht etwa einer Theorie der menschlichen Ur-Weisheit das Wort reden, als wären alle nackten Naturvölker Abfallsprodukte einer schon einmal enorm hohen Gesamtkultur in unbekannt mythischer Vorzeit. Aber ein so einfacher Schritt läßt sich, meine ich, ohne viel Mühe machen: zu denken, es sei etwa der nackte Wilde von heute nicht nackt, weil er noch keine Bekleidung kennt, sondern er sei nackt, weil er das Sichbekleiden wieder verlernt hat. Eine so große Kultursache ist ja das Tragen von Kleidern nicht. Ich möchte es unter die schlichtesten und ersten Erfindungen des Menschen

Digitized by Google

überhaupt rechnen. So wenig aber die Erfindung ein so ganz Großes war, so wenig brauchte das Wiederentkleiden ein besonders großer Abfallsakt zu sein. Es wäre wohl nur einer gewesen unter vielen, die diese Naturvölker auf Wanderungen durchgemacht haben.

Die wesentliche Frage, auf die sich alles konzentriert, ist, ob man ein Herabwandern sämtlicher Menschenrassen dieser Erde von der Eiszeit-Gegend der Nordhalbkugel während oder gar nach dieser Eiszeit annehmen will. Es läuft das auf die große, eigentlich von nirgendwoher noch direkt diskutierbare Frage hinaus, ob man sich die Entstehung des Menschen irgendwo lokalisiert denken will. Grade dann sehe ich aber keine andere Denkbarkeit, wie ich dir früher schon sagte, als das Heimatszentrum der höheren tertiären Säugerwelt: also die Nordhalbkugel bis in die wirklichen Eiszeitorte hinauf. Mit dem südlichen Abströmen dieser Tierwelt sind, wie schon erwähnt, vielleicht Teile der allerältesten Menschheit südwärts bereits mitgeströmt: haarige Affenmenschen das noch, von denen sich aber lebend nichts bis heute erhalten hat. Das, was eigentlich Mensch in unserem Kultursinne werden sollte, aber war eben dadurch gekennzeichnet, daß es zunächst im Norden blieb. Im Zwange der Kälteperiode errang es seine erste Kultur: Herdflamme, Waffe, Kleidung. Das Affenfell ging dabei in jenem Sinne allmählich verloren. Aber nun war die Eiszeit zweifellos sehr lang. Ihre Wirkungen auf den Menschen können ganz früh schon in ihrer Vorepoche, ihrer Inkubationszeit so zu sagen, angefangen haben. Als zum erstenmal die Gletscher dann wirklich als Binneneis grönlandhaft über Europa, Nordasien und Nordamerika standen, mochte der Enthaarungsprozeß längst vollzogen sein. Da in der Raumnot ging dann wohl ein erstes neues Abströmen von Menschen — diesmal von ersten echten Menschen, nach Süden los. Das mag sich in der Länge und den Wechseln der Eiszeit unzählige Male neu vollzogen haben. Immer flossen weichere, widerstandsunfähigere

Digitized by Google

Gruppen südwärts ab, während eine Auslese weiterkämpfte. Du kannst dir dabei ruhig denken, daß schon vorher gewisse Rassenverschiedenheiten bestanden, wenn du willst. Der Enthaarungsprozeß wird in dem ganzen Nordring des kälterwerdenden Gebietes gewaltet haben, einerlei, ob da schon verschiedene Grundrassen saßen, er betraf dann eben aus gleicher Wurzel alle. Doch ist das Nebensache, wie weit du mit den Rassen zurückgehen willst. Resultat war jedenfalls: einerseits eine zunehmende Eroberung der Erde nach Süden zu durch die von der immer wachsenden Kälte schließlich doch abgestoßenen Menschheitselemente. Und das Übrigbleiben einer nordischen Elite-Rasse am Ende der Eiszeit, die den Kampf mit immer wachsender Kulturkraft bestanden hatte.

Als nach Abzug der Eiszeit auch diese beste Zuchtrasse anfing, sich auszubreiten, wenigstens in die gemäßigte Zone mehr und mehr hinein, — da bildete sie sofort in höherem Sinne die „Kultur-Menschheit" gegenüber jenen früher abgeströmten Massen, die im Süden als „Wilde" saßen. Es muß in den Verhältnissen der Eiszeit gelegen haben, daß dieses engere Kulturvolk wesentlich sich auf die alte Welt konzentrierte, Nordamerika scheint völlig verödet und erst nachträglich wieder bevölkert worden zu sein. Doch sei auch das dahingestellt. Jedenfalls ist es jene Elite, von Skandinavien bis an das Mittelmeer und tief nach Asien hinein ausgedehnt, die im ersten Morgenstrahl der Geschichte als „die Kultur" in den alten Reichen auftaucht, — „die Kultur", gegen die drüben wie eine ungeformte, nicht mitgerissene Teigmasse der Neger, und sonst der Wilde stehen. Und dabei ist höchst bezeichnend, daß der Kulturbegriff sich im wesentlichen fortan deckt mit dem Begriff des bekleideten Menschen, während der Naturmensch, der Wilde, als nackt gilt. Denke an einen symbolischen Höhepunkt: die verpanzerten Spanier des Kolumbus vor den „nackten" Indianern Mittelamerikas. Der bekleidete Nordmensch war geradlinig weiter gestiegen, — der unbekleidete Südmensch hatte

Digitized by Google

mit seinem Kleide gleichsam den Talisman fortschreitender Kultur wieder abgelegt.

Mancherlei Thatsachen der heutigen Menschenverbreitung auf unserm Planeten fügen sich überraschend leicht in diesen Rahmen ein. Man begreift, warum grade die Völker mit niedrigster Kultur heute am weitesten nach Süden sitzen: die Australneger auf dem australischen Festlandrest bei den Schnabeltieren und Molchfischen, die Weddas auf Ceylon, die Feuerländer an der Südspitze Amerikas. Sie wären die zuerst Abgestoßenen, noch am primitivsten im Menschentum und am längsten außer Contakt mit der aufsteigenden Linie. Gedrängt von den nachkommenden Massen, sind sie endlich bis in die Winkel der Länder gepreßt worden, auf die äußersten Kontinentspitzen vor der großen Barriere der Wasserseite der Erde. In die eigentlichen Südpolarlande sind auch sie nicht mehr übergeströmt.

In Afrika ist es am deutlichsten, wie ein mehrfaches, stationenweises Überfluten durch von Norden eindringende Völker stattgefunden haben muß, und zwar kamen ganz offenbar zuerst die primitiveren, als deren äußerste südliche Ecke heute noch etwa die Buschmänner gelten können, und dann erst die etwas höheren, wie sie das Gros der heutigen echten Neger noch vertritt. Natürlich haben die unvermeidlichen Mischungen das Bild verwischt, aber Konturen sind unverkennbar noch da.

Manches könnte dafür sprechen, daß zu den allerältesten Südwanderern, also den urtümlichsten, auch die seltsamen Zwergvölker gehören, die besonders grade in diesem Afrika noch erhalten sind. Die alten Pygmäensagen haben sich ja im tiefsten afrikanischen Busch heute zu wirklichen Zwergrassen gefestet, bei denen der ausgewachsene Mann meist kaum ein und ein drittel Meter hoch wird. Es ist für unsere Betrachtung hier wichtig, daß diese Zwerge wahrscheinlich von allen Völkern die stärkste Körperbehaarung und den stärksten Körpergeruch besitzen. Ihre Intelligenz ist hoch, aber, man möchte gern sagen, in ihrem

Digitized by Google

tropischen Urwaldleben wenig ausgenutzt. Sollte uns in diesen Pygmäen ein ganz urältestes Abspaltungsprodukt der Menschheit noch erhalten sein? Eines, das schon südwärts ging, als die Enthaarung noch nicht ganz vollendet war? Und sollte uns hier ein Fingerzeig am Ende gar gegeben sein, daß die Urrasse der Menschheit im Ganzen einen mehr oder minder zwerghaften Bau besaß? Es ist wirklich ein merkwürdiges Ding um diese Zwerge. Am indischen Ozean taucht in den Weddas ein ebenso zwerghafter Rest Menschen mit denkbar einfachster, urtümlichster Kultur auf. Durch alle Kulturländer gehen die Zwergensagen, wie das letzte Anklingen einer alten Welle aus der Tiefe. Und den Gipfel setzt die Entdeckung unverkennbarer Pygmäen-Skelette in einer noch vorgeschichtlichen, der Eiszeit sich nähernden Fundstelle bei uns in Europa, — in Schweizersbild bei Schaffhausen. Mindestens wird man sich denken müssen, daß ganz früh bereits ein bestimmter Rassenzweig der Ur-Menschheit diese Zwergenbahn eingeschlagen hat und, wo er sich überhaupt erhielt, auch zäh bei seiner Kleinheit geblieben ist.

Doch diese Betrachtung führt dich von selbst auf eine tiefere: in wiefern wir uns überhaupt noch ein Bild aus dem heute da und dort südwärts Verbannten zurecht zimmern könnten vom Kulturzustand unserer Eiszeit- oder Voreiszeit-Ahnen.

Die alte Auffassung hatte es ja da bequemer, — sie sagte einfach: alles, was nackter Wilder ist, steht dem Tier näher und muß also noch unsere Entwickelungsahnen an der unteren Menschengrenze spiegeln. Wir bedenken aber jetzt, wie dieser Wilde wohl eben nicht der stehen gebliebene Ahne selbst sei, sondern ein altes Abspaltungsprodukt, das als solches sich vom großen Stamm löste und seine eigenen, gesonderten Wege

Digitized by Google

fortan ging, niemals dort wieder nachkommend, dagegen sicher vielfach abwärts lenkend.

Es liegt in dieser neuen Betrachtung etwas, was dich vor einer gewissen Unterschätzung des echten Ur-Kulturmenschen bewahren kann.

Es klingt ja so einfach, zu sagen: der bestialisch roheste Wilde von heute ist eben deshalb, weil er noch so roh ist, das ausgesucht treue Konterfei unsrer eigenen Urkulturler. Aber das vergißt, daß jener Urwilde, der hinter uns steht, der wir selbst, bloß entwickelungsverwandelt, durch die Unsterblichkeit der Liebe eigentlich in Fleisch und Blut heute noch sind, doch das Zeug gehabt hat, zu uns zu steigen, — während der heutige Wilde in den ganzen Zwischenjahrtausenden nichts gethan hat, als seine Wildheit sozusagen zu mästen, daß sie wie ein Menagerieobjekt erhalten geblieben ist. Sollte er sie nicht in der Zeit doch auch oft ganz beträchtlich gesteigert haben bei dieser Pflege ohne Entwickelung? So daß ein gut Teil entsetzlicher Rohheit und Bestialität von heute nun doch nicht auch zum Konterfei unserer wirklichen Kulturahnen zu gehören brauchte?

Es ist gewiß eigenartig zu verfolgen: auch in unserer ganzen echten Kulturentwickelung bis auf den heutigen Tag spalten sich solche Wildheits- und Bestialitätsäste, die auf ihrem Fleck beharren oder höchstens noch tiefer sinken, fort und fort im Engeren noch ab, wenn auch die lokale Trennung heute keine Rolle so mehr dabei spielt. Aber inzwischen geht die wahre Kultur über einen ebenso zäh immer neu erzeugten Stamm feinerer, entwickelungsfähigerer Elemente ruhig ihren Weg, und zwar geht sie nur über diese Elemente. Sie geht nicht über Tyrannen, Defraudanten und Obskuranten, Zuhälter und vergewaltigende Soldateska, sondern über die Buddha, Sokrates, Christus, Michelangelo, Dante, Spinoza, Goethe und Darwin der Weltgeschichte. Etwas derart wird aber immer gewaltet haben.

Digitized by Google

Wir sind ja heute in unserem an sich berechtigten darwinistischen Denken sehr geneigt, in's andere Extrem zu gehen. Wenn der Anfangsmensch der Kultur kein gottgeleiteter Halbengel war, so soll er nun der möglichst rabenschwarze Gorilla sein, den man sich gar nicht bestial genug denken mag. Es muß aber doch gerade die Eigenschaft dieses menschwerdenden Tieres gewesen sein, daß es eben nicht zur Gorilla-Linie hielt, sondern Mensch wurde. Mischt man Gorilla-Bestialität mit allem, was sich an menschlich bestialischen Zügen bei Wilden, in der Geschichte und in den Winkeln unserer Kultur aufdecken läßt und häuft das alles auf den Urmenschen, so kommt ja in der That ein Scheusal heraus, gegen das der Gorilla allein ein sanfter Knabe ist. Aber ich fürchte, du bindest dir in solchem Strauß lauter Abspaltungszweige deiner wahren Wachstumslinie zusammen und kommst so im Leben nicht auf dich, so kraus auch der Busch wird. Mir liegt nichts ferner, als mir wieder einen christlichen oder auch nur Rousseauschen Ideal-Urmenschen zu konstruieren. Aber was ich meine ist dieses. So lange die wilden Völker auf der Erde jetzt von vernünftigen Beobachtern angeschaut werden, so lange ist auch diesen Beobachtern aufgefallen: neben so und so viel bestialischen Zügen findet sich doch immer durchschimmernd auch eine mindestens ebenso große Schicht schöner, wenn auch blasser Züge im Sinne dessen, was wir im edelsten Kulturstande so nennen. Die Missionäre haben das in ihrer Weise sich ausgelegt als den guten Kern Gottes in allem Menschlichen. Alfred Russel Wallace hat es als das inkommensurable Teil im Menschen beschrieben, das nicht aus der Bestie sich habe entwickeln können, sondern zu irgend einer Zeit aus einer edleren Geisterwelt spiritistisch in den Urmenschen eingefahren sein müsse. Gewiß ist, daß ein Widerspruch da zuerst ins Unbegreifliche zu klaffen scheint. Der Wilde, der jetzt seinen wehrlosen Feind mit einem wahren Wahnsinnsraffinement zu Tode gemartert und aufgefressen hat, setzt sich hin und schafft die zierlichsten Kunst-

Digitized by Google

ornamente. Das australische Ehepaar, das nach Stammesbrauch das Umbringen eines neugeborenen Kindes aus der geringfügigsten Bequemlichkeitsrücksicht für selbstverständlich hält, liebt das erwachsende Kind mit der vollen Zärtlichkeit des humansten Kulturmenschen und beweint seinen natürlichen Tod in den ergreifendsten Gemütslauten. Der Dajak auf Borneo, der auf die „Kopfjagd" geht und abgeschlagene Köpfe beliebiger ihm begegnender Menschen sammelt wie unsereiner Käfer oder Briefmarken: er ist der treueste, hingebend rücksichtsvollste Gastgeber, so bald einer einmal in sein Haus aufgenommen ist und den Dunstkreis seiner Menschengefühle überhaupt berührt hat.

Warum aber zu metaphysischen Ungeheuerlichkeiten der Hypothese greifen? Warum soll nicht jener „göttliche Kern", jener „inkommensurable Teil" eben gerade das sein, was als Erbe von der alten Zusammengehörigkeit mit dem Hauptstamme der Menschheit auch in diesen abgezweigten Ästen unversehrt noch erhalten, wenn auch nicht fortentwickelt ist? Warum sollen gerade diese Eigenschaften nicht summiert einst gewesen sein in jenem echten Ur-Stamm als das, was ihn allmählich über das bestiale Tier erhob, was ihn eben allmählich zum Menschen werden ließ? Alle Anfänge dazu liegen zerstreut schon im Tier. Nur ein glücklicher Sammelpunkt brauchte der Urmensch zu sein. Immer ist das Große, das scheinbar vom Himmel Fallende solch ein Sammelpunkt gewesen. So hat Goethe nur millionenfach verstreute Ansätze seiner Zeit, seiner Menschheit zusammengefaßt in einen Brennpunkt, der dann allerdings wie eine neue Sonne über der ganzen Erde aufging.

Wenn der Urmensch bloß bestialischer noch als der Gorilla war, — wie ist er dann Mensch geworden? Ich denke mir das meiste des Guten, das der Wilde heute besitzt, das Beste was das Tier schon gab und vielleicht noch ein Teil mehr, (weil er doch eben der Kulturmensch geworden ist) in dem wirklichen Urmenschen vereint. Wertvoll ist ja da, daß es

Digitized by Google

einzelne wilde Völker gegenwärtig sogar noch giebt, wo das Bestiale so zurücktritt gegen diesen Kern, daß man fast noch das alte Bild greifen zu können meint. Jene Bakairi-Indianer in Centralbrasilien, die uns Karl von den Steinen kennen gelehrt hat, leben heute noch in der Steinzeit ohne Metallwaffen. Sie gehen so gut wie ganz nackt. Aber die brutalen Kannibalenzüge fehlen. Ein sanfter Zug liegt über ihren uralt geregelten Sozialverhältnissen, eine sonnige Heiterkeit über ihrem ganzen Wesen. Und die Kunst, lustige, in Ornamenten und Farben gleißende, phantasievoll sich auslebende Kunst füllt einen Hauptteil ihres Daseins. Über ihrer schönen Körpernacktheit ragen Decke und Wand, Matte und Gerät in einem wahren Rausch von Kunst und Kunstgewerbe. Feste mit Tanz und Gesang ziehen sich wie eine Blumenkette durch ihr Leben. Das alles ist wohl verstanden, nicht mehr gesehen und beschrieben worden mit Rousseau- und Forsteraugen, sondern durch die Brille eines ausnehmend nüchtern denkenden Gelehrten modernster Schule. Eine solche Bakairi-Epoche nun möchte ich in der Urzeit des aufsteigenden Nordmenschen auf alle Fälle annehmen, sei sie nun zeitlich lokalisiert wie sie wolle und sollte man damit zurückgehen bis an die Grenze der immergrünen Tertiärwälder. Damals müssen beispielsweise die Kunsttriebe allgewaltig im Menschen erwacht sein, sie, die wir in den Tierbildern und Schnitzereien der Eiszeit so ausgeprägt finden und die wie ein unhemmbarer Strom auch durch alle Brutalität der späteren Wilden durchrauschen. Warum nicht ebenso auch die erste Menschentwickelung auf ethischem Gebiet dort suchen?

Es widerspräche diesen Anschauungen nicht gerade, sich den Urmenschen als zwerghaft kleine Rasse zu denken, — nötig aber ist es nicht. Der Pithekanthropus von Java hat ja schon volle Europäergröße von heute. Wichtiger scheint mir, daß man den Menschen in seinem aufsteigenden Stamme ableitet von sanften Formen des höchsten Säugerastes, wobei gerade der Gibbon, dem jener Java-Affenmensch so nah ver-

Digitized by Google

wandt ist, sehr gut paßt. Der Gorilla aber ist das denkbar schlechteste Anknüpfungs-Porträt. Im Auge wird man behalten müssen, daß gewisse Gorillazüge stets als Abspaltungs-, als Entartungsmöglichkeit auch in diesen Menschen noch eingingen, die immer wieder, sei es im Wilden als Stammtypus fixiert, sei es innerhalb der Kultur als Individualanlage, als Charakter spontan auftauchend, losplatzen konnten wie die Affennatur im Orang des Hauffschen Märchens. Aber gemacht haben diese Gorillazüge niemals die Kultur, höchstens immer einmal wieder gehemmt. Wie ja eigentlich der Gorilla selber, der heute noch brutaler Affe ist, schon ein sichtbarstes lebendes Versteinerungszeugnis darstellt.

Giebst du dich diesen Gedanken resolut hin, so erscheint das ganze Bild jener Urtage auf einmal wieder heller. Du denkst an die unsagbar riesige Arbeit, die damals gethan worden ist. Was sind Pyramiden und Babeltürme gegen die Leistung dieser Urmenschheits-Epoche, die die Sprache, das Werkzeug, die Kunst, die ersten Linien von Recht und Moral geschaffen hat, all das, was wie auf ehernen Säulen schon als Urerbe ragt, als der Vorhang der Geschichte uns in Ägypten, Babylon und China endlich aufgeht. Dieses Urvolk ist es gewesen, das mit schwachen Menschenkräften wirklich vollbracht hat, was diese spätere Geschichtszeit nur Göttern und Heroen zutraute. Wenn je die Linie der Weltentwickelung dämonisch groß erscheint, so ist es hier.

Vor dieser Perspektive erscheint es auf einmal wie eine Kleinigkeit, daß in diese Leistung auch das Naktwerden eingehen soll als ein Akt der dämmernden Kultur selbst. Aber die war es nun doch nicht. Denn es war eine schlechtweg un-

Digitized by Google

geheure Thatsache für das ebenfalls hier dämmernde Liebesleben des Kulturmenschen. Was aber das Liebesleben berührt, das rührt immer an die Fundamente, die „Mütter" im Faustischen Sinne der Dinge.

Das Nacktwerden des Menschen war anscheinend eine rein körperliche Sache. Als die letzte große Körperwandlung des Menschen habe ich es oben bezeichnet, — wobei ich dahin gestellt sein lasse, wie weit die körperliche Umbildung, die mit der Ausgestaltung der Sprache zusammenhing, vorauslief oder parallel ging. Aber wir haben schon gesehen, daß ein vergeistigtes Motiv der individuellen Liebeswahl — die Auslese des Wohlgefälligeren — dabei mithalf. Und der nächste Schritt schon in der Rolle dieser Körpernacktheit im Liebesleben der Menschheit führt mit endgültiger Wucht in diese geistigen Mächte.

Der Mensch war schließlich nackt geworden, weil der unbekleidete Mensch auch der erotische Mensch war.

Eines Tages bekleidet, verhüllt der Kulturmensch seine Nacktheit nicht mehr bloß aus Gründen der Kälte, sondern weil ihm der nackte Mensch der erotische ist.

Am Meilenstein dieser Sätze beginnt das zweite Kapitel im Liebesleben des Menschen. Die Geschichte nicht mehr der Nacktheit selber, sondern der geistigen Empfindung der Scham.

Sie hat am Menschen körperlich nichts mehr verändert im Umrißbilde. Aber sie hat die stärkste Rolle gespielt in das ganze Werkzeuggebiet der Kleidung hinein. Und sie hat seelisch eine solche Gewalt an sich gerissen, daß das gesamte Liebesleben des höheren Menschen davon beherrscht wird. Erst vor dieser Scham trennt sich das Liebesleben des Menschen endgültig und individuell von dem der übrigen Tiere.

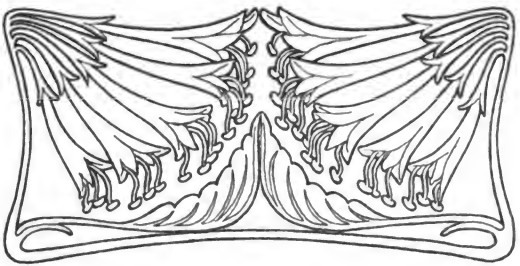
Nackte Tiere giebt es auch unterhalb des Menschen. Es giebt selbst Tiere, die sich zu Verteidigungszwecken in einen kleiderartigen künstlichen Panzer hüllen. Die häßliche Larve eines Insekts, der sogenannten Köcherfliege, baut sich in unsern

Digitized by Google

Frühlingstümpeln ein wunderbares Röcklein aus Sand, Holzstückchen, Blättern oder winzigen Schneckenhäuschen. Die Teile werden mit feinsten Seidenfäden, die das Tier nach Spinnenart aus Drüsen seines eigenen Leibes unerschöpflich produziert, ineinander versponnen zum echtesten „Rock“. Im Meer aber birgt der Einsiedlerkrebs seinen weichen Hinterleib in einer Schneckenschale, die er huckepack sich von hinten aufstülpt wie das berühmte Blechstück, das der Schildbürger sich in den Hosenboden als die gefährdetste Stelle im Kampf einnähen ließ.

Das erotische Schamgefühl in seiner Verbindung mit Bedecken der Leibesnacktheit oder gar nur der engeren erotischen Körperteile ist dagegen das erste spezifisch menschliche Phänomen des gesamten Liebeslebens in der Natur.

Digitized by Google



Du bemerkst: der Mensch, wenn wir ihn uns physisch im Angesicht dieser Stufe vorstellen, hatte auch erotisch bis dahin vor dem Tier schlechterdings noch nichts voraus. Die Methode seiner Liebes-Unsterblichkeit war die uralte: Lösung von Geschlechtszellen bei Mann und Weib aus dem großen elterlichen Zellenverband, — und Vermischung zweier solcher Zellen. Nach Art der höheren Wirbeltiere lag die Mischstätte im geschützten Innern des weiblichen Mutterkörpers. Diese innerliche Mischliebe aber wieder erforderte den äußeren Akt, wie wir ihn in seinem Werden vom Molch und Krokodil an bis zum höheren Säugetier verfolgt haben. Im Allgemeinen bestimmend mußte dabei die aufgerichtete Stellung des menschlichen Körpers werden im Gegensatz zum vierfüßig aufgesetzten Säugetier. Auch diesen aufrechten Gang hat aber die Natur schon viel früher erfunden als erst beim Menschen. Schon der Vogel balanciert seinen Leib auf zwei Beinen. Allerdings stehen bei der Mehrzahl dieser Vögel Leib und Beinpaar noch nicht menschenhaft senkrecht aufeinander, sondern eigentlich doch noch mehr oder minder rechtwinkelig, — denke an ein Huhn, eine Taube. Bei gewissen Tauchvögeln findest du indessen die Beine thatsächlich schon so weit nach hinten gestellt, daß der Leib gar nicht anders kann, als säulenhaft senkrecht darauf lasten. So ist's beim Haubensteißfuß unserer märkischen Schilf-

Digitized by Google

wasser, unserm alten Freund vom Frühlingssee. Entsprechend vollzieht sich bei ihm die Mischliebe so, daß beide Hälften des Liebesindividuums sich im Wasser hoch aufrichten und die schneeig weiß befiederten Brüste und Bäuche gegeneinander pressen. Das ebenfalls aufrecht gestellte Beuteltier Känguruh umarmt seinen Liebespartner dabei noch mit den Vorderbeinen und stützt sich gleichzeitig hinterwärts auf den mächtig entwickelten Schwanz. Wo diese Stütze fehlt, ist es klar, daß der Weg mehr oder minder ausgesprochen zur Rückenlage des weiblichen Liebesindividuums leiten mußte.

Beim Orang Utan findest du eine hockende Stellung. Absolut ausgesprochen im Sinne eines festen Artmerkmals ist der Schritt vom Menschen gar nicht vollzogen worden. Bei den verschiedenen wilden Völkerstämmen von heute zeigen sich ganz verschiedene Bräuche, die schließlich so ziemlich an alle tierischen Methoden anklingen. Bei den Bewohnern Kamtschatkas, die der alte Steller im achtzehnten Jahrhundert besucht und so meisterhaft geschildert hat, den Itälmenen, ist beispielsweise die Seitenlage religiös geschützt. Die Fische, die uns die Nahrung geben, sagten sie Steller, machen es ja auch so. Auf den Aaru-Inseln und in Queensland gilt der Brauch des Orang. Leonardo da Vinci, der große Maler und Naturforscher, dem kein Ding im Kosmos zu gering oder schlecht schien, sich nicht mit der ganzen Hingabe des wahren Philosophen ihm zu widmen, hat in sorgfältigen anatomischen Zeichnungen seiner Zeit schon wissenschaftlich zu ergründen versucht, welche Stellung gleichsam mathematisch die normale sei. Die unruhige, eklektische Phantasie der Kultur ist aber hier wie überall aufs vage Experimentieren gegangen, ohne doch, wie gesagt, irgendwie über das Tier hinaus zu kommen.

Hatte die Mischliebe aber ihre Schuldigkeit gethan, so reifte das Menschenweib sein Kindlein aus ganz genau wie das höhere Säugetier. Wie die Mischliebe sich immer tiefer in den Mutterleib zurückgezogen, so hatte ja in der Entwickelung

Digitized by Google

der höchsten Wirbeltiere auch das „Bebrüten" des reifen Eies sich endlich ganz dorthin verlegt. Die grüne Zaun-Eidechse legt ihre Eier noch äußerlich an einen feuchten Ort ab und überläßt sie ihrem Schicksal. Die Python-Schlange, der Riese Südasiens, ringelt sich schon über ihren fünfzehn Eiern wie ein aufgesteckter Mädchenzopf zusammen und entwickelt zu dieser Zeit ganz ausnahmsweise bereits eine gewisse eigene Körperwärme, die brüten hilft. Der Truthahn Talegallus im australischen Busch häuft über seinen Eiern riesige Hügel aus Pilzen und Blätterwerk, die faulend auf chemischem Wege Wärme erzeugen wie unsere Heuschober und so als regelrechte Brutmaschine funktionieren. Verwandte Hühnervögel benutzen auf Celebes den warmen Sand am Ufer heißer Quellen und im Bismarck-Archipel gar die noch mollige Lava eines Vulkans zum gleichen Zweck. Die große Masse aber dieses Vogelvolks, dauernd warmblütig wie es schon ist, setzt sich einfach aufs Nest und bebrütet die Eier mit dem kleinen Brütofen des eigenen Bauches.

Aber das Nest steht am Fleck und läßt sich nicht herumtragen. Wenn es nun der Mutter zu wandern, den Ort zu wechseln, Nahrung zu suchen gilt? Wohl schleppt der Kuckuck sein Ei, nachdem er es gelegt, im Rachen mit sich fort, um es einem fremden Vogel nach seiner bekannten Schwindelmanier ins Nest zu schmuggeln. Aber das ist eben nur der Notweg eines Einbrechers. Sinnreicher macht's schon der Pinguin, der aufgeschreckt sein einziges Ei zwischen die Oberschenkel klemmt und so mit ihm davon humpelt. Ja der patagonische Pinguin hätte das Problem nahezu noch als Vogel gelöst: er trägt sein Ei gewohnheitsmäßig in einer Fettfalte am Bauch wie in einem Säcklein mit. Doch die ganze, dauernd weiter leitende Erfüllung sollte nur dem Säugetier beschieden sein. Das Land-Schnabeltier stopft sein frisch abgelegtes Ei in eine warme Hauttasche des Unterleibes. Da kann das Junge reifen, kann die Eischale behaglich sprengen und gleich die

Digitized by Google

träufelnde Milch lecken. Die nächste Staffel, das Känguruh, legt überhaupt keine Eier mehr. Immerhin sind auch seine Jungen noch embryonenhaft unvollkommen und winzig klein — bohnenklein gegen die Menschengröße des erwachsenen großen Känguruhs — und der Beutel kommt zu Nutze, wenn auch der eigentliche Brütofen jetzt bereits im Mutterleibe selber sitzt. Wie ausgiebig, einmal vorhanden, der Beutel als Kinderwiege verwertet wird, davon spricht die lustige Thatsache, daß das Känguruh-Junge seinen Mutterbeutel immer noch als gelegentliche Schutzstätte aufsucht, auch wenn es selber schon geschlechtsreif ist. Weinland, der famose Tierkenner, beobachtete ein hoffnungsvolles Känguruh-Töchterlein, das Ende September noch im Beutel der Mutter schmarotzte, Ende Oktober noch regelrecht sich von der Alten säugen ließ und um diese letztere Zeit allen Ernstes bereits selber ein Kindlein im Beutel trug.

Noch eine Stufe — und auch der Beutel fällt fort: das Junge, das beim Känguruh nur etwas über einen Monat lang im wirklichen Mutterleibe steckte, reift länger da drinnen aus und bedarf des Beutels nicht mehr. Die Maus bringt es zwar noch fertig, auch ohne Beutelstand ihren Embryo im Eiltempo von einundzwanzig Tagen fertig zu stellen. Die Katze braucht aber schon acht Wochen, und dem Elefanten glückt es nicht mehr unter zwanzig Monaten. In dieser Reihe steht glatt und ohne Neuerung auch der Mensch: ohne Beutel, mit einer Tragzeit von neun Monaten, an deren Schluß das Junge geboren wird, in einer gewissen Reife, aber der Pflege noch bedürftig und durch die Muttermilch im Normalfalle noch geraume Zeit mit der Mutter in unmittelbarem körperlichem Kontakt. Die Milch des Menschen, der bekanntlich die Eselsmilch stofflich am nächsten steht, ist im Wesentlichen die des höheren Säugetiers im Gegensatz zu der des Schnabeltiers, die keine Phosphorsäure enthält.

Mag das kleine Milchkind dann in ein feines Kulturbettlein kommen oder in eine alte Bauernwiege, in einen Schild

Digitized by Google

wie des Hektor Söhnlein oder in einen Korb aus Weidenruten, den die mongolische Hirtin vor sich aufs Roß nimmt, — neues über das Tier hinaus bietet auch das immer noch nicht. Wie wunderbar ist die Kinderwiege, die unsere Zwergmaus ins Kornfeld hängt. Meterhoch oft über der Erde flicht sie einige zwanzig Rietgrashalme zusammen und setzt ein feinstes Kugelkörbchen, einem Gänseei an Form und Größe gleich, hinein, aus vielfach zerbissenen, zu Fäden verdünnten Rohrblättern gewoben und innen mit Rohrähren und Kätzchen mollig gepolstert. Der große schwarze Kolben-Wasserkäfer aber webt aus Spinnstoff um den eigenen Hinterleib eine Art stumpf geschlossener Badehose, beschwert sie mit seinen Eiern, schlüpft dann ganz heraus und dreht die Offenseite spindelförmig zu. Die Spindelspitze ragt über die Wasserfläche vor und läßt durch einen feinen Kanal frische Luft zu den Eiern treten. So wird das Mosesschifflein vom Käfer entlassen, auch das ein Wiegenkunstwerk ersten Ranges.

Als Hüons Liebste in Wielands „Oberon" in robinsonhafter Einsamkeit Mutter werden soll, da muß Titania als Schutzgeist helfend eintreten, — als Geburtshelferin. Unser Kulturgefühl steckt in der Erfindung des Dichters: daß ein Menschenweib rettungslos zu Grunde gehen müsse, dem nicht ein kundiger zweiter Mensch beim Geburtsakt zu Hülfe käme. Die Hirschkuh in ihrem Walde macht's allein, die Katze auf ihrer Heuscheuer, die Zwergmaus in ihrem Nest: der Mensch braucht eine Hebamme. Und doch ist auch diese Vorstellung nur eine durch und durch irrtümliche.

Unzählige schwangere Frauen wilder Stämme vollziehen heute noch ohne besondere Gefahr den Akt in völlig oberonhafter Weltverlassenheit. Longfellow, der echte Indianersagen in sein dem Oberon an Schönheit wohl vergleichbares Hiawatha-Epos verarbeitet hat, hat mit Recht die Titania verschmäht und läßt seine Nokanis im Sternenschein auf einem Lilienfelde allein und „freudig" eine Tochter gebären. Denn die wirkliche

Digitized by Google

Dakotah-, Sioux- und Chippeway-Indianerin geht, wenn ihre Wehen kommen, sogar absichtlich in den einsamen Wald und braucht absolut keine Hülfe. Gras und Heu, das sie sich gesammelt, sind ihr Linnen. Wenn alles vorüber ist, schleppt sie sich ans Wasser, wäscht sich und ihr Kind reinlich ab und — kehrt zu ihrer Arbeit, der harten Arbeit der Indianerfrau, zurück. Und so und nicht anders ist es bei einer Menge von Naturvölkern. Genau wie das Tier, das einen möglichst einsamen geschützten Fleck sucht, seine Jungen abzuthun, so das ursprüngliche wilde Menschenweib. Harmlos, wie eine winzige Episode ihres Daseins, die kaum der Rede wert, verläuft ihrem gesunden Körper das, was in den weichen Linien der Kultur zu einem Kampf auf Leben und Tod geworden ist.

Bei den wilden Bergvölkern der Philippineninsel Luzon nimmt die Mutter schon ein paar Stunden nach der Geburt ihr Kind auf den Rücken und maschiert in Tropenglut oder Tropenregen ruhig weiter. Ein Weib von den Molukken kam allein im Nachen nieder: sie gebar und ruderte sich dann friedlich ihrem Ziele zu. Vereinzelt, wo es nötig wird, kommen solche resolute Selbsthülfen übrigens auch noch in ziemlich hoher Kultur vor. Von der südslavischen Bäuerin wird erzählt, daß es ihr passieren kann, mitten im menschenleeren Bergwald beim Holzsuchen Wehen zu bekommen. Dann kommt sie auch wohl ruhig nach kurzer Frist auf ihren kräftigen Bauernbeinen heim, das nackte Kindlein im Schurz; und die Last Holz, um die sie ausging, darf nicht zurückbleiben: sie schleppt sie treu auch noch auf dem Rücken an. Mir schwebt aus modernem Großstadtleben das Bild einer armen Waschfrau vor, die in dieser Hinsicht noch über die Heldin Chamissos ging: sie arbeitete noch am Tage ihrer Niederkunft wieder an ihrem Waschzober weiter, um die paar Groschen Lohn nicht zu verlieren.

Was unserm Kulturdenken am wenigsten dabei in den Sinn will, ist das Abbinden des Kindes durch die eigene

Digitized by Google

Mutter. Bekanntlich wurzelt das Kind im nährenden Mutterleibe durch eine Art wirklichen äußerlichen Wurzelorgans, den sogenannten Mutterkuchen (Placenta). Ein langer Wurzelschlauch, die Nabelschnur, leitet vom Nabel des Kindes in diese Blutwurzel kunstvoll hinein, offen im Innern für den pulsenden Lebenssaft. Nun kommt die Geburt: das Kindlein fliegt plötzlich durch das weit geöffnete Geschlechtsthor der Mutter ins Freie hinaus. Der ganze anhängende Apparat, Schlauch wie Wurzel, geht mit. Aber da draußen ohne Zusammenhang mit der Mutter sind sie fortan überflüssig. Die Wurzel, dem Nährboden entfremdet, stirbt und fault. Jetzt würde der offen leitende Schlauch am Kindesnabel nicht Leben mit Leben speisen, sondern das Los schaffen eines siamesischen Zwillingspaares, von dem der eine Zwilling stirbt und alsbald den untrennbar verwachsenen anderen tödlich vergiftet, daß er auch sterben muß. So müßte das Kind jetzt sterben an der faulenden Nachgeburt, wenn nicht eine eingreifende Hand resolut die Verbindung löste. Das allbekannte Bild der Hebamme taucht dir auf mit ihrer großen Klappschere. Sie durchschneidet einfach die Nabelschnur. Wie bei einem jäh durchschnittenen Stengel möchte es aber da geschehen, daß nun der Lebenssaft von der Kindesseite her sich todbringend ergösse, denn die Hohlheit des Wurzelschlauches mündete ja ohne Verschluß bisher in die Blutbahnen des Kindes ein. Darum wird von der Hebamme gleich nach dem entscheidenden Schnitt für einen künstlichen Verschluß gesorgt.

Was uns nun nicht ein will, ist, daß diese ganze verwickelte Prozedur von Abschneiden und Zuschließen die eben entbundene Mutter selber sollte vollziehen können. Hier vergiß aber wieder einmal nicht, daß jene ganze seltsame Einwurzelung des Kindes im Mutterleibe schon bei der ganzen Masse der höheren Säugetiere oberhalb des Beuteltiers vorhanden ist.

Die erste Anlage dazu findet sich noch bei einem Beuteltier selber, dem seltsamen Beuteldachs Australiens. Bei allen

Digitized by Google

Huftieren, Walen, Elefanten, Raubtieren, Nagern, Zahnarmen, Insektenfressern, Fledermäusen, Halbaffen und Affen ist die Sache dann perfekt. Bloß daß die Wurzel — eigentlich ja ein Knäuel Blutgefäße — bei einem Teil dieser Säuger ein so inniges Gespinst von Mutteradern und Kindesadern enthält, daß bei der Geburt auch das betreffende Mutterstück mit abgerissen wird, — hierher gehört mit dem Affen auch der Mensch. Während ein anderer Teil seine Kinderwurzel etwas reinlicher noch herauszuziehen vermag, ohne daß Mutterboden mitzugehen braucht. Auf alle Fälle hängt aber das neugeborene höhere Säugetier, ob es nun Pferd oder Katze oder Ratte ist oder Mensch, immer noch durch die Nabelschnur an dieser Nachgeburtswurzel und es fragt sich auch bei ihm zunächst, wie es davon kommt. Da siehst du nun bei diesen Tieren den einfachsten Prozeß. Bald reißt die Nabelschnur von selber durch die Schwere des im Geburtsakt abstürzenden Kindes oder wenigstens, wenn die Mutter nach der Geburt zum erstenmal aufsteht. So geht's bei Kuh und Pferd. Oder aber die Mutter hilft direkt nach: sie beißt die leidige Wurzelschnur mit ihren Zähnen einfach durch. So ist's besonders bei den Raubtieren, die ja die nötige Zahnschere immer im Maule führen. Gerade die Raubtiermutter ist meist ganz besonders aufs einsamversteckte Gebären angewiesen, denn der Gemahl frißt mit Liebhaberei ihr die Jungen, wie sie auftauchen, als leckere Beute fort, wenn er sie sieht. Ein Sonderbrauch, der nicht gerade appetitlich, aber vom hygieinischen Standpunkt aus nur zu billigen ist, ist vielfach dabei der, daß die Frau Mutter die eigene Nachgeburt einfach als erstes Wochenbettssüpplein selber verschluckt und die Nabelschnur gerade so weit abkaut, wie es not thut. Aber wie wird die Blutung gestillt? Abreißen oder Abbeißen ist doch noch kein Abbinden?

Nun, die simple Naturhülfe ist folgende. Wenn ich eine Schlagader glatt mit der Schere durchschneide, so entsteht

Digitized by Google

allerdings eine gefährliche Verblutung aus der Schnittöffnung. Wenn ich aber die gleiche Ader durchreiße oder durchquetsche, so pflegt sie derartig in sich einzuschnurren, daß die Blutung von selber zum Stillstand kommt, ehe die Sache bös wird. Solches Reißen gerade und kauende Zerquetschen haben wir aber in der Hebammensorge, die das Muttertier seinem Jungen angedeihen läßt. Und nun sieh auf die Abnabelungsmethoden der wilden Völker und du stößt auf Schritt und Tritt auch da auf Ausnutzung dieses gleichen Prinzips. Die Negritos auf den Philippinen, deren Weiber besonders oft allein gebären, zerreißen die Nabelschnur mit einem Splitter Bambusrohr, einem Stein oder einer Austernschale. Die Indianerin Brasiliens beißt, wenn sie in ihrem Urwalde einsam niederkommt, wie eine Katze den Strang mit den Zähnen durch. Im letzteren Fall hast du noch ganz das alte angewachsene Tierorgan: den Zahn, als Mittel. Im andern stehst du schon beim Werkzeug, doch noch unterhalb des Metalls. So wie diese Negritos es machen, haben es zweifellos auch die Eiszeit-Menschen gemacht. Es war nichts neues in ihrer Methode gegen das Tier als eben das Werkzeug selbst, das Steinmesser, der Holzsplitter. Erst die Anwendung des wirklichen Metallmessers und der Schere, also das Mittel einer schon vorgeschrittenen Kultur, hat mit seiner stärkeren Blutungsursache dann auch die Notwendigkeit einer nachhelfenden Unterbindung der Ader geschaffen, deren hygieinischer Triumph die eingepaukte Art der heutigen Hebamme bei uns ist.

Und so magst du immer vergebens durchgreifende Trennungen suchen. Auch der alte zähe Glaube, daß die Menstruation eine eigentümliche Erwerbung des menschlichen Liebeslebens sei, ist heute völlig unhaltbar, seitdem die Brunstperioden der Tiere sich als deutlichste Parallelerscheinung herausgestellt haben und schließlich auch noch beim Schimpanse-Weibchen die regelmäßige Menstruationsblutung selber nachgewiesen worden ist.

Selbst jene Liebeswahl mit ihren Schönheitsempfindungen,

Digitized by Google

alles, was ich als Rhythmotropismus bezeichnet habe, konnte ich dir zuerst vom Paradiesvogel erzählen, um dann beim Menschen mich einfach darauf zu beziehen.

Aber nun sollst du ein Tier denken, Affe oder Maus oder Vogel oder Käfer, das seine Blöße aus Schamgründen verhüllt — und du findest nichts mehr. Hier beginnt der Mensch!

Bei dem Problem der Entstehung des Schamgefühls stehst du zunächst freilich wieder vor einer Art philosophischer Prinzipienfrage.

Weil an dieser Ecke wirklich der „Mensch" im Liebesleben beginnt, giebt es einen Standpunkt, der den Urmenschen bewußt hier eingreifen läßt, um sich zum erstenmal im Erotischen als „sittlicher Mensch" zu beweisen.

Der Urmensch, so hören wir, empfand eines Tages, daß er auf allen anderen Gebieten sich vom „Tier" losgelöst hatte. Bloß der Geschlechtsakt blieb eine unvermeidlich tierische Sache. So verhüllte er ihn wenigstens nach Kräften. Er nannte ihn unanständig, bedeckte alles, was an ihn erinnern konnte. Eine That der erwachten „Sittlichkeit" war das, — das heißt des vom Menschen selber erkannten, ihm verliehenen höheren Weltbodens, der das Tier überwand.

Das klingt nun sehr hübsch. Ich stehe auch selber durchaus auf dem Standpunkt, daß das Auftreten des Menschen auf Erden wirklich und wahrhaftig die Eroberung eines solchen Bodens bedeutete. Nur die Wege denke ich mir doch etwas anders. Ich meine, es bleibt die Wirkung und Leistung etwa eines großen Goethe vollauf bestehen, auch ohne daß wir annehmen müssen, es habe der alte Rat Johann Kaspar der Vater bei der Erzeugung gesagt: Jetzt werde ich den großen

Digitized by Google

Goethe schaffen, der den Faust dichten soll. Das wäre etwas viel verlangt. Der alte Fritz hat ja auch nicht nach dem Wortlaut der Scherzlegende wirklich gesagt: Heute fängt der siebenjährige Krieg an. Ich meine, man muß dem allgemeinen Weltgeschehen, das denn doch noch etwas mehr ist als der Wunsch und die sittliche Erkenntnis eines Urmenschen, sein Recht da breiter und umfassender lassen. Dieses Weltgeschehen regiert aber nach der Anschauung, die wir so oft jetzt besprochen haben, thatsächlich durchaus im schlicht naturgesetzlichen Rahmen, es fängt seine Fische mit den scheinbar nüchternsten Nützlichkeiten, — Hechte bleiben's darum doch, ob der Weg so oder so geht, denn das Resultat ist immerdar das nämliche.

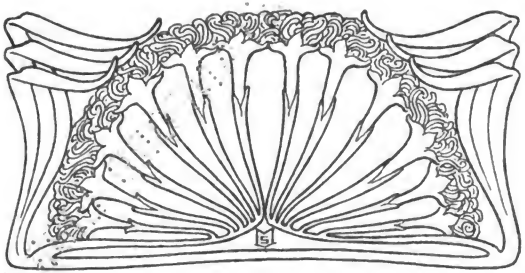
Solche ganz kleinen Züge, Nützlichkeiten, Anpassungen, Bevorzugungen im einfachsten Weltlauf, schlage ich vor, auch hier zu suchen, statt daß wir dem Urmenschen zumuten, er solle dies oder jenes gewählt haben, weil es im absoluten Sinne „sittlicher" war und ihm auch schon so schien.

Ja was ist „sittlicher" in diesem abstrakten Sinne? Eine ältere, heute hoffentlich langsam veraltende Anschauung hatte es ja vor diesem Komparativ gut. Ihr war ein entscheidender Fortschritt der Sittlichkeit schlechthin, wenn der Mensch eines Tages erkannte: alles Natürliche, Frühere, dem Tiere noch Ähnliche ist scheußlich, dämonisch, teuflisch. Es muß versteckt werden als Erzgräuel. Also auch alles Erotische. Aber dieser leidige Standpunkt ist im Kern ja selber grundfalsch! Im Kampf um die rasche Höherentwickelung mag er zeitweise eine gewisse pädagogische Rolle gehabt haben. Aber vor einem wirklich großen, die Natur mit einbegreifenden Standpunkt des Denkens und Wertens ist er der helle Unsinn. Gerade vom Boden einer ganz hohen, dem „absoluten" sich nähernden Sittlichkeit sind die Liebesdinge des Menschen in ihrem natürlichen Verlauf eben gar nicht mehr unsittlich. Diese unsere ganzen Betrachtungen hier wären unmöglich, wenn das nicht wäre, denn ich will doch nicht der Unsittlichkeit Vorschub leisten.

Digitized by Google

Du könnteſt alſo von dort her in ein merkwürdiges Dilemma kommen. Der Urmenſch hätte ſich als Anzeichen und kraft ſeiner erwachten Sittlichkeit eines Natururſprungs geſchämt, der keineswegs abſolut unſittlich, ſondern vielmehr eine ebenſo tiefe und reine Offenbarung des Gott-Natur-Geiſtes iſt wie Sonnenſchein und Sternengang. Der Urmenſch (der doch ſchließlich wir ſelbſt im Nebel der Dinge ſind) fährt wirklich beſſer, wenn wir ihn aus dieſer Verwickelung losſprechen und ganz ſchlicht fragen: was kann ihn für eine einfachſte Nützlichkeit getrieben haben, ſeine Blöße zu bedecken, auch wo Wärme und Kälte nicht in Betracht kamen? Du lege dafür die ganze Kraft deiner Weltbetrachtung und deiner Achtung vor hohem Weltengange in dieſes kleine Wörtchen „Nützlichkeit“ ſelber. Das iſt als Brücke des Weltfortſchritts wirklich ein Weltwort erſten Ranges und hat im tiefſten Sinn mehr „abſolute Sittlichkeit“ als irgend ein anderes.

Digitized by Google



Du willst ein Bad nehmen, im Freien, vor anderen. Du ziehst dich nackt aus — bis auf eine Badehose. Was bedeutet das?

Es bedeutet nichts geringeres als das Urphänomen der ganzen Schamfrage.

Die Badehose läßt deine gesamte Körpernacktheit frei, verhüllt aber deinen Geschlechtsapparat. Diese Badehose zieht eine haarscharfe Scheidewand noch einmal innerhalb deiner Nacktheit. Sie trennt den einfach nackten, aus praktischen Gründen hier des Wasserbades nackten Menschen vom erotisch nackten Menschen. Zum erotischen Zweck könntest du eher die ganze übrige Nacktheit entbehren als die an dieser Stelle. Umgekehrt die Verhüllung dieser Stelle durch die Badehose predigt jedem Beschauer sofort: es handelt sich hier und soll sich nicht handeln um Nacktheit im erotischen Sinne, sondern um einfache Nützlichkeitsnacktheit des einzelnen Individuums beim praktischen Badezweck.

Erinnere dich. Wir unterschieden den Menschen im Jägerpelz und den Menschen daheim. Ersterer der bekleidete, letzterer der unbekleidete. Der unbekleidete fiel wenigstens zeitweise zusammen mit dem erotischen. Das hat ihn in der erzählten Weise wahrscheinlich erst nackt im Sinne auch noch von haarlos gemacht. Jetzt, in dem Badehosen-Beispiel, hast du eine

Digitized by Google

verfeinerte Stufe nochmals der Unterscheidung, — eine Nüancierung vor „Nackt“ und „Erotisch.“

Es wird zweierlei Nacktheit unterschieden.

Nacktheit aus einfacher Nützlichkeit, — in jenem Höhlenmenschen-Falle fällt sie mit dem Begriff „daheim“, zu Hause, in der warmen Höhle, wo's kein Fell braucht, zusammen. Und Nacktheit noch wieder innerhalb dieses Allgemeinbegriffs zum ganz direkt erotischen Zweck. Was liegt näher, als daß diese Nüancierung durch etwas ganz bestimmtes äußerlich angedeutet wird? Und wo liegt schließlich der Brennpunkt des Unterschiedes? In den Geschlechtsteilen. An ihnen müßte also gleichsam das Zeichen angeschrieben stehen. Wie könnte es aber wieder besser gedacht werden, als in einem kleinen Deckverschluß — einem Tüchlein, Müschelchen, Blättlein, Fädchen schließlich nur, das aber vielsagend doch anmeldete: es ist nicht diese Nacktheit, was ich jetzt zeigen will, ich denke im Augenblick nicht hierher, also denk du auch nicht dahin. Es ist warm hier, darum habe ich meine Kleider ausgezogen. Oder ich will baden, darum bin ich nackt. Nicht erotisch.

Die Schamverhüllung am sonst nackten Körper, das Feigenblatt, ist mit einem Wort ein Signal.

Sie mußte sich aus praktischstem Verständigungsgrunde eines Tages einstellen, nachdem nackt und erotisch in so enge Verhedderung miteinander geraten waren. Da „nackt“ noch für andere Zwecke gebraucht wurde, durfte es nicht dauernd schlechthin zusammenfallen mit „erotisch bereit.“ Die Nüancierung innerhalb des Begriffs mußte irgendwie einsetzen. Und sie setzte folgerichtig beim Menschen auf seiner Werkzeugstufe ein nicht mehr durch eine Organumwandlung, sondern durch das Allerbequemste, das Werkzeug selbst: in irgend einer Gestalt wurde das „Feigenblatt“ als beliebig aufsetzbares und zum Zweck auch wieder abnehmbares „Instrument“, als Signallaterne so zu sagen, erfunden.

Digitized by Google

Mit dieſem ſchlichten Grundgedanken, behaupte ich, kommſt du durch das ganze Problem.

Ich reihe dir eine Anzahl Beiſpiele, die alle darauf paſſen, aneinander. Es ſind in Summa die ſeltſamſten des geſamten Schamproblems.

Zuerſt ſelbſt hier noch eine kleine Analogie aus dem Tierreich. Bei den Tieren iſt durchweg der Wechſel von erotiſch aufgelegten und erotiſch indifferenten Zeiten ſcharf angedeutet durch Körpermerkmale. In der Brunſtzeit bilden ſich jene lebhafteren Farben und Formen, die man geradezu als „Hochzeitskleider“ bezeichnet. In der Nichtbrunſt dagegen iſt es, als ſolle eine allgemeine Ruppigkeit das äußere Signal geben: jetzt nicht! Nur in der Brunſt glüht die Goldgrundel im Waſſer wie mit blauen Edelſteinen geſchmückt. Dem Kammmolch ſchwillt der gezackte Kamm nur in der Liebe, um nachher jämmerlich einzuſchrumpfen. Das Blaukehlchen iſt außer der Brunſtzeit nur mehr wie ein blaſſer Nebenregenbogen ſeiner verliebten blau-rot-ſchwarzen Farbenherrlichkeit. Der Haubenſteißfuß giebt im nicht-erotiſchen Hausrock die geſträubte Tolle her, der Affe die unheimliche Röte ſeiner verliebten Rückſeite. Auch hier kann man ganz gut ſchon von Signalen ſprechen. Und wenn das Weibchen, das noch nicht in der Brunſt iſt, das Männchen noch ſcheu abwehrt, ſo läßt ſich das in jenem Sinne immerhin für eine dunkle Vorſtufe deſſen nehmen, was wir „Scham“ nennen: es iſt das Benehmen des Weſens, deſſen Signal nicht beachtet und verletzt wird. Ich habe dir ja auch ſchon vom erotiſchen Duft und ſeiner Rolle geſprochen. Es lag aber wahrlich nur zu nahe, daß der Menſch mit ſeiner Werkzeugtechnik, nachdem er einmal die künſtliche Bekleidung überhaupt entdeckt hatte, auch das Signal aus dieſer neuen Kunſt entnahm: alſo ein Deckſignal wählte

Digitized by Google

als negatives Zeichen. Immerhin war gar nicht nötig, zunächst eine wirkliche ganze „Verdeckung" zu nehmen. Das ist schon eine raffiniertere Idee. Das erste war, wie mir scheint, wirklich bloß die möglichste Deutlichkeit des „Signals" an sich, — des Feigenblatts als Buchstabe, als Stichwort. Die Geschlechtsgegend konnte dabei sichtbar bleiben, — wenn sie nur irgend ein Merkmal zugleich wies, das gleichsam eine Tarnkappe über ihre erotische Bestimmung zog.

Die Sache mußte beim Menschen besonders wichtig werden, da er aller Wahrscheinlichkeit nach von früh an keine so feste natürliche Einschränkung des Geschlechtsverkehrs durch bestimmte Liebes- und Nichtliebesperioden besessen hat, wie sie bei andern Tieren als Wechsel von Brunst und Nichtbrunst, erotischer Jagd- und Schonzeit, sich geltend zu machen pflegen.

Gewisse Punkte sind ja auch bei ihm da klar. Ein Reifealter ist nötig, damit überhaupt der nackte Körper als erotischer in Betracht komme, — das markiert ja die Natur selber deutlich genug im allmählichen Wölben der Mädchenbrust, in jenem späten Nachwachsen der Schamhaare, und vor allem in der erst erwachenden Zeugungsfähigkeit selbst. Schon im Punkte des Termins, da das alles eintritt, variiert aber das Menschenvolk mindestens heute außerordentlich stark. Alte Reste einer ganz regelrechten Brunstperiode stecken ferner zweifellos, wie schon erwähnt, in der Menstruation. Im allgemeinen sind nach der Menstruation die erotischen Gefühle am lebhaftesten. Und bis in die älteste indische und griechisch-römische Litteratur geht der feste Glaube, daß ein tiefer Zusammenhang bestehe zwischen Menstruation und Befruchtung, — ein Glaube, der im neunzehnten Jahrhundert sich endlich zu einer festen physiologischen Schulmeinung verdichtet hat. Hier wurde auf Grund unserer endlich einsetzenden Kenntnis vom weiblichen Ei betont, daß nur in der Menstruationszeit überhaupt ein solches Ei vom Eierstock zur Gebärmutter wandere, also in oder unmittelbar nach der Zeit auch nur eine Befruchtung stattfinden könne,

Digitized by Google

da dann allein beide Parteien, außer dem Mannessamen auch das Weibesei, am richtigen Fleck zur Begegnung beisammen wären. Das ist dann von einer andern modernen Forscherschule wieder lebhaft bezweifelt worden, und das Ganze läßt sich wirklich in irgend einer absoluten Form heute noch weder pro noch contra benutzen. Wahr aber bleibt die sinnfällige äußere Ähnlichkeit des Menstruationsvorgangs selber mit den Voraussetzungen einer tierischen Brunstperiode, — einerlei, wie es nun für den Menschen mit der bindenden Kraft der Empfängnis dabei stehe. Ebenso sinnfällig aber wird sogleich, wie verschwenderisch häufig diese Periode dann beim Menschen auftritt. Sie ist nicht an bestimmte Jahreszeiten, etwa an den Frühling gebunden. Ich lasse dahingestellt, ob das ganz schon echtes Affenerbe war, die Menstruation des Schimpanse kann dafür sprechen, oder ob die wachsende Unabhängigkeit des Werkzeugmenschen von der Jahreszeit (vor allem im Norden die Überwindung des Winters durch Kleid, Hütte, Feuer) noch dabei nachgeholfen hat. Jedenfalls siehst du in einen schon sehr frühen embarras de richesse dieser Dinge bei uns. In unserer verfeinerten Kulturwelt hat man heute fast nur noch den Eindruck, daß es sich selbst bei diesen zwölf Blutungsstationen des Jahres nicht mehr um die Voraussetzung von entsprechenden zwölf Liebesstationen handle, — sondern die Bluttage erscheinen viel eher als eine zwölfmalige kleine Schonzeit innerhalb eines sonst kontinuierlichen erotischen Jahres. Und dazu halte noch die nahezu vollzogene Unabhängigkeit des Mannes von jeder auf- und absteigenden Liebeskurve im Jahr. Ich sage nahezu, viele werden sagen absolut. Ich persönlich glaube an kleine Schatten brunstartiger Schwankungen, Zunahmen und Abnahmen auch in der jährlichen Zeugungslust und Zeugungskraft des Mannes, aber sie sind zweifellos gering und auch noch zu wenig erforscht, um eine ernsthafte Rolle in der Rechnung zu spielen; und sicher bleibt auch bei ihnen die Häufigkeit bezeichnend, die auch hier nicht mehr die Brunst

Digitized by Google

als Intermezzo in einem sonst unerotischen Jahr, sondern die kleinen Momente des Sinkens im Erotischen als Intermezzi eines allgemeinen Brunstjahres erscheinen lassen.

Daß natürlich äußere Umstände in diese fast permanente physische Liebesbereitschaft des Menschen zu jeder Zeit eingegriffen haben und noch eingreifen, bleibt dabei in Ehren. Wenn nach einer Statistik von großen Teilen der deutschen Bevölkerung heute im Hochsommer und Herbst weniger Kinder erzeugt werden als im Winter und Frühling, so mag gut und gern die schwerere Arbeitsbelastung im Bauernstand gerade für jene Zeit eine künstliche Regulierung mit einer Art Schonzeit geschaffen haben. Aber hier sind offenbar von Urtagen an keine Faktoren gewesen, die sich physisch bis zur allgemeinen Einschränkung in die Menschennatur hinein Geltung verschafft hätten. In meiner lieben Vaterstadt Köln giebt es ein ähnliches statistisches Maximum der „Karnevals-Kinder." Sie sind das Ergebnis einer jährlich einmal wiederkehrenden Periode, da der größere Teil der Bevölkerung sich hergebracht in einen Rausch gehobener Lebensfreude versetzt und, nicht zu vergessen, sich in ziemlichem Maße zum Zweck dabei unter Alkohol setzt. Solche Karnevalsfeste sind aber nicht etwa eine Erfindung raffinierter Kultur, sondern sie sind im Gegenteil Reste aus dem Leben des Naturmenschen, die mitten in unser konventionelles Zwangleben der Hochkultur hinein sich noch erhalten haben. Zweifellos haben schon beim Urmenschen gelegentliche, periodische Rauschfeste, Orgien, Massenspiele auch eine starke Rolle als gewissermaßen sozial geheiligte Brunstzeiten künstlicher Art gespielt. Aber auch das hat an den physischen Veranlagungen offenbar nichts dauernd geändert. Und so mußte ein geistiger Akt eintreten, der für gewöhnlich, im Tagesbrauch, „nackt" und „erotisch" durch ein „Signal," ein von reflektierenden Geisteswesen auf Geisteswesen bewußt berechnetes Symbol, zunächst einmal trennte.

Ich führe mit völliger Ruhe dabei den „reflektierenden

Digitized by Google

Geist“ hier ein. Denn das, was ich darunter verstehe, ist meines Erachtens genügend gegeben vom Moment an, da der Mensch Werkzeuge herstellte. Das Werkzeug ist im Gegensatz zum Körperorgan ein Erzeugnis des reflektierenden Geistes. Es ist ein Naturprodukt zweiten, höheren Grades. Vom Moment an, da wir es in der Hand des Menschen annehmen, besteht meines Erachtens auch die volle Freiheit, ein Symbol des Liebeslebens, das wir uns beim Tier nur eben auch als angewachsenes Körperorgan denken könnten, bei diesem Menschen als ebensolches Werk des „reflektierenden Geistes“ zu setzen.

Doch wie sollen wir uns ein solches ursprüngliches Symbolzeichen vorstellen, das also noch viel einfacher wäre als unsere Kulturbadehose?

Wir haben vom Eskimo geredet. Er spiegelt heute noch prächtig jenen alten Gegensatz des Urmenschen: draußen in der Kälte dick bepelzt, daheim in der warmen Hütte nackt. Ich will dabei warnen, daß du den heutigen Eskimo nicht ohne weiteres identifizierst mit dem Urmenschen. Ich sehe in ihm nichts anderes, als das am weitesten nordwärts verschlagene Seitenzweiglein vom Hauptstamm, wie er sich nach der Eiszeit in der gemäßigten Zone als „Kultur“ festsetzte. In Folge dieser Polarprojektion hat der Eskimo gewisse Eiszeitzüge allerdings schärfer bewahrt als etwa die tropischen Nacktwilden. Aber herausgefallen aus der Kulturlinie ist er ganz genau wie diese, und wir wissen nicht, wie weit er, dauernd in zu rigorose Klimaverhältnisse gebannt, in der Zwischenzeit noch abwärts gegangen sein mag.

Nun denn: der Eskimomann, wenn er in Gesellschaft anderer daheim die ganzen Kleider abwirft, zieht keine Bade-

Digitized by Google

hose an, wohl aber schnürt er sich die Vorhaut mit einem Faden zusammen.

Sinnreicher zugleich und einfacher kann das Symbol nicht gut gegeben werden. „Das jetzt nicht!“ predigt es in der schlichtesten und doch verständlichsten Form. Alles hat seine Zeit, heißt es im Prediger Salomonis. Und jetzt ist nicht die Zeit für das, woran ihr denken könntet, wenn ihr diesen Umriß Natur seht. Die Thür ist verschlossen, nicht grob mit einem Diebsschloß, sondern bloß so wie wenn einer eine Fahne auf Halbmast zieht zum stillen Zeichen: Ich bin nicht zu Hause.

Willst du diesem Eskimo seine Schnur abnehmen, womöglich in Gegenwart von Frauen abnehmen, so *schämt* er sich. Was ist das? Du hast ihn plötzlich erotisch nackt gemacht, obwohl alle Umstände dem richtigen erotischen Zweck sonst widersprechen! Du hast etwas Unlogisches, einen klaffenden Widerspruch geschaffen. Die Unlogik wieder schafft bei ihm Unbehagen, Reaktion, — Entrüstung. Eine Zornesäußerung ist — die Scham. Zorn über eine unlogische Handlung.

Gewiß, dein Eskimo wird dir das nicht so professoral entwickeln können. Er hat kein Kolleg über Logik gehört. Das Wort selber ist schwerlich in seinem Wortschatz. Sicherlich aber hat er einen anderen Begriff: den Begriff Sitte, Brauch, hergebrachte Schicklichkeit. Ich weiß von keinem Volk der Erde, ob nackt, ob behemdet, das diesen schlichten Begriff nicht hätte. Der Inhalt ist unendlich verschieden; der Begriff aber bleibt. Dein Eskimo wird dir sagen, daß es sich „nicht schickt“, den Vorhautsverschluß jetzt abzulegen. Das ist in Wahrheit aber nichts als die hergebrachte Überlieferungs*form* der ursprünglichen Empfindung von Handlungs-Unlogik. Der Mensch ist ein soziales Wesen, mit Zusammenhang der Geschlechterfolgen, mit Traditionen, mit Weitergeben alter Erfahrungen als einfache Lehrregeln, die den Jungen immer wieder von den Alten beigebracht werden. So und so lange ist's am

Digitized by Google

eigenen Leibe sozusagen erlebt worden: Du sollst nicht töten. Dann endlich wird's ein Wort, eine Sittenlehre, die als solche überliefert wird. So ist jene Unlogik der unzeitigen erotischen Entblößung ebenfalls lange den Ahnen eingepaukt worden als reale Faustthatsache des hauenden Lebens. Nachher ist's als „unschicklich" dann schon „überliefert" worden. Das Bezeichnende aber ist, daß, wenn diese Überlieferung der Sitte einmal aussetzte, unzweifelhaft die Sache selber sich wiederum durchsetzen würde, so gut wie jenes „Du sollst nicht töten." Das Unpraktische mit seinen Folgen kröche eben nach und nach wieder so unheimlich heran, daß alles sich abermals regulieren müßte. Und in diesem Sinne kannst du ruhig sagen: auch der Eskimo von heute erkennt, wenn auch mit dem Denkwörtlein „Sitte", die tiefinnerliche Unlogik jenes Aktes an.

Das unmittelbare Gefühl für Unlogik des Geschehens steckt übrigens in uns allen auch in direktester Form noch viel energischer, als man wohl denkt, wenn man ein so philosophisches Kulturwort wie „Unlogik" oder „Logik" hört. Du kannst es erstaunlich scharf beobachten bei Kindern. Ja du stößt auf Schritt und Tritt darauf beim Hunde. Kind wie Hund haben auf Grund gewisser Erfahrungen Vertrauen zum Verlauf einer Handlung gefaßt. Sie haben gemerkt: wenn die und die Umstände eintreten, kommen die und die weiteren Folgen, etwa im Einzelfall angenehme Folgen. Nun ändere plötzlich diese Folgen, handle einmal total anders als sonst, prügle den Hund, wo er eine Liebkosung erwartet — und du weckst einen doppelten Zorn, — nicht nur den über die Prügel selbst, sondern vor allem auch über das Inkonsequente, das Unlogische deiner Handlung.

Weil die Scham ihrem tiefsten Kern nach einer Entrüstung entspringt, ein Zornakt ist, hat sich ihr auch ein sonst so unbegreifliches Zeichen bei uns zugesellt: nämlich das Erröten. Wer zornig wird, dem schwillt der Kamm vor Blutzufuhr: das kannst du schon am Truthahn studieren. Wäre die Scham

Digitized by Google

bloß ein einfaches Erschrecken, so würde das Gesicht blaß werden statt rot. Scham ist ein viel aktiverer seelischer Vorgang als Angst, — es ist ein Angriff schon darin, ein Urteil, eine Kritik, und so hat sie mit Recht in der Blutsprache des menschlichen Antlitzes das Vorzeichen Plus, das ist „Rot", erhalten. Keineswegs aber wieder ist Rot etwa die echte aktive Farbe des Erotischen selbst. Wo die reife Liebe freiwillig gewährt, wo, um mit Salomo zu sprechen, das Erotische wirklich „seine Zeit hat" da ist wohl das Antlitz zu höchster Lebenskraft gespannt, die Augen blitzen oder sinken in der Tiefe des Gefühls auch in jenes wunderbare blaue Verschwimmen wie die Sonne in weiche feuchte Nebel ein, — aber nichts mahnt an die düstere Pupurflamme, die allemal da auflodert, wo die Scham protestiert.

Der Eskimo ist draußen bekleidet, daheim nackt. Nun wandere mit dem Blick vom Pol herab den Globus entlang in die heißen Länder, — dorthin, wo die abgeströmten Menschen erst ganz nackt, nackt in allen Lebenslagen geworden sind. Wie wichtig mußte hier erst jene Zeichensprache werden, die den Konflikt vermied! Und wie einfach stimmen die allbekannten Thatsachen dazu, — diese ewig neu bestaunten Thatsachen.

Wie haben sich die Deuter die Zähne daran zerbissen. Der Wilde konnte keine Scham haben, weil er nackt war. Aber dann hatte er sie plötzlich doch, — vor unberechenbar winzigsten Bagatellen. Auf den Admiralitätsinseln gehen die Männer völlig nackt mit Ausnahme einer Gürtelschnur, an der eine kleine Muschel so befestigt ist, daß sie die Vorhaut deckt. Ein Reisender kauft einem Manne eine solche Muschel ab und der Verkäufer wendet sich beiseite, als er sie losmachen soll: — er müßte sich schämen, sollte er sich einen Moment ohne sein Signal sehen lassen. Was soll das? fragt sich der Europäer. Diese Sorte „Scham" erscheint wie ein schlechter Witz. Und doch sind bei ihr sämtliche Urbedingungen dessen, was wir selber Scham nennen, wie im feinsten, verklärtesten Extrakt gegeben.

Digitized by Google

Das Symbol braucht gar nicht einmal so realistisch als Verschluß aufzutreten. Die Phantasie ist mit noch viel weniger zufrieden. Ein Strick, ein Riemen nur in der Nähe thut's schon, eine grüne Ranke, die den streitigen Punkt gar nicht berührt. Der Neu-Kaledonier hat bloß eine Schnur um den Leib, die Obbo-Negerin am Albert-Nyanza nimmt ein Laubbüschel. Wo die Negerfrau bei der Feldarbeit gebückt steht, befestigt sie ihr Symbol am Hinterteil und auch das wird streng gehalten; wer es ihr nimmt, gegen den lehnt sich ihre Scham mit aller Energie auf. Vogel hat von einem armen Weibe erzählt, das auf diese Moral eingeschult war und in der Gefangenschaft seine Hinterhülle verloren hatte wie der Einsiedlerkrebs seine Muschel; es saß nackt am Boden und weigerte sich aufzustehen, bis man ihm ein grünes Reiß reichte, — mit dem deckte es dann seine abseitige Blöße und fühlte sich in seiner Ehre gerettet. Auf Samoa ist es der Nabel, der vielfach das erotische Symbol trägt, — wer ihn entblößt, wo es nicht sein soll, der verfällt der Moralkritik, während die echten Geschlechtsteile unbeachtet bleiben, — sie bleiben es eben vom Standpunkt der Erotik aus, solange das Symbol, einerlei von wo, seine geistige Tarnkappe über sie zieht.

Immer aber, sei das Symbol auch winzig wie die Stempelmarke auf einem riesigen Aktenblatt, ist die Achtung, die Wirkung die ganze. Erst wo gar nichts ist oder vermutet wird, erscheint in den Vorstellungen der Begriff von Nacktheit im Sinne einer Roheit, einer Unanständigkeit. Der Fidschi-Insulaner, der nackt ist bis auf einen winzigen Hüftschurz, sagt zum Missionär vom Neu-Kaledonier, von dem er meint, er gehe völlig ohne Schamsymbol: „Die haben noch nicht einmal einen Schurz drauf und wollen Götter haben!" In Momenten höchster Weihe aber geschieht es, daß absichtlich das Symbol fortgelassen wird, eben um zu dokumentieren, daß jetzt jede leiseste Möglichkeit einer Mißdeutung ausgeschlossen sei: die Königin der Balonda-Neger empfängt Livingstone in

Digitized by Google

absoluter Paradiesesnacktheit. Das ist, wie wenn ein Gott nackt dargestellt wird. Die Dinge liegen so hoch, daß die erotische Sphäre überhaupt versunken ist. So springt der irrende Ritter nackt aus dem Bade, um der bedrängten Unschuld zu helfen. In jenem Falle war das nackte Hofzeremoniell zugleich das denkbar höchste Vertrauensvotum für den Besucher.

Am vielseitig lehrreichsten liegen die ganzen Dinge wieder bei jenen nackten Indianern Zentral-Brasiliens. Wie in ein Musterbeispiel erscheint da alles zusammengedrängt.

Der Bakairi-Mann (ich gebrauche das Wort hier meist als Kollektivbezeichnung, obwohl es strenggenommen nur einen dieser Indianerstämme nennt) ist absolut nackt im Sinne von Kleidung. Statt deren bemalt er sich auf der nackten Haut. Sein Kopfhaar dreht er zu Locken und unterbricht er nach uraltem Brauch durch priesterhafte Tonsuren. Gegen die Reste des übrigen Körperhaars führt er heftigen Krieg, vor allem die Schamhaare. Um den Unterleib aber trägt er eine Schnur, einen Baumwollfaden. Ausnahmslos jeder Mann trägt ihn. An der Schnur hängen meist allerlei Nippes, durchbohrte Samenkerne, Fragmente von Schneckenhäusern und dergleichen. Aber ein echter Traggürtel ist's nicht, denn wenn der Indianer sein Handwerkszeug, Muscheln oder scharfe Fischgebisse oder ein geschenktes Messer, tragen soll, so hat er zwar keine Tasche dafür am nackten Leibe, aber er hängt's an besonderem Strick um die Schulter.

So könnte es dir zuerst fast scheinen, als sei auch das Bauchschnürlein bloß ein kleiner Vorrat an Bindfaden für den Notfall. Weit gefehlt: es ist das männliche Symbol. Es verdeckt allerdings absolut nichts. Vergebens suchst du das etwa davon herabhängende Feigenblatt. Immerhin aber stellt sich dir doch beim längeren Besehen die deutlichste Ähnlichkeit mit jener Verschlußschnur der Eskimos auch hier dar. Der junge Mann, der in die Liebesjahre tritt, wird angehalten,

Digitized by Google

sein Liebesglied aufwärts zu schlagen und mit der Vorhaut fest unter die Schnur zu klemmen. Das zeigt symbolisch den Verschluß. Es hindert wohl auch rein mechanisch das stärkere Zurschautreten vorübergehender erotischer Erregungen zur falschen Zeit.

Und es dehnt außerdem mechanisch durch die Quetschung und Zerrung die Vorhaut selbst.

Zu diesem letzteren Zweck erst ein besonderes Wort.

Die menschliche Vorhaut hat, wie unverkennbar ist, etwas zum Liebesakt nicht ganz zweckmäßig Passendes.

Auf der einen Seite ist sie ja ein unzweideutiges Schutzmittel. Sie macht den Eindruck mindestens des Restes einer alten guten Hautklappe über der männlichen Harnöffnung. Sie schützt da gegen das Eindringen unberufener Dinge von außen. Man hat das Gefühl, daß dieser Schutzzweck, so lange es sich bloß um die Urinöffnung handelte, gar nicht weit genug getrieben werden konnte, — es genügte für die einfache abströmende Welle vollkommen eine ganz kleine Durchbohrung in der Kuppelwölbung eines sonst völlig soliden Schutzverschlusses, der bis auf ein kleinstes Loch zugewachsenen Vorhaut.

Ich glaube, daß in unserer Natur ein gewisser Zug, eine gewisse Tendenz noch immer besteht, diesen Zustand zu restituieren: ich finde eine kleine, aber äußerst zähe Wühlarbeit derart nämlich in der immer und immer wieder bei so vielen Kindern auftretenden sogenannten Phimose, — der wirklich ganz oder fast so weitgehenden angeborenen Überkleidung der Harnröhrenspitze durch die Vorhaut.

Nun erinnerst du dich aber aus unserem früheren Gespräch, wie dieser einfache Leibeskranen zum Ablassen der unbrauchbaren Urinstoffe im Laufe der Entwickelung einst die viel größere zweite Funktion mitübernehmen mußte: das Heraus-

Digitized by Google

treiben auch der männlichen Zeugungsstoffe im Liebesakt. Der schlichte Wasserhahn, der bloß ein paarmal täglich auf und zu gedreht wurde, erhielt hierbei jenen unvergleichlich gewaltigeren, aktiveren Ejakulationsmechanismus, der im Akt die köstliche Lebenswelle weit vorschleudern mußte.

Mit dieser neuen Aufgabe und Einrichtung aber trat offenbar jetzt jene Verschlußhaut in den ernstesten Konflikt. So nützlich es für gewöhnlich sein mochte, auch die ruhende Geschlechtsöffnung vor unberufen einkrabbelnden Gästen und anderem Eindringsel zu schützen: im Moment des Aktes war jede Einengung da vorne eine fatalste, zweckwidrigste Hemmung. Und um welchen größten Zweck handelte es sich doch!

Das Naturgemäßeste wäre gewesen, daß die zu weit gehende Vorhautkapsel etwa beim ersten reifen Liebesakt geplatzt und so einfach beiseite getreten wäre nach Art des weiblichen Jungfernhäutchens. In der That bietet dieser kleine Hautvorhang der weiblichen engeren Geschlechtspforte ein geradezu auffälliges Seitenstück dar zur männlichen Vorhaut. Auch hier zeigt sich ein kleiner Hautverschluß, der allerdings mit dem Urinkranen beim Weibe nichts zu thun hat. Durch und durch macht auch er den Eindruck eines Schutzsegels vor einer wichtigsten Leibesöffnung. Auch er läßt soviel Raum, daß eine glatt abströmende Welle durch kann, ohne ihn zu zersprengen: die Menstruationsblutung nämlich. Wenn aber zum erstenmal der, dagegen gehalten, ungeheure Zeugungsakt hier Bahn haben will, so reißt eben das Jungfernhäutlein, — das alte Schutzsegel muß brechen gegenüber diesem höheren Zweck.

Immerhin macht auch hier das mit Blutung verknüpfte gewaltthätige Reißen den Eindruck einer kleinen Unvollkommenheit, als hätten sich zwei Zwecke da im sonst so harmonischen Prachtbau des Organismus nicht ganz reinlich voreinander aufgelöst. Ich halte es für sehr wohl möglich, daß das Jungfernhäutchen seinen eigentlichen logischen Naturzweck hatte bei tierischen Vorfahren des Menschen, bei denen die Brunstzeit noch

Digitized by Google

nicht nahezu in Permanenz erklärt war, sondern nur für eine kleine Zeitspanne als Intermezzo im großen Nichtbrunst-Jahr auftrat. Den größten Teil des Jahres konnte hier auch beim geschlechtsreifen Weibe ein möglichst guter Verschluß nur erwünscht sein. Kam dann die Brunstzeit, so wurde das Verschlußhäutlein allerdings beim ersten Akt zurückgedrängt und die Geschlechtspforte blieb wohl für die kurze Dauer der Brunstperiode offen. Nachher aber mag sich der Verschluß wieder zusammengezogen haben, um erst beim Geburtsakt abermals sich vorübergehend zu lösen oder wenigstens zu weiten. Immer wird ja auch hier die Geschlechtsreife einen wichtigen Einschnitt gebildet haben, — bis zu ihr war der Verschluß ganz und dauernd intakt. Aber alles mochte sich geregelter, glatter abspielen. Erst beim Menschen, denke ich mir, ist im Gefolge des Verzichts auf eine einmalige Brunstperiode im Jahr zu Gunsten einer mindestens zwölfmaligen oder noch viel öfteren der ganz grelle Riß zwischen einer intakt verschlossenen Jungfrauenzeit und einem dauernd unverschlossenen Frauenstand eingetreten. An die Stelle einer beschränkten Zahl von Ausweitungen hat sich zu Gunsten einer beständig freien Passage ein einmaliges grobes Zerreißen beim ersten Mal gesetzt, das denn allerdings seine kleinen Mißlichkeiten hat wie jeder blutige Gewaltakt.

Ganz ähnlich mag's aber beim Manne mit der Vorhaut hergegangen sein. Hier ist ja von gewaltsamem Riß beim ersten Akt wenigstens in der Regel keine Rede, — vorkommen thut's schon einmal, aber keinenfalls ist es in der Mehrzahl der Fälle nötig. Gewisse Unbequemlichkeiten des halben Verschlußes und der Neigung zu noch stärkerem machen sich indessen auch da vielfältig geltend. Die Schutzklappe wird im Gegensatz zu ihrer Bestimmung oft der Sitz lästiger Krankheiten. Und für einen gewissen immerhin nicht unbeträchtlichen Prozentsatz sonst völlig liebesreifer Männer bleibt sie gar ein Dauerhemmnis, eben weil sie nicht so leicht zerreißlich ist wie

Digitized by Google

das Jungfernhäutchen. Kommen doch selbst bei diesem Falle genug vor, wo es mindestens einen verzweifelten Widerstand entgegensetzt, der schon so manchen ganzen Akt gefährdet hat.

Unter solchen Umständen kann es wahrlich nicht viel Wunder nehmen, daß der Mensch schon früh anfing, darüber nachzudenken, wie diesem offenbaren kleinen Konflikt in seinem Körperbau hier etwas nachzuhelfen sei. So lange der Knabe nicht mannbar war, kam ja auf die Sache nichts an, es sei denn, daß die Vorhaut so gesperrt war, daß selbst der Urin nicht recht herauskonnte. Aber mit dem erwachenden Liebesfrühling wurde es damit Ernst.

Da hatte der Mensch nun das schneidende Werkzeug: das harte Steinmesser. Mit ihm schnitt er ja schon die Nabelschnur des neugeborenen Kindes durch. Schon sehr früh offenbar hat er auch angefangen, sich sonst damit am nackten Leibe herumzuschnitzeln. In Nase, Ohr, Lippe bohrte er sich Löcher, um Verzierungen hinein zu hängen, in die Arme und Beine und Brüste grub er sich Tätowiermuster als Ritznarben. Gerade am Liebesglied selber aber wird noch heute von vielen Wilden über alle Begriffe toll herumgewirtschaftet.

Bei den Dajaks wird die Eichel mit einer silbernen Nadel durchbohrt und in den dauernd offen verheilten Kanal wird zum Liebesakt ein harter Apparat gesteckt, um die Erregung beim Weibe zu steigern. Ampallang heißt dieses seltsame Instrument. Bald ist es nur ein einfacher Stab aus Elfenbein oder Silber, bald eine Art Silbergriff für eine Doppelbürste aus starken Borsten. Bei den Batta auf Sumatra werden kleine Steine, manchmal bis zu zehn Stück, unter die Haut des Gliedes eingenäht oder auch dreikantige Gold- und Silberplättchen. Es ist, als wolle der Mensch mit dem Machtmittel seines Werkzeuges sich hier gewaltsam zurückerobern, was der Hund in Gestalt eines festen Stützknochens in seinem Liebesgliede noch organisch besitzt.

Bei den australischen Stämmen ist weit verbreitet die

Digitized by Google

Mika-Operation. Auch bei ihr handelt es sich um eine Durchbohrung der Gliedröhre von außen, doch wird sie zu einem viel radikaleren Zweck hier vollzogen: sie soll nämlich den freien Liebesverkehr ohne die Möglichkeit einer Schwängerung gewährleisten. Mit kühnem Schnitt durch ein glasscharfes Feuersteinmesser wird fast der ganze Gliedkanal zwischen Spitze und Wurzel aufgespalten und die Spalte offen zur Heilung gebracht. So verrinnt natürlich die Lebenswelle zwecklos schon ganz oben beim Liebesakt, ohne die Tiefe ihrer Bestimmung zu erreichen.

Was Wunder, wenn die Radikalmethode, die bald die Liebesfreuden mit dem Messer erhöhte, bald ihren Folgen damit vorbeugte, auch gegen jedes noch so geringfügige Hemmnis dieser Freuden einschritt.

Da siehst du zunächst Völker, die gegen das weibliche Organ mit der unheimlichsten Grausamkeit vorgehen.

Ich weiß nicht sicher, ob es heute irgendwo auf der Erde Brauch ist, das Jungfernhäutchen absichtlich schon vor der Reisezeit mit einem eingetriebenen Werkzeug zu zerstören als eventuelles Hemmnis der Liebe. Zufällig geschieht es jedenfalls bei verschiedenen Völkern. Vor allen sind es die Chinesen, die bei ihren ins Extrem getriebenen Reinigungen der kleinen Kinder durchweg der Sache schon ein vorzeitiges Ende machen.

Durchaus bewußt zum Zweck aber findet sich in fast ganz Afrika, auf Java, auf Kamtschatka und in Peru — also in den verschiedensten Ländern — die sogenannte „Beschneidung der Mädchen." Sie besteht in einem blutigen Eingriff in die äußeren weiblichen Geschlechtsorgane, der die kleinen Schamlippen und hauptsächlich jenen eigentümlichen weiblichen Gliedrest, den Kitzler, betrifft. Diese Teile wachsen besonders bei einer großen Menge afrikanischer Völker vielfältig so aus, daß sie zu Hemmnissen des Liebesaktes werden. Wir haben uns in unserm früheren Gespräch ausführlich mit der Geschichte des Kitzlers beschäftigt und du weißt, wie er ein Rudiment, ein

Digitized by Google

uraltes Überbleibsel darstellt am Menschenleibe. Da trifft nun bei ihm wahrscheinlich etwas ähnliches zu wie beim Jungfernhäutchen und bei der Mannesvorhaut: unter Umständen führt er heute zu gewissen Konflikten, weil er nicht mehr in das jetzt Vorhandene ganz hinein passen will. Wir haben ja andere „rudimentäre Organe" in uns, die nicht selten geradezu lebensgefährlich werden können, so den bekannten Wurmfortsatz am Blinddarm, den Sitz der bösen Blindarmentzündung. Denkst du dir nun, daß bei einzelnen Menschenstämmen der Erde eine natürliche Neigung der körperbildenden Kraft bestehe, diesen Kitzler doch noch ziemlich stark immer wieder vorzudrängen, so wird wohl begreiflich, daß man dort schließlich zu einer rohen Operation sich entschloß: man stutzte schon beim kleinen Mädchen diesen störenden Auswuchs wie wir einem Hunde die Ohren oder den Schwanz stutzen.

Einen Schritt von da zum Knaben — und du stehst vor dem uralt ehrwürdigen Brauche der „Beschneidung" selbst.

Was heute der Arzt bei uns an dem kleinen Kindlein thut, wenn jener Schutzverschluß ihm als sogenannte „Phimose" allzu stark erscheint, das erfaßte der Wilde, erfaßten erwachende Kulturvölker in grauen Tagen als eine Notwendigkeit allgemein. Mit hartem Steinmesser schnitt der Mensch die allzu vordringliche Schutzhülle der Gliedspitze einfach ab, — er „beschnitt" das Glied. Sein erstes Werkzeug war der Stein. Wir haben schon bei der Nabelschnur gesehen, wie gerade das Abpressen, Abquetschen durch einen Stein ein praktisches Vorkehrmittel gegen allzu heftige Blutung umschließt. Aus diesem Grunde ist, auch als bei den Kulturvölkern das metallene Werkzeug das steinerne und beinerne ablöste, für den Beschneidungsakt das Steinmesser ausnahmsweise in Gebrauch geblieben. Und das hielt sich, als selbst die Medizin weit genug war, auch eine Blutung aus Metallschnitt zu stillen. Religiöse Mythen umwebten das steinerne und beinerne Beschneidungsmesser in Tagen, da sein Zweck längst vergessen

Digitized by Google

war. Aus unseren Zeiten, aus der Mitte unserer Kultur stammt die Geschichte von dem Rabbiner, der, um kein Metall an die Vorhaut zu bringen, die Beschneidung der ihm anvertrauten Kinder mit den Zähnen vollzog. Das Unglück wollte, daß er syphilitisch war und so unendliches Elend verbreitete.

Er selber wird so wenig gewußt haben, warum er so handelte, wie die meisten von heute es wissen, denen durch ihre Religionsgemeinschaft der Akt etwas selbstverständliches geworden ist. Wie viel Träume, Ideen, Grübeleien, dumpfe Erkenntnisse, wieviel Mut und Thatkraft des erwachenden Menschen lagen darin, — dieses unbändigen Prometheus, der mit seinem Werkzeug die alte Natur meistern, bessern, bilden wollte, ob auch das eigene Blut in Strömen floß. Um den größten Akt des Lebens, das über die Einzelpersonen hinausgriff, handelte es sich. Das ganze Ringen, das unsagbar verwickelte Experimentieren der lebendigen Natur auf Erden erscheint konzentriert auf einmal vor solchen Versuchen in ihm. Sein Gehirn, seine Hand wollen jetzt das Werk des alten Organgeistes fortführen. Noch sind sie jung, man darf sich nicht wundern, daß sie roh zutappen. Auch die Natur unter ihm hat ja eine Wolke goldenen Kiefernstaubes verpulvert, um ein Bäumlein zu schaffen. So watet er in Blut, um eine kleine Linie nur einmal wieder weiter zu finden in der Liebesbahn. Als sein Gemüt sich verfeinert, vor dem wilden Schneiden am Leibe eines armen weinenden Kindleins zurückschaudert, da beschwört er die höchsten Geistesgewalten seines Lebens: Religion muß die Beschneidung heiligen, die Götter führen das Messer. Bis endlich in unseren Tagen noch wieder eine höhere Instanz seiner selbst still das Alte aufnimmt, die medizinische Wissenschaft, — dort es besonnen wahrend, wo es nötig ist, dort es wieder ausmerzend, wo nur Übertreibung es allgemein gemacht.

Ungefähr ein Siebentel der gesamten Menschheit auf Erden ist heute noch beschnitten. Es sind ja nicht die Juden

Digitized by Google

und Mohammedaner allein, die dem Brauche gewohnheitsmäßig huldigen. Mit Staunen entdeckten ihn die Nachfolger des Kolumbus in Mexiko und Südamerika. Der Australneger weiß es nicht anders in seinem Busch, der Samoaner und Fidschiinsulaner in seiner Paradieseslandschaft. Und vollends in Afrika geht die Sitte bis in die fernsten Winkel. Recht, damit sich der Zusammenhang mit dem ersten Liebesakt erweise, wird bei diesen wilden Völkern nicht das kleine Kindlein beschnitten, sondern erst der mannbare Jüngling.

Früh tritt ja bei ihm dort meist schon die Liebesreife ein. Mit 14 Jahren ist der kleine Betschuane im Herzen Südafrikas schon so weit, daß der Vater ihm eine Braut sucht. Dazu muß ihn aber der feierliche Beschneidungsakt erst „würdig" machen. Alles vereinigt sich zu diesem Akt, was wir etwa in die Feier der Konfirmation legen. Sind eine Anzahl dem rechten Zeitpunkt naher Knaben beisammen, so beginnt die große Handlung mit der vorbereitenden Feierlichkeit eines Opferakts. An einsamem Ort steht eine Hütte, da müssen sich die Erwählten einfinden. Eine Herde Kühe wird ihnen zur Obhut anvertraut, von deren Milch sie sich stärken mögen. Nach einer gewissen Sammlungszeit kommt dann in Begleitung des Häuptlings der Beschneider und vollzieht mit der Assagaie, einer zweischneidigen, bajonettartigen Stahlklinge, die Operation. Die Wunde wird mit heilenden Kräuter gekühlt und sorgsam verbunden. Dann muß jeder seinen nackten Leib mit Thonerde schneeweiß färben. Das Leben muß dabei bis zum Schluß der Prüfungszeit asketisch rauh verlaufen. Ohne Matte müssen alle in der Asche schlafen. Allmorgendlich kommt der Beschneider mit einem Gesandten des Stammeshaupts zurück und sieht nach, ob die Wunde reinlich gehalten, der Körper vorschriftsmäßig wieder weiß gefärbt ist. Wer nicht brav mitthut, bekommt noch Prügel wie ein Junge. Aber endlich schlägt die Erlösungsstunde. Noch wird zu feierlichem Schlußakt alles zuletzt gebrauchte Gerät wie eine

Digitized by Google

abfallende Hülle verbrannt. Dann geht's ins Waſſer zu einem großen Bade. Das iſt die Kriſis. Nun erſcheinen die „Männer" ſtolz vor dem Häuptling. Die Eltern bringen ihnen neue Fellmäntel und rüſten ein Feſtmahl aus gekochter Hirſe mit Milch, bei dem es mit größtem Ceremoniell hergeht. Zum Schluß werden ihnen Waffen gereicht, ein Stammesälteſter erklärt ſie offiziell für Meiſter. Dem Häuptling wird eine Art Fahneneid geſchworen. Waffenübungen werden ihm vorgeführt, endlich giebt's Fröhlichkeit und Tanz. Fortan haben die jungen Männer einen neuen Namen, ſie dürfen mit ihren Eltern gemeinſchaftlich eſſen, was früher wegen Unreinheit nicht geduldet war, — umgekehrt aber ſchlafen ſie jetzt nicht mehr mit in der Elternhütte. Das beſchnittene Glied aber tragen ſie fürder in einem ledernen Futteral, das wie ein Suſpenſorium befeſtigt iſt, — mit ihrer Mannbarkeitserklärung ſind ſie ins Stadium des „Symbols" getreten.

Der Bakaïri-Indianer, von dem wir ausgingen, gehört nicht zu dieſen Völkern, die beſchneiden. Und doch beſchäftigt auch er ſich angelegentlich mit dem Problem ſeiner Vorhaut. Wenn heute der Arzt bei uns jene leidige Verengung, die Phimoſe, heilen will, ſo hat er zwei Mittel. Das eine iſt das radikale eben der blutigen Beſchneidung. Das andere, für milde Fälle ausreichende beſteht in einer allmählichen Weitung der hemmenden Haut. Indem ſie immer wieder vorgezogen und gymnaſtiſch gedehnt wird, wird von innen hier Platz geſchaffen. Nun genau das ſcheint unſer Bakaïri zu erzielen durch ſein frühzeitiges Einklemmen und Abbinden der Vorhaut in der Hüftſchnur. Es iſt alſo wirklich ein gewiſſermaßen hygieniſcher, mediziniſcher, prophyllaktiſcher Sinn

Digitized by Google

auch in diesem seinen Thun, der als solcher aus dem Symbolischen selber herausfällt, gleichwohl aber in tiefstem Kontakt mit dem Liebesleben bleibt, — ein unblutiges Seitenstück zur Beschneidung.

Bei einem verwandten Indianerstamm desselben Landes hast du sogar den direkten Eskimobrauch in Permanenz: die Trumais schnüren einfach auch die Vorhaut wie einen Wurstzipfel durch einen roten Baumwollfaden zusammen. Noch ein anderes dieser Indianervölker hat wie jene Betschuanen einen regelrechten Stulp in Brauch, eine trichterförmige Schlinge aus sprödem gelbem Palmstroh. Sie wird so über das Glied gestülpt, daß die Vorhaut unten aus dem Schleifenloch schaut und auch hier allmählich hygienisch scharf abgeschnürt wird.

Auch die Bakairi-Frau ist bis auf ihr Symbol absolut nackt. Auch sie hat mit Sorgfalt ihr Schamhaar entfernt. Auch bei ihr ist das Symbol, wenn man es mit irgend etwas vergleichen soll, unbedingt viel eher ein Verschluß, als eine Verdeckung. Und auch bei ihr mischt sich in den symbolischen Zweck ein ebenfalls eng dem Liebesleben angeschmiegter hygienischer Zweck.

Bei dem einen Stamme trägt die Frau eine weiche, grauweiße Bastbinde. Sie hat die Dicke eines Strickes. Eine eigentliche Verhüllung der Geschlechtsgegend konnte, wie Steinen, der treffliche Erforscher dieses Volkes, mit Recht betont, unmöglich dabei beabsichtigt sein, „da man den Streifen nur hätte breiter zu nehmen brauchen. Sie rollten einen langen, schmal zusammengefalteten Baststreifen an einem Ende ein wenig auf, hielten dieses Röllchen mit der einen Hand gegen den unteren Winkel des Schambergs angedrückt, drehten mit der anderen Hand den freien Streifen einige Male um sich selbst und führten ihn zwischen den Beinen nach hinten hinauf, kamen wieder nach vorn zu dem Röllchen, drückten es mit dem quer darüberweg gespannten Streifen an und wandten sich über die andere Hüfte zum Kreuz zurück, wo sie das freie Ende einschlangen und festbanden."

Digitized by Google

Bei einem andern Stamme wird die graue Baſtbinde während der Monatsblutung durch eine ſchwarze erſetzt.

Sehr verbreitet dort iſt als Symbol endlich ein kleines Dreieck aus hartem Rindenbaſt. Die Bakaïri-Frauen nennen es „Uluri“. Ein Viereck wird diagonal wie ein papierenes Kinderſchiffchen zum doppelſchichtigen Dreieck eingeſchlagen. An allen drei Spitzen ſitzen Schnüre, von denen die beiden oberen die Schenkel umgreifen, während die unterſte zwiſchen den Beinen zu ihnen durchgeht. Im größten Falle iſt das Uluri oben 7 cm breit bei 3 cm Länge. Es liegt ſo auf, daß es gerade den Anfang der Schamſpalte deckt und in Verbindung mit der unteren Schnur, wenn alles feſt angezogen iſt, die Pforte im Ganzen zudrückt, — alſo auch eine Art Verſchluß.

Das Uluri wird wie alle Handarbeit dieſer kunſtfrohen Urwaldkinder kokett und nett gearbeitet. In der ornamentalen Kunſt der Bakaïri, die eine eminent hoch entwickelte iſt, ſpielt neben einem Rautenviereck, das eigentlich das ſtiliſierte Bild eines Fiſches iſt, das Dreieck des Uluri eine ganz beſonders hervorragende Rolle. In ſchönen ornamentalen Reihen tauchen auf allerlei Holzcylindern, Trinkſchalen und ſo weiter die Dreiecke auf und immer nennt der Künſtler ſelbſt dieſes Ornament „Uluri“, — das mathematiſche Bild des Dreiecks iſt ihm realiſtiſch verwachſen mit dieſem dreieckigen Frauenſchürzlein. Zu der Liebhaberei, die gerade ein ſolches Ornament mit erotiſchem Beigeſchmack bevorzugt, macht Steinen in ſeiner ſchönen Studie über die Bakaïri-Kunſt eine treffende Randbemerkung. „Auch wir“, ſagt er, „ſtehen ja noch heute auf dem Standpunkt der Kuliſehu-Indianer. Nur haben wir ziviliſierten Menſchen die anatomiſche Vorlage ſtiliſiert, wo ſich die rohen Naturvölker mit dem zierlichen „Kleidchen“ begnügten. Und ſeltſamerweiſe iſt es die hier ſo viel beſprochene Raute, die wir an Stelle des Uluri haben. Der Bakaïri-Forſchungsreiſende würde — ich weiß nicht, ob in allen Teilen Deutſchlands — auf unſeren Bäumen, Mauern

Digitized by Google

Thüren geſchnitzt, geritzt und gemalt, genau ſo wie er es macht, zu ſeiner wahrſcheinlich großen Befriedigung in zahlloſen Exemplaren ſeinen Pakufiſch, die Raute mit dem zentralen Punkt, wiederfinden. Wehe dem, der ſich einmal daran gewöhnt hat, dieſes indianiſche Pakumuſter bei uns überall, wo es angebracht wird, auch zu ſehen. Wollte er ihm entfliehen, ſo dürfte er keinen Bahnhof, keine Allee, keinen Ausſichtspunkt, kurz keinen Ort, wo Menſchen paſſieren, mehr betreten, denn es hat den Anſchein, als ob eine unbekannte geheimnißvolle Geſellſchaft ſich verſchworen hätte, ihn damit zu verfolgen; er trifft es in der Rinde uralter Waldrieſen, er trifft es im friſchgefallenen Schnee."

So naiv dieſer Wilde ſein „Uluri" als Kunſtornament verwertet, ſo wenig macht es ihm Bedenken, dieſe Geſchlechtsſignale ſelber künſtleriſch zu verzieren. Wenn jener junge Betſchuane in Afrika ſeine lederne Gliedkappe mit bunten Perlen ſtickt, ſo befeſtigt unſer braſilianiſcher Bororó-Indianer bei feſtlichen Gelegenheiten an ſeinem Baſtſtulp eine lange rot und gelb gemuſterte Fahne, — recht ein Beweis, daß es ſich hier noch um alles eher als eine echte Ablenkung für den Blick von dieſer Leibesgegend handelt: man ſoll ruhig hierher ſehen, ſoll aber an dem am rechten Fleck befindlichen Signal merken, was an der Zeit iſt und was nicht. Schmuck muß bei dieſen geborenen Kunſtkindern einfach überall hin, wo nur eine Anhängeſtelle iſt.

Der hygieniſche Zweck der Röllchen und Uluris bei dieſen Frauen liegt auf der Hand: ſie dienen in der Menſtruationszeit als Verband, Pelotte, Blutſtauer, als wahrſte hygieniſche Binden, wie ſie die Kultur tief unter all ihren Kleidern einfach heute noch bakairihaft benutzt.

Ich will dabei erwähnen, daß Karl von den Steinen einen geiſtvollen Beweis verſucht hat, es ginge der Urſprung der geſamten Schambedeckungen zurück auf ſolche hygieniſchen Zwecke nackt gehender Völker. Nicht bloß jene Vorhautdehnung

Digitized by Google

und diese Uluribinde sollen dabei eine entscheidende Rolle gespielt haben, sondern auch der allgemeine Verschlußzweck im Urwalde gegen eindringendes Ungeziefer. Er hat nach eigener Anschauung ein lebhaftes Bild entworfen, was einem in dieser Hinsicht im Dickicht Brasiliens alles passieren kann. Wer im Fluß badet, der wird vom Kandirúfisch (Cetopsis Candiru) bedroht, einem zolllangen, durchsichtigen Ungetümchen, das gewiß zu den schauderösesten Erfindungen der Natur gehört. Es schlüpft ihm mit besonderer Bosheit gerade in den Gliedkanal, sperrt sich durch seine Flossen dort fest und nötigt zur unheimlichsten Selbstoperation. Wenn der Brasilianer aufschneiden will, so erzählt er, daß sogar einem Pechvogel, der am Ufer ein Bedürfnis verrichtete, der Fisch, im Strahl emporbringend, eingekrochen sei. Schlimmer aber noch ist's im Walde selbst. Von allen Seiten regnet es bösartige Zecken (Holzböcke) von den Zweigen. Sie saugen sich an, pumpen sich voll Blut wie ein Schröpfkopf, und verursachen die schlimmsten Entzündungen, wenn man sie ungeschickt abreißt. Der bekleidete Brasilianer führt da einen wahren Verzweiflungskampf. Denn auch diese Zecken greifen gerade die kritischsten Teile an. „Hat sich einer der Schmarotzer in die Glans eingebohrt, so pflegt er ihm mit einer brennenden Cigarrette so nahe auf den Leib zu rücken, als seine eigene Empfindlichkeit nur eben gestattet, damit das Tierchen, durch die Hitze bedroht, freiwillig seinen Aufenthalt aufgiebt und sich aus der Schleimhaut zurückzieht, ohne zerrissen zu werden." In diesem brasilianischen Wald ist zuerst die Hängematte erfunden worden, — als Schutz wenigstens gegen die am Boden kriechenden Unholde der Insektenwelt. Wie naheliegend, daß der nackte Wilde sich da schließlich keinen Rat mehr gewußt hat, als die bedrohten unteren Öffnungen mit künstlichen Verschlüssen zu versehen?

Ich leugne gewiß nicht, daß solcher Zwang in bestimmten Gegenden stark übergeleitet hat von dem einfachen Symbol zum Verschluß. Aber Steinen weist selbst auf jene weiteren hy-

Digitized by Google

gienischen Dinge wie die Vorhautstreckung hin und nimmt sie als Hülfsmotiv. Damit ist aber der Weg sofort auch ins Liebesleben eröffnet, und so wie wir das berühren, scheint mir die Rücksicht auf das erotische Symbol als solches unerläßlich. Gegen das aber werden alle jene hygienischen Sachen klein und zweiten Ranges. Die Zeckenplage ist doch etwas zu lokal-winziges gegen die ungeheure Schamfrage!

So erscheinen diese Nackten von Centralbrasilien in jedem Betracht als lehrreichstes Exempel einer ganzen Stufe.

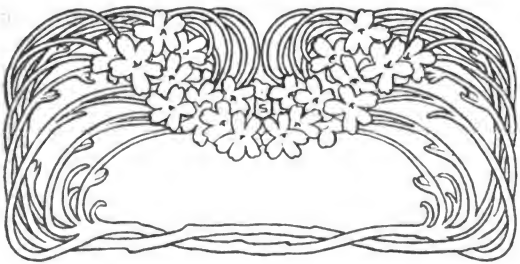
Schon ist bei ihnen der Liebesakt selber durchaus als etwas gefaßt, das unter vier Augen gehört. Diese Stufe haben im Prinzip wohl alle heute lebenden Völker errungen, sie geht hinter unsere Kenntnis ins Urgrau hinein. Gerade deshalb aber ist die Grenze von nackt und nackt bei ihnen auch schon scharf auf der Höhe des Symbols: ohne Symbol heißt „erotisch nackt," mit Symbol heißt „sozial, alltäglich, gleichsam zum Arbeits- und Gesellschaftskostüm nackt, jedenfalls antierotisch-nackt." Vielfach deutlich ausgebildet ist das Symbol schon als Verschluß. So gut wie gar nicht ausgebildet ist es dagegen als wirkliche Verhüllung der Geschlechtsgegend.

Hochinteressant ist bei diesen Indianern ihr Verhältnis zur Kleidung. Sie sind nackt, — unserer Anschauung nach hieße das aber ja nur: sie sind wieder entkleidet. Und seltsam: diese Nacktesten der Nackten *kennen* seit alters wirklich den Gebrauch und die Anfertigung von Kleidern, ohne daß es ihnen etwa die späten europäischen Besucher beigebracht hätten. Sie kennen das Kleid nämlich als althergebrachten — Karnevals-schmuck. Von Zeit zu Zeit regt sich in diesem Phantasievolk der Trieb zum Mummenschanz. Tolle Tänze mit noch tolleren Maskeraden reißen das ganze Mannsvolk hin, als seien sie plötzlich das Wichtigste, absolut Nötigste der Welt. Bloß die

Digitized by Google

Weiber dürfen nicht dabei sein, das ist nun 'mal geheiligte Sitte, — so wie es ja im Kölner Karneval auch eine drollige Trennung wenigstens von Herrn- und Damenkomitees in dieser hanswurstlich auf den Kopf gestellten Zeit giebt. Nun und diese Masken jetzt sind veritable Maskenkostüme, — Kostüme plötzlich der Nackten! Aus Blattstreifen und Stroh werden da Mützen, Röcke mit Ärmeln und gleich daran gewebten langen Hosen hergestellt. Die Phantasie sieht in den grotesken Sachen Tiere verschiedener Art: der nackte Mensch verkleidet sich als „Tier," indem er fellartige Kleider anlegt! Daß Kleider „schamhafter" sind, davon hat der gute Bakairi noch keine Ahnung. Wie um's mit Absicht klärlich zu erweisen, hängt er nämlich außen auf seine Hosen einen Maiskolben als Geschlechtsglied. Hier im Männerkasino braucht's ja keine Symbolstrenge, die Marke gilt als „Tier," und zudem hat der Karneval aller Völker und Kulturen einen Zug von erotischem Generalablaß. Sollte nicht in dieser Kleiderkenntnis eine alte Reminiscenz stecken? Eine dunkle Tradition des nackt gewordenen Tropenwilden an eine Kleiderzeit im Norden? Karnevalsgebräuche haben ein unglaublich konservatives Element in sich: im rheinischen Karneval leben die alten Stadtsoldaten wie unsterblich weiter, und ich glaube, wenn es sonst in der ganzen Welt keine Mönche mehr giebt, wird man sie auf der Redoute finden.

Digitized by Google



Das Kind nimmt einen Stecken als Pferd. Seiner Phantasie genügt irgend eine winzige Ähnlichkeit als Signal, um den ganzen Rest selbstthätig zu ergänzen. Der Erwachsene will wirklich ein Pferd, er ist ein nüchterner Realist gegen das Kind; freilich aber zieht er auch vom echten Pferde die nützlichen Folgen, daß es lebendig ihn wirklich dahinträgt.

Diesen Weg geht auch das Leben der Völker.

Je realistischer das Denken wird, desto mehr verwandelt das Schamsignal sich in eine Schamhülle.

Es kommen die echten Feigenblätter, die Schürzen, die wirklichen „Badehosen," die ihren Zweck nur noch erreichen durch das Absperren, das Unterbrechen der ganzen Leitung vom Geschlechtsorgan zu dem Organ, das ich dir früher schon öfter als das erotische Distanceorgan ersten Ranges bezeichnet habe, — dem Auge.

Wenn man nicht an Erotisches denken soll, so muß die erotische Gegend überhaupt nicht mehr gesehen werden! Das ist gröber im Prinzip, aber es ist unverkennbar in allen zweifelhaften Fällen noch viel wirksamer.

Es schneidet eine ganze Masse Eventualitäten mehr ab. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Wenn ich für gewöhnlich gar kein Geschlecht an meinen Mitmenschen mehr sehe, werde ich auch für gewöhnlich immer mehr vergessen, mich als Geschlecht zu fühlen.

Digitized by Google

Die Frage war nur, wo das Halt machen sollte. Denn nachdem einmal der nackte Mensch der erotische gewesen war, hatte eigentlich alles nackt Gewordene irgendwo und irgendwie einen erotischen Beigeschmack. Du hast schon gesehen, wie selbst das Symbol herumrutschte: vom Geschlechtsthor auf den Nabel, ja auf die Kehrseite. Und alle diese Orte siehst du auch wirklich in die Schambewegung auf dem Stadium der Bedeckung alsbald mit hineingerissen. Dann wird die Weiberbrust wichtig, als eine in der That auch eminent erotisch mahnende, lockende Gegend, — sie wird bedeckt. Und so siehst du die Hülle aus „Schamgründen," diese schon realistischere Bedeckungshülle, um den nackten Menschen wieder Stück für Stück herumwachsen wie einen neuen Tierpelz.

Nun mußt du dir aber Hilfsmotive dabei noch ausmalen. Der Kulturmensch ist auch daheim heute bekleidet nicht bloß aus erotischen Gründen. Die Eiszeit wich eines Tages und lieferte ihn der gemäßigten Zone aus. Die grellen Kontraste der Eskimopelzvermummung draußen und der Eskimonacktheit drinnen verloren sich in ihrer Schärfe. Das mittlere Klima drängte auf ein Mittelstadium auch der Kleiderbehandlung. Im Norden siehst du noch länger schärfere Kontraste: der alte Germane zum Beispiel zieht noch nackt in die Schlacht. Je höher die Kultur aber sprießt, desto mehr drängt sich das ganz Nackte überhaupt im Alltagsleben in den Hintergrund auch aus rein praktischen Gründen dieses Alltagslebens, die mit Scham nichts zu thun haben.

Je *mehr* es aber so wie so geschieht, je seltener das Nackte der meisten Körperteile in nicht erotischen Lagen öffentlich gesehen wird, desto *schärfer* wird diese seltene Nacktheit mit dem Erotischen identifiziert und, da dieses Erotische denn einmal im gewöhnlichen Leben *unsichtbar* gemacht werden soll, als erotisch auch aus Schamgründen jetzt öffentlich verhüllt werden, selbst wo es jene direkten Gründe nicht verlangten.

Der Gipfel ist, daß „nackt" und „erotisch" schließlich

Digitized by Google

absolut zusammenfällt und der nackte Mensch aus der öffentlichen Gesellschaft überhaupt verschwindet, weil er der erotische und als solcher der aus Schamgründen zu verhüllende ist.

Auf der Wasserscheide dieser Entwickelung stehen wir selbst. Auf der einen Seite haben wir uns in der Kultur dahin getrieben, daß ein Kulturmensch von feinen Nerven errötet, wenn er öffentlich sich nackt sehen lassen soll. Auf der anderen Seite freilich erhebt sich auch dagegen wieder eine Reaktion.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf dieses Gegenwartsproblem, das sich so scharf aus den einfachen Folgen der Urzeitdinge ergiebt.

Das Verschwinden der Nacktheit auf einer gewissen Stufe der Kultur hatte sein Notwendiges, aber auch sein Mißliches.

Es ist durchaus nicht schwer, Kulturgeschichte so zu schreiben, daß es wie ein Triumph erwachenden Hochgeistes der Menschheit erscheint. Je größer die Aufgaben dieser Menschheit, desto stärker das Bedürfnis strenger Arbeitsregelung. Das Erotische sollte seine Stelle in höchster Berechtigung wahren, aber es sollte nicht überwuchern. Ungeheure Ziele waren gesetzt, zu denen das Erotische nicht unmittelbar gehörte. Ja sie wurden gestört, wenn es sich einmischte.

Man kann heranziehen, daß die Rolle des Einzelmenschen, des einzelnen Geistesindividuums in der Kulturmenschheit eine unvergleichlich größere wurde als je. Die Erhaltung der Art und alles, was mit ihr zusammenhing, trat daneben höchstens ins Stadium der Gleichberechtigung für die Wertung. Im Tier ist das Individuum immer wie eine Welle nur in dieser großen Artlinie und sein Leben scheint erschöpft in der Arbeit für die Erhaltung dieser Linie: in der Liebe. Im Menschen

Digitized by Google

auf einer gewissen Kulturhöhe scheint das Individuum umgekehrt eine ganze andere Erdbreite, ein ganz anderes festes Fußfassen zu besitzen, es ist zunächst und die fortschreitende Welle erscheint nebensächlich vor dieser Stationsgröße. Hat doch diese Menschheit auch endlich noch ganz andere, vergeistigte Mittel, vom Individuum auf die Nachwelt zu wirken, als bloß die Liebe. Sie hält ein Buch, eine Reihe Bände, Goethes Werke gegen einen Haufen Samentierchen. Wer solche Bücher schafft, der hat ein Recht, sich so lange nicht stören zu lassen durch die Welt dieser Samentierchen. Und wenn sie nicht anders aus dem Gesichtsfeld gebracht werden kann, als durch Verhüllung aller Nacktheit im öffentlichen Leben, — nun so falle diese Nacktheit.

Man muß im Querschnitt dieser Gedanken einen Moment wirklich durch die Kulturgeschichte schauen, um Extreme zu verstehen, die sonst völlig unbegreiflich blieben.

Durch die Menschheitskultur gehen immer wieder Versuche, geradezu einen „unerotischen Menschen" zu schaffen als besonderen Typus in den wachsenden geistigen Arbeitsforderungen. Dieser Mensch sollte auch im ideellen Sinne niemals mehr „nackt" sein. Es ist die Idee, den reinen Geistesmenschen zu schaffen wenigstens als Einzelerscheinung zwischen den hergebrachten Menschen. Er geht so sehr auf in der rein geistigen Arbeitsleistung, daß er das Erotische für immer aus seinem Leben verliert.

Es ist diese Idee, die seit alten Kulturtagen in die Askese getrieben hat; wir reden davon noch. Es ist die Idee, die durchklingt bis in die groben Geschichten vom Cyniker Diogenes in seiner Tonne. Er onanierte auf offenem Markt vor den Leuten, heißt es, um seine Verachtung des Erotischen zu bezeugen. Aber hinter dem grotesken Bilde steckt in dieser ganzen tiefen Strömung des Griechentums doch der Grundgedanke eben jenes Experimentes einer Trennung des einsamen, nur durch Gedanken mit der Menschheit verketteten Geistesmenschen vom Menschen, der sich als Mann oder Weib, als erotische Hälfte fühlt und den Weg zur Menschheit durch Samentierchen und

Digitized by Google

Eizellen bauen will. Es ist dieser Gedanke auch, der den ursprünglichen wirklich tiefen Kern bildete im kirchlichen Cölibat: der geweihte Mensch, der nur noch ein Geistesträger auf Erden sein soll und darum in freiwilliger Arbeitsteilung Verzicht leistet auf die erotische Seite des Lebens. Bloß daß die tiefere Idee sich hier untrennbar verknüpft hat mit der anderen, die nicht in diesen Zusammenhang gehört: daß die Liebe nicht bloß „ihre Zeit" und vielleicht sogar „ihren Menschen" habe, sondern daß sie selber ein Schlechtes, Teuflisches, Herabziehendes sei. Und bloß auch, daß in der Organisation der Kirche das Cölibat alle Schäden zeitigen mußte, die eine noch so reine Idee erzeugt, wenn sie in die Arme der eisernen Jungfrau Zwang, Autorität, Machtdruck, Parteidisziplin gerät.

Und doch ist es wiederum jene Idee selbst gewesen, die weitab von der Kirche edelste, reinste Genien der Menschheit immer wieder individuell zu einem Cölibat der freiwilligen Entsagung geführt hat. Sie ist es, die uns so oft entgegentritt aus der Biographie großer Dichter, Maler, Musiker und Forscher, wenn der Laie wildere Liebesfahrten als beim Durchschnittsmenschen im Leben des Gewaltigen sucht und der Biograph bekennen muß, daß dieses Blatt hier weit leerer ist als bei unzähligen gewöhnlichen Menschenkindern.

Auch in seinem reinsten Gehalt aber wird dieser extreme Gedankengang, der die Linie von Erotisch und Nichterotisch nicht mehr durch Hülle und Nacktheit des Einzelnen, sondern zwischen Mensch und Mensch durchzieht, immer schwach stehen vor jener einfachsten Lehre, die von winzigen Tieren dieser Erde seit mehr Jahrtausenden, als die ganze Kultur arbeitet, gepredigt wird. Gegen die lebendige Lehre des Bienenvolkes und Ameisenvolkes! Bei ihnen ist der Typus der Art zerspalten in dreierlei Individuen: Mann, Weib und geschlechtsloses Arbeitswesen. Zu vielen tausenden stehen die unerotischen Arbeitsbienen der einen erotisch veranlagten Königin gegenüber. Was ist der Erfolg gewesen? Wir haben davon gesprochen.

Digitized by Google

Eine Erstarrung des Ganzen war er statt Steigerung, eine Versteinerung des Gesamtintellekts, ein altjüngferlich unfruchtbarer Zug über der ganzen Arbeitsleistung, ein völliges Herabsinken des Individuums zum automatisch klappernden Organ an Stelle des bei uns erhofften Triumphs des Individuums.

Das ist die Kehrseite eines weltgeschichtlichen Zuges. Von ihr läßt sich die Brücke aber leicht finden zu dem, was ich Dir als das Mißliche in dem ganzen Grundprinzip schon der Nacktheitsscheu bezeichnet habe.

So lange der Kampf in der Kultur gegen das Nackte dauert, haben auch zwei Prinzipien unerschüttert dagegen angefochten. Es waren die beiden uralten Faktoren, aus deren Bund einst die Nacktheit entstanden ist. Der eine war das erotische Wahlbedürfnis und Lockbedürfnis der Jugend; der „Frühling" möchte ich geradezu sagen. Der andere war die Kunst.

Magst du alles, was zur Mischliebe gehört, vom Kuß an, moralisch unter vier Augen verbannen: alles, was zur eigentlichen erotischen Lockung gehört im Bereich der Distanceliebe ist und bleibt ein öffentlicher Akt. Die Schönheit muß sich zuerst irgendwie ausbieten, um gefunden zu werden. Mag die Moral von ihrer Seite her den Mantel heraufziehen bis über die Ohren: die Schönheit, die Jugend, der Frühling werden immer wieder versuchen, um eine Lücke zu handeln, an der sie irgend etwas sehen lassen können.

Hier liegt wieder der berechtigte Wunsch des Erotischen, mindestens zu gewissen Lebenszeiten den ganzen Menschen zu durchsetzen, also auch den öffentlich sichtbaren. Ein schönes Mädchen behält seinen erotischen Charakter und wenn du auch bloß eine halbe Locke und eine Fingerspitze von ihm siehst. Eros der Herr will aber mit allen Kräften, daß man mehr sehen soll. Jede lebendige junge Schönheit steht zur Konkurrenz in der Welt aus und soll es. Denn auf der Schönheitswahl zur Weiterleitung der Menschheit beruht ein tiefstes, stetig emporarbeitendes Harmonieprinzip der Welt.

Digitized by Google

Die Geschichte aller Kleidermoden ist ein unausgesetzter Kampf dieses entkleidenden Eros mit der verhüllenden Moral. Die Moral will die Mischliebe isolieren und greift dabei bis auf die Distanceliebe über. Die ebenso notwendige Liebeswahl und Liebeslockung will die Distanceliebe retten und bedroht dabei die Moral. Das ist ein ewiges Auf- und Abpendeln, durch das die Menschheit sich durchschlängeln mußte, so gut sie konnte.

Nun erstand in diesem Zwist um die Nacktheit aber ein großer Helfer der Nacktheitsseite in der Kunst. Vergessen wir nicht, daß der nackte Mensch im Sinne körperlicher Enthaarung wahrscheinlich nie zu stande gekommen wäre ohne die Beihülfe des ästhetischen Triebes im Menschen, ohne jenen urgeheimnisvollen Rhythmotropismus, der die schönere, harmonisch reinere Linie instinktiv vorzog. Je mehr dieser Rhythmotropismus sich aktiv im Werkzeugmenschen in „Kunst" umsetzte, desto weniger hatte diese Kunst Lust, auf ihr altes Konto zu verzichten.

Mit der größten Energie reklamierte sie ihren nackten Menschenkörper für sich. Sie ging weder die grobe Nützlichkeitsfrage etwas an, die aus Kältegründen diesen Leib mit Kleidern bedeckte, noch die feinere, die aus erotischen Schongründen ihn verhüllte. Der nackte Körper in seiner vollen Nacktheit bis in die kritischsten Winkel hinein war einfach ein harmonisch schöner Gegenstand und als solcher eine unschätzbare Domäne der Kunst, die sie sich nie mehr entreißen ließ. Nichts hat aber in der Welt bis in die höchste Kultur hinein so dämonisch seinen geraden Weg verfolgt wie die Kunst. Sie hat nicht gemarktet, gefeilscht, sich auf ein Abwägen von Nützlichkeitsgründen gegeneinander eingelassen. Sie ist durchgebrochen als Inkarnation einer tiefsten Nützlichkeit des Harmonischeren um jeden Preis, unaufhaltsam vor allen anderen Triebgründen und allen Bewußtseinsgründen wie eine jener ungeheuren Stoßwellen, mit denen sich eine Niveauänderung auf einem ganzen See ausgleicht und die allen

Digitized by Google

kleinen Windzügen im gewöhnlichen Wellenspiel absolut über den Kopf gehen.

Zerrte die Moral das Tuch beständig nach oben und feilschte der Frühling beständig um eine Ecke mehr abwärts, so nahm die Kunst ihrem Menschen ruhig sogar das Feigenblatt fort und lachte jeden gründlich aus, der es wieder aufkleben wollte. Wenn die Bayonette kamen, hat sie's ja gelegentlich sich gefallen lassen müssen, aber ihr Lachen ist noch jedesmal auf die Dauer so furchtbar gewesen, daß die Posten flüchteten: es war der Schrei des großen Pan in der Menschheit, der aus dem Walde kam.

Bei diesem unbeirrten Vorgehen hat aber die Kunst dem Erotischen einen separaten, ganz unberechenbar großen Vorteil angedeihen lassen.

Je mehr nämlich mit den großen geistigen Aufgaben der Menschheit in der Kultur die Moral eine absolut notwendigste Schutzmaßregel wurde und also im ganzen öffentlichen Leben ein Prä vor allem noch so heißen Liebesfrühlingshauch bekam, — desto mehr verschwand mit dem nackten Menschenkörper auch das tiefe, feine Gefühl für ein fortschreitend vervollkommnetes Ideal dieses nackten Körpers.

Je mehr der Leib wieder dauernd in Kleider verpackt wurde und die Nacktheit, wie es schließlich Wunsch der extremen Moral gewesen wäre, womöglich nur noch im dunklen Zimmer bei Nacht erschien, — desto mehr mußte sich notwendig der Sinn für die Nüancen dieser Nacktheit abstumpfen. Wenn etwa die weibliche Brust oder die Rückenlinie oder Schenkellinie gar nicht mehr öffentlich, in offener Himmelssonne und in freier Muskelbewegung gesehen wurde, so verlor endlich das Auge, verlor die Phantasie jede Kraft, die Merkmale der wahren Schönheit darin zu ergreifen. Die erotische Wahl wurde ideallos, verlor die Direktive auf das Beste, Harmonischste. Damit sank aber nach dem einfachen natürlichen Gesetz die Körperschönheit selber. Das Nackte, unbeachtet, mochte unter

Digitized by Google

seinen Kleidern verfallen wie ein armer verwahrloster Gefangener im schwarzen Kerker, ohne daß die erotische Wahl nachhalf.

In dem Pendelschlag der Kulturgeschichte kehren immer Zeiten wieder, wo in dieser Hinsicht wirklich ein Tiefstand droht, das Seil ganz nahe am Boden schleift und der Leib in seinem Rock zu degenerieren beginnt.

In allen solchen Zeiten der Gefahr aber ist es die Kunst gewesen, die, wie sie einst dem Erotischen das Ideal der Nacktheit in die Hände gespielt, jetzt auch dieses Ideal in seinem Fortschritt zu retten gesucht hat. Zogen wir uns die Kleider bis über die Ohren und hatten das Erotische glücklich so gut wie ganz hier vertrieben, so warf uns die Kunst plötzlich doch den splitterfasernackten Menschen wieder hin und zwar ohne direkten erotischen Zweck. Und sie setzte uns zugleich das Ideal dieses Nacktmenschen vor Augen, paukte es uns ein im Moment, da wir im Leben ihn fast verloren hatten. Fern von der Realität des Nackten um uns her, an uns selbst, wurden wir zwangsweise vollgefüttert bis zum Rande mit dem Idealbilde einer schon höheren Realität. Der nackte Adam fing an, uns unbekannt zu werden, und dafür fütterte die Kunst uns mit Praxiteles und Michelangelo. Vor allem das Griechentum ist es gewesen, das uns zwei Jahrtausende lang so den nackten Menschen in einer verklärten Schöne durchgerettet hat, daß auch unsere erotische Phantasie immer einigermaßen noch daran satt werden und leistungsfähig bleiben konnte.

Auf die Dauer hat freilich, wie man sich nicht verhehlen darf, auch diese Hilfsarbeit der Kunst ihre Grenzen.

Gerade wir heute kommen trotz all unserer Kunst und Kunstachtung aus einem tiefen Wellenthal der Körperschau, in dem uns die Kunstideale keineswegs immer ganz geholfen haben. Gerade aus dem Kontrast des nackten Kunstideals und der immer mehr zugeknöpften Kleidertracht sind sogar bei uns unmittelbare Vergewaltigungen des Körpers in Einzelfällen erwachsen.

Digitized by Google

Wenn man heute eine größere Anzahl Kulturfrauen entkleidet, so zeigen sich beispielsweise an dem nakten Leibe die unheimlichen entstellenden Wirkungen einer künstlichen Taillenverengung durch die gangbare Frauenkleidung. Aufs Gröblichste ist das Ideal des Frauenkörpers, wie es bei allen Meistern der großen Kulturkunstlinie vor Augen steht, darin malträtiert und verfälscht. Und zugleich ist die Urhandschrift der Natur verdorben bis zur wahnsinnigsten Ungesundheit durch Quetschung der Innenorgane. Schultze-Naumburg hat das neuerdings noch wieder an so drastischen Figuren gezeigt, die ein Freund der harmonischen Schönheit des Weibesleibes (die zugleich Harmonie in seiner Gesundheit bedeutet) nur mit Grauen anschauen kann. In diesem Falle gerade ist aber sehr leicht zu zeigen, was unsere Frauen und Mädchen getrieben hat, so selbstmörderisch gegen ihren eigenen Nacktkörper vorzugehen.

In jenem Markten des lockenden Frühlings mit der verhüllenden Moral war seit alters ein Trick durchpassiert: das Kleid wurde zugestanden, aber es wurde vom erotischen Bedürfnis der Schaustellung so angelegt, daß es selber schließlich die Plastik der nackten Unterlage möglichst deutlich wiedergab. Die Maximalleistung in dieser Hinsicht ist das Bühnentricot. Versuche aber sind mehr oder minder verstreut über alle neueren Frauentrachten. Du kennst vielleicht die Broschüre des „Auch Einer"-Vischer über „Mode und Cynismus," in der dieser treffliche Alte mit Entsetzen die Entdeckung verkündet, die er auf seine ganz späten Tage noch gemacht hat: nämlich eben diese simple Sache, daß das erotische Bedürfnis immer im stillen bestrebt ist, die Nacktheit sozusagen wieder außen aufs Kleid zu bringen, wenn's denn einmal nicht ohne Kleid gehen soll. Vischer denunzierte das in seinem Schrecken bei der Moral als unerhörte Mogelei. Wäre er aber lieber auch hier seiner Ästhetik treu geblieben, so würde er die einzige wirklich gefährliche Seite des Prinzips gesehen haben, die mit Moral an sich absolut nichts zu thun hat.

Digitized by Google

Diese Nachahmung des Nackten durch die Kleidung ist es nämlich, die zu solchen Unglücksirrungen geführt hat wie zu jener künstlichen Taillenverunstaltung. Am unverbildeten lebendigen Nacktkörper, wie am nackten Kunstideal etwa der Venus von Milo oder einer Schöpfung Tizians, liegt eine ganz besondere Wohlgefälligkeit in den Linien der Brust, der Körperseiten, der Hüftenansätze, des Rückens bis zum Gesäßansatz. Diese Linien wirkten ebenso schön wie erotisch. Das sollte nun im Kleide nachgemacht werden. Um auch nur etwas, wenn schon karikiert, davon äußerlich herauszuarbeiten, mußte aber der wahre Nacktkörper darunter ins Prokrustesbett. Das Korsett trieb ihm glühende Foltereisen ins Fleisch, damit oben darauf die Taille eine annähernde Silhouettenähnlichkeit mit dem ästhetisch-erotischen Nacktideal bekam. Unsagbar roh wie der Kleiderstoff für solche Imitationen ist, kam es im Grunde nicht viel über eine Art Symbol des Gewollten auch äußerlich hinaus, und das ist dann als mathematische Figur bald ins ganz Verrückte übertrieben worden, so daß der Weibesleib schließlich ausschaute wie eine Sanduhr, womit jeder Faden und Anschluß verloren war. Um dieser Sanduhr willen aber wurde die wahre Haut- und Fleisch- und Knochenunterlage lebendig geschunden. Doch danach fragte kein Mensch — weil man sie nicht sah. Wenigstens öffentlich im ungetrübten Licht nicht sah.

Aus solchen Fällen leuchtet gewiß ein Mene Tekel auf. Mit einer Reformtracht im Einzelfalle ist das Übel aber noch nicht bei der Wurzel gefaßt.

Was wir brauchten, wäre eben doch wieder mehr unmittelbare Anschauung des lebendigen nackten Körpers. Wie aber dazu kommen, ohne die berechtigten Schutzwälle der Moral mutwillig zu zerstören, ein Unterfangen, das so wie so utopistisch wäre, denn die Menschheit läßt sich nichts zerstören, was sie braucht?

Wir haben zum Glück noch ganz vereinzelte Fälle, wo wir die Nacktheit ertragen ohne erotische Entfesselung, — so

Digitized by Google

beim Baden. Es ist das ein Beweis, daß wir innerlich eigentlich stärker sind, als wir uns für gewöhnlich halten.

Ich glaube, daß wir sehr gut von da wieder zu einem erst geschichtlich spät verlorenen Besitz übergehen könnten: zum nackten Turnen. Wenn das in ganz jungen, erotisch überhaupt noch indifferenten Jahren anfinge, könnte es uns sehr gut vor dem Schreckbilde bewahren, das heute eine Badeanstalt mit Erwachsenen so vielfältig bietet: einer Menagerie der verunstaltetsten, vernachlässigsten, der denkbar schlechtest gehaltenen, gekrümmten, vermagerten oder verfetteten Körper. Würde von früh an wenigstens auf dem Turnboden der eine den andern sehen, jede Veränderung seines Nackkörpers kritisieren, würde vor allem jeder sich selbst und an so und so viel anderen gleichzeitig das Schönheits- und Gesundheitsideal regelmäßig schauen, so wäre ganz von selbst ein großer Fortschritt bald da, der uns viel Doktorkosten sparte und die Rasse durch Selbstkritik und Kritik durch andere vom gleichen Geschlecht vorwärts brächte, — anstatt daß wir jetzt auf dem Wege sind, nur noch Köpfe zu entwickeln mit degenerierten Leibern. Die Atlantosaurier vor Millionen von Jahren sind auf dem umgekehrten Gipfel untergegangen: sie bekamen schließlich Leiber wie die wandelnden Berge und ein Köpfchen daran wie eine Schwanzspitze, in dem ein Gehirn wie ein Sandkorn saß!

Erst wenn getrennte nackte Gymnastik bei beiden Geschlechtern unsern Blick allgemein mehr und mehr wieder „unschuldig" der Nacktheit gegenüber gemacht haben wird — und diese Stufe werden wir sicher in absehbarer Zeit einfach im Zwang der Dinge erreichen, — erst dann läßt sich das Problem enger stellen, ob auch bei beiden Geschlechtern gemeinsam unter Umständen wenigstens sehr viel mehr fallen könnte, als heute die Schutzmoral für nötig hält.

Die Lösung hängt von der Antwort auf die viel tiefere Frage ab: ob du an eine fortschreitende Kräftigung der sittlichen Gefühle, der inneren sittlichen Harmonie im Menschen-

Digitized by Google

geiste glaubst. Glaubst du nicht daran, nicht also an einen unaufhaltsamen Aufstieg im „Menschlichsten“ des Menschen, so ist es ja schließlich auch einerlei, ob die Menschheit degeneriert.

Findet aber dieser Anstieg statt, so muß auch endlich der Punkt in ihm liegen, wo der Mensch aus sittlicher Herrschaft über sich selbst, aus sittlicher Harmonie in sich selbst, das wieder bewußt erringt, was der nackte Wilde in seiner naiven Phantasie doch bereits einmal gekonnt hat. Er muß die Fähigkeit in sich fühlen, kraft unbeirrbaren Entschlusses, unerschütterlicher Selbstsetzung den nackten Körper des anderen Geschlechts in einem unerotischen Zusammenhang auch unerotisch anschauen zu können. Das Symbol, das die Phantasie des Wilden noch braucht, kann er dabei entbehren, denn es liegt für sein geistiges Erfassen eben in dem ganzen geistigen Zusammenhang der Dinge.

Daß eine solche völlig unschuldige Auffassung möglich ist von einem verfeinerten Kulturstandpunkte aus, zeigt am deutlichsten eben das Beispiel der Kunst. Seit es große Kunst in unserem Sinne überhaupt giebt, hat sie den Menschen auch dazu zu erziehen versucht, Dinge anzuschauen auf ihre Idealschönheit hin ohne unmittelbares Begehren, — einen absolut nackten Mann, ein absolut nacktes Weib ohne akute erotische Erregung. Diesen Unschuldszauber hat der große Künstler ausgegossen über den Laien, wofern dessen geistige Bildung nur eine gewisse Empfängnisreife besaß. Künstler selber aber haben es schon viel weiter gebracht. Im Banne des reinen, von allem anderen Begehren losgelösten Kunstwollens haben sie mit Ruhe das wirkliche nackte Modell anschauen und abbilden können, also nicht bloß Marmor, sondern warmen nackten Menschenleib.

Eine verwandte Linie kommt von der reinen Wissenschaft herauf. Auch sie lehrt einen Standpunkt jenseits des Begehrens, eine Betrachtung sub specie aeterni, — wie dort im Anblick des geheimnisvoll schon realisierten, aber doch mit

Digitized by Google

erotischen Organen noch nicht faßbaren Ideals, so hier im Anblick der sozusagen abstrakten Gegenständlichkeit überhaupt, — des rein objektiven Seins, das ebenfalls durch eine geheimnisvolle diamantene Wand von unseren erotischen Wünschen wie von all unserem subjektiven Lieben und Hassen getrennt bleibt.

Alle diese Wege deuten eben auf das gleiche: daß es im höher steigenden Menschen immer stärkere Kräfte giebt, die, um mit Schopenhauer zu sprechen, uns in bestimmten Fällen auf die reine Vorstellung, die reine Anschauung konzentrieren unter völligem Verzicht auf den begehrenden Willen. Tritt die Nacktheit auf dieses Gebiet über, so kann sie bleiben, ohne daß die Schutzlinie gegen das Erotische verletzt wird, also ohne Gefahr für die Moral. Die Aufgabe wäre, diesen Übertritt zu ermöglichen.

Auch da erheben sich freilich noch große Schwierigkeiten durch Begleitumstände, von denen ich allerdings nicht wüßte, wie sie heute noch in unzähligen Fällen zu vermeiden wären.

Zu jener hohen Harmonie des Geistes, die jene unbeirrbare Willenskraft allein verleihen könnte, gehörte eine gewisse allseitige Beruhigung, eine Harmonisierung der Triebe im Menschen, — also auch des Erotischen. Ich kann von etwas nur auf Momente bewußt absehen, wenn ich sicher bin, daß ich es im richtigen Moment jederzeit zur Verfügung habe. Bin ich dagegen krampfhaft gespannt, es zu suchen, so werde ich vor jener Forderung als einer viel zu schweren erlahmen, es wird mir fort und fort den Weg kreuzen, wird mich verfolgen, wie ich es selber verfolge. Von einer schönen Harmonie meiner Ernährungsverhältnisse aus kann ich die Traube auf dem Gemälde genießen, ohne daß mir nur der Gedanke auftaucht, danach zu greifen. Der zum Sterben Verhungerte wird aber danach greifen; und wenn er fühlt, daß es eine glatte Leinewand ist, die ihn geäfft hat, so wird er fluchen.

Im Zustande dieser ausgesprochensten Disharmonie befindet sich für das Erotische nun ein ungeheuerer Teil unserer Kultur-

Digitized by Google

menschheit und das verschiebt vorläufig für diesen ganzen Teil die Dinge weit bis hinaus über ihre, sei es noch so starke, sittliche Kraft. Sie können nicht objektivieren, weil ein Trieb im Subjektiven zu übermächtig ist durch Nichtbefriedigung. Der Kulturmensch ist in einer Unmasse von Fällen nicht der besonnene Mensch, der da sagt „Alles zu seiner Zeit" und der danach die Linie schätzt vom Symbol des Wilden bis zu unserer „Moral," — sondern er ist der unfreiwillige Asket, in dem es brüllt von Verlangen, bloß einmal sich erotisch auszuleben zu dürfen, und der durch alle Spalten starrt, ob es denn niemals „Zeit" sei. Er beugt sich zähneknirschend unter die Moral, weil sie ihn wenigstens auf viele Momente vergessen läßt, was er glühend begehrt und niemals erlangt. Und er flucht mit den glühenden Augen des Fanatikers der Kunst wie der unbefangenen Wissenschaft, die von ihrer Reine aus achtlos das Nackte rehabilitieren, — er ruft vor ihnen nach dem Mantel der „Moral", genau wie der arme Heißhungrige die gemalte Traube verhängt, damit sie ihn nicht fort und fort auch noch reize, ohne ihn wirklich physisch zu sättigen.

Die wahre Rolle der Moral, die wahre Aufgabe von Wissenschaft und Kunst aber kennt er noch gar nicht, — kann der Unglückliche nicht kennen.

Die echte Moral ist eine Diät für Gesunde. Die echte Kunst ist ein steigerndes Entwickelungsprinzip in der Menschheit, das als solches natürlich auch nur beim gesundesten Höhentypus einsetzen kann. Der Kranke weiß mit beidem nichts anzufangen.

Wer physisch und geistig mit einer chronischen Blutstauung in das Museum voll nackter Statuen und Bilder tritt, der ist von Anfang an verloren für den „Zweck" dieses Museums. Wie sollte er gar vor lebendiger Nacktheit sittlich bestehen! Es ginge über Menschliches hinaus, was von ihm verlangt wird.

Das war ja auch eine der grundbösen Fehlerquellen im Cölibat, daß es solche Unbefriedigten schuf, solche ewigen Durst-

Digitized by Google

leider nach dem Erotischen, die nicht freiwillig indifferent, sondern aus innerer Unsicherheit intolerant wurden. Jede Quelle der Intoleranz ist aber eine Grund- und Erzgefahr für den Anstieg der Menschheit.

Unendlich viel schlimmer doch als alles religiöse Cölibat, das schließlich wenigstens eine „Idee" in sich trug und auch immer nur eine winzige Zahl Menschen getroffen hat, ist in unserm öffentlichen Leben bis heute das auferzwungene Cölibat aus sozialen, wirtschaftlichen, nackt materiellen oder gar angeblichen Sitte-Gründen, das nicht theoretisch, aber praktisch auf tausenden und tausenden lastet.

Bei so vielen, die heute über Moral, Wissenschaft, Kunst reden und schreiben und die wohl gelegentlich gar nach Staatsgesetzen gegen die Freiheit dieser Wissenschaft und Kunst rufen, sehe ich immer wieder dieses hohläugige Gespenst über ihre Schulter grinsen, diese unerlöste Braut von Korinth ihres Lebens, die ihnen das gesunde Blut aussaugt.

Und hier können nur tiefgreifende soziale Besserungen Rat schaffen. Von ihnen wird wieder ein Hauptteil Wandlungen abhängen in dem, was wir Gesellschaftssitte im krähwinkeligen Sinne nennen. Zum Glück unterliegen diese sozialen Fortschritte ihren ganz festen eigenen Entwickelungsgesetzen, sie kommen mit der Wucht einer Naturgewalt, wenn der Becher voll ist, und alle Angst und reaktionäre Steuerweisheit des Einzelnen ändert nichts daran. Auch hier ist es der Genius der Menschheit, der auf alle Fälle durchbricht, wie er noch immer durchgebrochen ist. Es ist der Genius der aufsteigenden Natur selber auf ihrer Stufe Mensch, daher die naturgesetzliche Wucht.

Außer dem Sozialen im engeren wirtschaftlichen Sinne muß aber auch das hinzu, was ich schon in einem früheren Gespräch berührt habe: eine ganz anders hohe Achtung vor dem Erotischen selbst. Diese wunderbaren Prozesse, auf denen die Fortexistenz der Menschheit beruht, müssen als etwas

Digitized by Google

Heiliges, innerlich absolut Reines anerkannt werden, dem wohl die Moral seine Zeit vorschreibt in der großen Arbeitsteilung des menschlichen Erdenwerks, das aber in sich selbst auf der vollen Höhe der sittlichen That steht wie jede andere edelste Leistung des Menschen.

Den Beobachter ergreift ein Grauen, wenn er sieht, welchem Leben des Paria in der Dunkelheit mit allen Schäden eines solchen unser Sexualleben heute noch ausgeliefert ist. In den Händen der Unwissenheit, die aus Scham nicht zu fragen wagt, liegen unsere Kroninsignien irdischer Unsterblichkeit.

Erst mit der Besserung an dieser Stelle kann der Gedanke seine ganze Kraft erheben, daß die innere Harmonie im Menschen, sein höchstes Gut, so lange kranken und leiden muß, wie dieser Stein in der Krone nicht ebenso blank geputzt ist wie alle anderen.

Zukunftstraum! Aber die Zukunft ist kein Traum.

Das einmal wieder in Parenthese, um den Faden wenigstens im dünnsten Goldgehalt bis zur Ferne auszuwickeln, noch über uns selber hinaus.

Unten faßt dich aber jetzt sofort ein anderes Problem aus dem gleichen Wurzelstock mit der größten Wucht.

Digitized by Google

Eine Reihe Wolken haſt du zerteilt. Aber im Hexenkeſſel der Menſchheit brodelt und brodelt es fort. Blaſen ſteigen auf und zerplatzen. Und der blaue Dampf wirbelt über den Rand, geht in menſchenhaften Gebilden dahin, immer nach weiteren. Deine Frage iſt noch nicht ganz erſchöpft.

Aus dem Nebel tritt die Mohammedanerin. Starr bleibt ſie vor dir ſtehen wie eine Wolke. Der Gipfelpunkt der Schamverhüllung iſt hier erreicht: auch das Geſicht iſt dem profanen Blick durch den dichten Schleier unſichtbar gemacht. Ein wandelnder Vorhang, ein bewegter Haufen Tuch, in dem die Menſchenform endlich ganz untergegangen iſt. Welch ungeheurer Kontraſt zu dem nackten Weibe, das nur noch eine Muſchel als Symbol trug! Wie realiſtiſch muß dieſe Menſchheit geworden ſein, die nicht geraſtet hat, bis ſie bei dieſem anderen Extrem angelangt war: dem Extrem, das den freien Schmetterling des Weibesleibes ganz wieder in eine ſtarre Puppe ſchloß. Und das alles als Schutzmaßregel, damit der Schmetterling nur noch auskrieche zur rechten Zeit!

Doch du folgſt der Naturgeſchichte dieſes Schmetterlings noch ein Stücklein weiter. Er beſitzt nicht bloß dieſe transportable Puppe ſeiner Bekleidung. Er fliegt in ſein Haus — und er ſteckt alsbald in einer noch viel energiſcheren Puppe. Dieſes Haus hat vergitterte Fenſter, verſchloſſene Thüren,

Digitized by Google

herkuliſche Wächter mit blanker Waffe — für dich. Denn du biſt nicht — der Mann dieſes Schmetterlings.

Dort, wo er auskriechen, ſeine nackten Menſchenſchwingen regen darf, gehörſt Du überhaupt nicht mehr hin. Denn du biſt zwar ein Mann, aber nicht der Mann. Um dieſes verſchleierte Weib zieht ſich eine doppelte Puppe: die eine, die das erotiſche Weib überhaupt trennt von dem Alltagsweibe; und die andere, hier noch viel wichtigere, die dieſes erotiſche Weib noch wieder mit ehernen Wänden trennt von allen ſiebenhundertfünfzig Millionen Männern der Erde mit Ausnahme des einen einzigen, der — ſein Mann iſt.

Hier liegt eine Einpuppung des Schmetterlings vor, die nicht mit dem allgemeinen Scham-Puppenſtand, wie wir ihn bisher verfolgt und ausgewickelt haben, allein zu verſtehen iſt.

Denke dir zu dieſer Stunde einen tollen Spuk. Das Machtwort eines Zauberers ſoll hereinbrechen über die ganze nichts ahnende Kulturwelt. Er iſt vielleicht ein Grübler, dieſer Zauberer, wie ſie es alle waren, die Paracelſe und Fauſte der Geheimgeſchichte. Er hat ins Extrem gegrübelt, was auch uns im ſchlichten Geſpräch immerhin auftauchte. Wie eine Zuchtwahl wieder not thäte auch für die Leiber bei uns, eine Auslese der ſchönen, ſtarken Raſſe im Körperſinn. Und wie wir alle uns jählings einmal nackt ſehen müßten, um zu begreifen, wie arm, wie verwildert ſcheußlich wir unter unſeren Kulturhüllen geworden ſind, gleich ſproſſenden Kartoffeln in der Kellernacht. Der Gedanke aber würde ſeinen Kräften Zaubermacht. Und plötzlich, mit magiſchem Ruck, wären alle Kleider von uns allen fortverweht. Was würde der Erfolg ſein?

Digitized by Google

Eine Vision, wie Künstleraugen sich die Auferstehung der Toten gedacht haben. Aber über diesen Seelen läge nicht das Entrückte, Unnahbare des Todes. Eine ungeheure weiße Blüte würde sich plötzlich entfalten, — aber über diese Blüte hauchte zugleich ein roter Schein: der Schein der Scham. Und in dieser Röte einten sich ganz deutlich zwei Motive. Einmal die Scham, nackt zu stehen auf der Straße, in der profanen Öffentlichkeit überhaupt, zur unrechten Zeit. Dann aber in so und so viel Fällen noch die besondere Scham, nackt zu stehen vor anderen als vier Augen: den eigenen und denen eines ganz bestimmten auserwählten Wesens, das das erotische Privileg darauf besitzt.

Scham ist im Kern Entrüstung. Diese Entrüstung würdest du noch unverkennbar als solche sehen bei so und so viel Männern, deren erste Handlung sein würde, ihre Frau vor den Blicken der andern Männer zu verhüllen. Ihre Frau!

Von einem ganz bestimmten Punkt der Kulturgeschichte aus muß noch ein Motiv in das wachsende Verlangen nach Kleidung hineingespielt haben. Die Ehe. Das Zusammenhalten von zwei Menschen verschiedenen Geschlechts zu einem engeren Verbande innerhalb der großen Masse. Mann und Weib verhüllten nicht nur symbolisch oder wirklich ihr Geschlecht, um anzudeuten, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, überhaupt an Erotisches zu denken. Sondern sie verhüllten es auch als Signal für die Welt, daß ihr Leib erotisch vergeben sei an ein ganz bestimmtes Individuum.

Hier erheben sich auf einmal ganze Ketten neuer Bilder. Über die Schamverhüllung von dieser Seite her wacht nicht nur die Moral, die allgemeine Sitte als abstrakter Begriff und

Digitized by Google

die moralische Selbstverantwortung. Es wachen plötzlich die Augen jenes anderen Wahlmenschen mit, — die eifersüchtigen Augen, denen jeder zweite Mensch ein Feind wird, sobald auch er erotische Gedanken vor diesem Manne, diesem Weibe zeigt, und die diesen Mann, dieses Weib als treulos zerfleischen möchten wie man ein eigenes krankes Leibesglied abschneidet, wenn sie selbst einen anderen Menschen als ihn erotisch empfangen wollten.

An dieser Stelle ist die Idee aufgetaucht, aus dem Schamverschluß ein wirkliches Sicherheitsschloß der Geschlechtsteile zu machen, ein Sicherheitsschloß für den Andern!

Auf der Höhe der Kultur noch findest du die wundersamen Mären vom Keuschheitsgürtel der Frauen. Der Ritter zieht auf den Kreuzzug, seine Ehefrau daheim aber muß so lange einen Gürtel aus Eisenblech oder Silber tragen, der die Pforte bis auf eine winzige Öffnung fest verschließt und zu dessen Schloß der kreuzfahrende Gemahl allein den Schlüssel besitzt. Manch Stück Legende mag sich auf den Flügeln williger Phantasie in diese Geschichtchen verflattert haben. Von früh auf aber zieht als feste Wahrheit durch die Völker eine Strömung in der Auffassung des Jungfernhäutchens, die ebenfalls von hier her kommt.

Da wird dieses Häutchen, dieses rudimentäre Naturriegelchen, mit hineingerissen in den vom Menschen gewollten Verschlußzweck vor dem „Unberechtigten". Aus dem Gedanken, daß das Weib nur *einem* Manne erotisch angehören solle, entwickelt sich der rückwirkende: daß es vom Tage seiner Geburt an auch nur einem bestimmt sei. Aber wenn er sie nun erst in ihrer Reife kennen lernt, wer giebt ihm die Gewähr einer unberührten Vergangenheit? Hier hat die Eifersucht das winzige Sperrsegelchen, das der einfache Sinn bloß als Hemmniß, als überflüssige Komplikation auffaßte, plötzlich als ein Zeugnis, ein unschätzbares Dokument zu erkennen geglaubt. Blutete es nicht mehr beim ersten Eindringen in die Pforte, so war diese Vergangenheit nicht mehr rein.

Digitized by Google

Feierliche Bräuche umgeben das bei einer Menge von Völkern. Das rote Tröpflein im Linnen des Brautbettes wird da zum heiligen Zeichen. So wichtig, so wirklich heilig ist es, daß es sogar die Öffentlichkeit nicht mehr zu scheuen braucht. Bei den orientalischen Kulturvölkern wird vielfach ein besonderer Ehrenrat von Freunden und Verwandten berufen, um das Zeichen zu bestätigen. Wenn bei den Zulukaffern das Segelchen sich nicht finden will, so muß Bruder oder Vater der Braut dem Manne einen Ochsen zur Strafe zahlen. Im Gebot des Moses trifft die unverschlossene Braut Steinigung.

Bei solchen Bräuchen geht schließlich eine Todesangst um dieses Häutlein durch die Mädchenwelt ganzer Völker. An die Stelle der Angst vor allzu gutem Naturverschluß treten künstliche Operationen, um ihm nachzuhelfen, ihn noch einmal zu ersetzen, wo er schon verloren war. In Persien, wo der Mann auf alle Fälle das Recht hat, seine Frau nach der Brautnacht noch zu verstoßen, wenn ihm hier ein Zweifel bleibt, näht der willige Chirurge dem deflorierten Mädchen, das heiraten soll, künstlich die Schamlippen durch eine leicht zerreißbare Naht zusammen. Oder ein blutgetränktes Schwämmchen wird heimlich in die Scheide gebracht. Solche Spiegelfechtereien gehen, wie du weißt, bis in unsere europäische Kultur hinein. Was aber dem Ganzen einen Stich ins wirklich Tragische giebt, ist die sichere Thatsache, daß das Jungfernhäutchen, ein unklares, schwankendes Naturding, wie es bei uns ist, jenes Vertrauen selber gar nicht in dem Maße, wie dort erwartet wird, verdient. Wie es sich oft sperrt, wenn es nicht soll, so erweist es sich gar nicht so selten umgekehrt als weich und lässig und läßt sich im Akt beiseite schieben ohne einzureißen, Verdacht also weckend, wo nicht der leiseste Grund vorliegt. Und die Menschheit der Zukunft mag wohl den Tag segnen, wo sie auf Treu und Glauben, auf moralische Logik ihre Schlüsse bauen darf, wofern sie sie hier noch

Digitized by Google

braucht, — dagegen endgültig wieder absieht von diesem verunglückten Gottesurteil eines Blutströpfleins.

Bei den afrikanischen Negern freilich, wo man der Natur schon bei der Beschneidung mit Schwert und Messer nachzuhelfen unternahm, hat man auch in diesem Punkte das radikal Unheimlichste nicht gescheut, um ganz sicher zu gehen.

Man hat die sogenannte Infibulation der Mädchen erfunden.

Als Kind schon oder wenigstens wenn die Geschlechtsreife naht, wird das Mädchen einer furchtbaren Operation unterworfen: die Geschlechtspforte wird ihm künstlich zugenäht bis auf die allernötigste winzige Öffnung. Es geht eine Beschneidung vorher, die freie Wundränder schafft. Diese Wundränder werden dann entweder durch längeres Einschnüren in festem Verband so aufeinander verheilt, daß eine natürliche Narbe sie fortan verknüpft und die Spalte schließt, oder es wird mit gröbsten chirurgischen Mitteln und unter barbarischster Quälerei geradezu eine regelrechte Naht angelegt. Steht nach Jahren endlich die wirkliche Hochzeit bevor, so muß unter ähnlichen Qualen dieser Riegel künstlich erst wieder geöffnet werden. Das männliche Organ selber ist dieser Arbeit natürlich nicht gewachsen. Wieder muß der wirklichen Hochzeit ein Martyrium voraufgehen. Alte Frauen des Stammes fertigen einen Pflock aus Holz oder Thon, das Abbild eines Mannesgliedes, aber genau in den angegebenen individuellen Maßen des Bräutigams. Mit ihm wird so viel geöffnet, daß gerade dieser Erwählte den Hochzeitsakt durch die Lücke vollziehen kann. Erst wenn dann die Niederkunft naht, wird die ganze Pforte in voller Breite künstlich gesprengt. Sogleich aber nach dem Geburtsakt pflegt eine neue Vernähung stattzufinden, die den Zustand der Jungfrau für die Dauer des Kindesstillens wiederherstellt. Ihr folgt, sobald der Ehemann neu in seine Rechte tritt, eine neue Öffnung durch Operation. Und so kann sich das durch die Jahre fortsetzen, falls der Mann streng darauf besteht.

Digitized by Google

Über ganz Central- und Nordoſt-Afrika dehnt ſich dieſe unheimliche Sitte aus. Bei den Gallas gilt ſie und Somalis, in Maſſaua und bei den Beduinen nördlich Chartum wie in Kordofan. Gewiß gehört ſie zu den furchtbarſten Bildern aus der Leidensgeſchichte des Weibes auf Erden. Den fremden Beobachtern iſt immer am ſtärkſten der Eindruck dabei geweſen von der Erniedrigung des Weibes. Aber im Grunde erſcheint doch nur wieder das urgewaltige Ringen des Menſchen auch hier: das Titanenringen mit ſich ſelbſt, mit der eigenen Natur, — der Verſuch, ſeine Wünſche, ſeine Ideale, ſeine Moralvorſchriften in den eigenen Körper hineinzuſchneiden, wie man eine Tättowierung in die Haut einritzt.

Ich habe dir die Geſchichte eines niedrigen Krebstiers, des Kellereſels, erzählt. Dort ſchuf die Natur abwechſelnd ſolche Verſchlüſſe und Wiederöffnungen. Es iſt, als wolle der Menſch dunkel dahin, aber mit welchen Mitteln!

Und doch: wenn man ſieht, welche Mittel die Natur braucht, um ihre Ziele zu erreichen, wie ſie durch zuckende, zerquälte Leiber, zerſchmetterte Leichen, verglühte, vereiſte, zerpulverte Planeten wandert, — dann darf man von dem Menſchen nicht zu viel verlangen in der Wahl ſeiner Mittel, — iſt er doch ſelber nur ein Akt, eine Rolle, eine Verkleidung dieſer Natur. Aber dieſe Natur ſteigt höher und höher über dieſen ihren Pfad. Und auch im Menſchen glüht ſchließlich durch allen Dunſt von Blut und Wunden die unendliche Sehnſucht, das unabläſſige Empor und Empor eines reineren, harmoniſcheren Sittengeſetzes.

Selbſt dieſe armen infibulierten Mädchen ſind Stationen dazu. Sie ſind das Extrem der Idee, daß mit dem abſoluten Körperverſchluß außerhalb der individuellen erotiſchen Hingabe die Moral dieſer Hingabe allein zu retten ſei. Abſolute Reinheit bis zur Ehe wurde vom Weibe gefordert. Hier hatte ſich die Moral feſtgeſetzt. Aber die Schwäche des Menſchen ſtand auch vor Augen. Wie dieſe Reine erhalten in einem

Digitized by Google

nackten Leben zwischen beständigen Berührungen mit dem anderen Geschlecht in jeder Intimität? Vor dem Altar dieses Konfliktes wird der arme Mensch gekreuzigt, der Weg der Liebe, die zum höheren moralischen Stockwerk ansteigen soll, fällt wieder einmal unter das Messer.

Unwillkürlich, wenn man an die Millionen schwarzer Mädchen denkt, die alle dieser schwierigen, auf Tod und Leben schmerzhaften, tief beschämenden Operation unterworfen werden, drängt sich doch der Gedanke vor: welche dämonisch kolossale Wucht eine solche menschliche Idee, wie hier die der Jungfernschaft, an sich in den Menschengehirnen besessen haben muß. Wir fühlen den Atem dieser Gewalt selbst auf einem solchen, wie wir sagen müssen, Narrenwege, wo der Sturm sich verbohrt hat und thatsächlich nicht weiter kommt.

Aber es war auch etwas in jedem Betracht Hinreißendes, was gerade hier noch in das Ganze hineingeraten war.

Um es zu erfassen in seiner vollen Größe, müssen wir ein anderes Blatt in der alten Liebesbibel der Menschheit aufschlagen. In dieser ganzen letzten Betrachtung hat es eigentlich schon neben uns gestanden.

Die Geschichte der menschlichen Ehe.

Digitized by Google

Die Ehe iſt keine Erfindung des Menſchen.

Sie iſt älter als der Menſch.

Das Tier hat den Menſchen erfunden. Aber lange ehe es dazu kam, hatte es die Ehe erfunden.

Da liegt wieder die Grotte im Kalkſtein, dieſes Paradiesbild moderner Forſchung. Das rote Licht der Herdflamme glüht über nackte Menſchenleiber. Draußen glänzen die Gletſcher der Eiszeit im Sternenlicht und der Sturm brüllt. Gab es vor dieſem Hintergrunde ſchon etwas, was unſerer Ehe glich?

Uns heute verſchlägt es nichts, uns einen Urmenſchen auch zu denken ohne Ehe.

Wenn wir tönende Worte hören von der „ewigen Inſtitution“ der Ehe, ſo regt ſich in uns eine ſtille, ehrliche Beſcheidenheit. Der Menſch iſt ja nicht ewig, er war einmal Tier. Er war Fiſch und Wurm. Was ändert's da, ob wir die Ehe rückwärts auch noch irgendwo mit in Kauf geben. Irgendwann mag auch ſie ſich erſt entwickelt haben.

Nun mißt der Blick. Da ſind wir bei dem Menſchen noch nahe an der Grenze der Tierheit. Erſt eben fällt ſein altes Affenhaar. Sollen wir ihm wirklich dort ſchon etwas anſcheinend ſo kompliziertes zuſchreiben wie die „Ehe“?

Digitized by Google

Im warmen Bauch der Höhle sitzt die nackte Bande um ihr Feuer, Männer und Weiber. Eine Beute ist gemacht, ein Mammut ist in einer Grube gefangen, mit Pfeilen vom sicheren Rande aus erschossen worden. Nach langem Hungern sind alle einmal wieder satt geworden. Ihr Blut glüht von Wärme und junger Kraft. So regt sich der gewaltigste Trieb. Jahrtausende noch trennen diesen Tag von unsern ältesten Überlieferungen fester menschlicher Liebessatzungen. Wie nahe liegt es, sich hineinzudenken in ein freies Umarmen Aller mit Allen! Kein Geist irgend einer überkommenen Vorschrift weht durch den heißen Raum. Nur das uralte Liebesgebot selbst. Wo sollen da Schranken gewesen sein? Wie die Tiere werden sie in ihrer Kraft sich ausgetobt haben, wahllos, regellos, nur Keime pflanzend im dunkeln Trieb, damit die Menschheit nicht wieder aussterbe, nun sie eben endlich da war, — wie die Eintagsfliegen, wie die Heringe in den Schauern ihrer großen Gattungsnacht . . . .

Wie die Tiere! Das klingt so überaus plausibel.

Indessen, es giebt da eine hübsche Geschichte, die ich dir nicht vorenthalten möchte.

Es war einmal ein Häuptling auf der Insel Ceylon. Die Geschichte spielt in neuerer Zeit und der Mann lebte durchaus innerhalb gewisser Begriffe von Ehe. Er war aber Polygamist nach Landes Brauch, hatte also mehrere Frauen. Nun kommt er zu den Weddas, jenem viel urtümlicheren, zwerghaften, noch den Grenzen aller Kultur anscheinend außerordentlich nahen Volksrest in den Urwäldern seiner Insel. Ihm mag zu Mute gewesen sein, wie wenn wir unter jene Schussenrieder oder Taubacher an der Eiszeitgrenze gerieten. Er schaut sich auch nach der Ehe der Leute um und er bemerkt hier etwas, was ihn förmlich entsetzt. „Diese Menschenkinder", ruft er, „leben ja in der kompletesten Barbarei, denn sie — haben jeder nur eine Frau, von der sie sich nur im Tode trennen. Unerhört, — die leben ja reinweg wie die Wanderu-Affen!"

Digitized by Google

Die Geschichte ist bekräftigt durch die Autorität von zwei guten Leuten, nämlich John Lubbock und Charles Darwin.

Ihr wichtigster Inhalt ist, daß dieser Sohn der Paradiesinsel sich eine entschieden andere Meinung darüber gebildet hat, was es im Punkte Liebesleben heißt, wie ein Affe, also wie ein Tier, leben. Es heißt für ihn in einer Ehe leben mit monogamischer Strenge. Wenn er an seinen Wanderu-Affen, den schwarzen Gesellen mit dem langen, weißen Patriarchenbart auf den Zweigen seiner Wälder, denkt, so giebt sich ihm das Bild eines Tierpärchens, das auffällig konsequent in seiner Zweiheit zusammenhält. Und er mißt die Barbarei eines Menschenstammes daran, wie nah er solchem Wanderu-Brauche noch stehe.

Nun läßt sich wirklich nicht darum herumkommen: dieser Häuptling hat in seiner Art recht.

Wenn wir von unsern Schussenrieder Steinzeitmenschen sagen wollen: sie lebten im Punkte Liebesleben noch wie „die Tiere", — so brauchen wir bloß eine Anzahl wirklich beobachteter Tierbeispiele uns zu vergegenwärtigen, um zum Schluß zu kommen: gerade das kann heißen, sie lebten in der ausgesprochensten, festesten, treuesten Ehe auf Lebenszeit und sogar der monogamischen Ehe zu zwei und zwei. Um ihre Höhle herum gab es eine ganze Masse hochentwickelter Tiere, die strikt so lebten. Sie leben heute noch und leben noch genau so, mit dem durchweg geltenden Konservativismus der Tiere. Wir können hier also direkt schließen und aussagen und haben nicht bloß mehr oder minder wahrscheinliche Schlüsse zur Hand. Nicht einmal das Wort „Ehe", das doch so proteisch uns heute unter den Händen durch will, schwankt hier. Es handelt sich bei diesen Tieren um die so zu sagen waschechteste Bedeutung des Wortes, die ganz schlichte, urväterlich in unserer ganzen Litteratur vom Pfarrershandbuch bis zum Standesamtskodex sanktionierte. Ich höre einen Pfarrer reden. Ihr sollt nun Mann und Frau sein, sagt er

Digitized by Google

Das heißt: ihr habt einen Tisch und ein Bett. Absolut treu bleibt ihr euch bis zum letzten Atemzug. Wo der eine hingeht, geht der andere auch. In Gefahren steht ihr zusammen wie ein Leib. Aus eurer Ehe entsprießen Kinder. Ihr sorgt für sie gemeinsam bis zur Aufopferung. Jedes ist euch gemeinsam, ist euch gleich lieb, ist euch heilig. Wenn ihr so handelt, ruht der Segen Gottes auf euch, — der Segen der Weltlogik.

Nun eben diese Ehe ist es, die das Tier bereits an bestimmten Stellen längst errungen hatte, als der Mensch überhaupt erst entstand.

Eine ganz bestimmte Kette von Vorgängen, von tierischen Notwendigkeiten hatte dazu führen müssen.

Du weißt, welche Kunststücke die Natur zunächst vollführt hat, die Geschlechter zu trennen. Hier ein Männchen, dort ein Weibchen. Das wurde jedes im Ganzen so individuell herausgearbeitet wie irgend möglich. Bloß im Punkte des Geschlechtes war jedes eine Hälfte. Zum Geschlechtsakt mußten beide eng zusammenkommen. Für den Moment der Samenergießung mußte jedes der beiden Individuen ein Stück Individualtrotz freiwillig aufgeben und die beiden mußten momentweise zu einem einzigen höheren Individuum verschmelzen. Momentweise! Ja das war der Anfang. An dieser Ecke aber haspelte die Maschine gar bald weiter und faßte am kleinen Finger die ganze Hand.

Ein Männchen und ein Weibchen kommen einmal in ihrem Leben zum Begattungsakt zusammen. Dabei werden die Eier befruchtet und zugleich abgelegt. Dann sterben beide Tiere

Digitized by Google

Das ist die Urstufe dieser Linie.

Du kennst sie: es ist die Eintagsfliege. Da nur zwei Individuen in Frage kommen, wenn es sich überhaupt nur um einen einzigen Akt handelt, so liegt hier scheinbar schon etwas monogamisches, aber in Wahrheit ist ja in diesem Sinne jeder einzelne Liebesakt monogamisch und von Ehe ist noch keine Rede dabei.

Zweite Stufe: das Männchen und Weibchen leben auch nach dem Akt noch weiter und besitzen gleich oder später die Kraft, den Akt nochmals und öfter zu vollziehen. Ein Bock in gutem Alter hat Gaben genug für hundert Ziegen! In diesem Falle liegt aus der Sache heraus zunächst kein Grund vor, daß nicht jedes neu belegte Weibchen auch wirklich ein neues für das Männchen sein könnte und umgekehrt. Es giebt so zu sagen keine erotische Erinnerung und damit erst recht jetzt keine Spur von irgend etwas Eheähnlichem.

Doch gemach: die dritte Stufe setzt ein bei dem „gleich oder später". Folgt auch nicht auf die Begattung mehr der Erschöpfungstod, so folgt doch ein gewisses Kräftesinken, das erst wieder Zuwachs erfordert, also Zeit braucht. Beim Weibchen kommt hinzu, daß das Kinderkriegen ein Intermezzo noch dazwischen legt. Kurz, du siehst das Allbekannte eintreten: die Begattungszeit dauert nicht über das ganze Jahr, sondern regelt sich mit Pausen dazwischen.. Es treten jene festen „Brunstperioden" ein, vielfach nur eine jährlich. Je zur Brunstperiode einigen sich Männlein und Weiblein. Ist die Periode um, so trennen sie sich auf Nimmerwiedersehen. Zur nächsten geht das Spiel wieder los, aber wie viel liegt da dazwischen. Die alten Individuen, zerstreut überall hin, gehen mit neuen auf neue Liebesfreuden ein. Und so fort. Auch hier noch keine Spur von Ehe.

Bemerkenswert ist ja hier bereits ein Zusatz.

Mindestens schon auf dieser Stufe wird in der Brunstperiode nicht wahllos bald das, bald jenes Individuum gewählt

Digitized by Google

werden. Mangel kann an Weibchen oder je nachdem auch an Männchen herrschen. Dann ist ein Männchen froh, wenn es für seine ganze Brunstperiode ein Weibchen überhaupt hat und wird zäh an diesem festhalten, der Rarität wegen. Es wird es heftig verteidigen, wird anderen Männchen in lodernder Eifersucht entgegentreten. Und dann: jene Liebeswahl im Paradiesvogelsinne wird sich geltend machen. Das stärkste, auffälligste, hübscheste Männchen oder Weibchen wird bevorzugt werden, und auch das giebt zähes Zusammenhalten der Erwählten für die ganze Brunstperiode, zur reinen Seltenheit tritt ja jetzt der Liebhaberwert. Streng genommen fangen diese Dinge schon da an, wo es sich noch gar nicht um öfter wiederkehrende Brunstperioden handelt. So ist bei unsern Nachtschmetterlingen, die durchweg weniger Weibchen haben, als Männchen, die numerische Seltenheit schon bedeutsam und ebenso (bei dem hohen Rhythmotropismus aller Schmetterlinge) die ästhetisch-erotische Wahl bestimmter „schönster" Individuen. Diese Zusatzerscheinung läßt sagen: es einigen sich zur Brunstperiode jedesmal je ein Männchen mit einem Weibchen, als sollte es eine Ehe werden. Aber das Entscheidende ist doch hier noch, daß es eben keine wird, denn bald ist die Brunst herum, nun kommt das lange Interregnum, in dem nichts die beiden zusammenhält, und wenn die neue Brunst kommt, heißt's „o wie liegt so weit, was mein einst war", die alten Individuen haben sich verloren und vergessen, und es erfolgt eine neue Wahl. Im Grunde ist's und bleibt's doch nur eine individuelle Wahl zu einer großen Begattung, nichts weiter. Und die nächste Höhenlinie erscheint erst hinter dem Sätzchen „das lange Interregnum, in dem nichts die beiden zusammenhält." Dieses Interregnum sorgt eines Tages doch für etwas derart.

Die vierte Stufe setzt nämlich mit einer ganz anderen Ecke als der Begattung ein. Erinnere dich an Spinne und Stichling. Die Jungen erfordern Pflege! Eines der beiden Alten wird da zunächst herangezogen für einen Teil seiner

Digitized by Google

Nichtbrunſtzeit. Im Falle Spinne iſt es das Weibchen. Im Falle Stichling das Männchen. Wenn aber die Anforderungen größer werden, müſſen beide Liebespartner heran. Das Männchen und Weibchen, die den Begattungsakt vollzogen haben, müſſen auch über dieſe Zeit weit hinaus noch beiſammen bleiben. Es gilt ein Neſt bauen, Futter tragen, die brütende Mutter und die hilfloſen Jungen verteidigen. Dieſe Dinge ſchieben ſich zum Teil zurück in die Brunſtperiode noch ſelber. Dieſe kann gar nicht mehr anders durchgeführt werden als von ein und demſelben Paar. Ein ganzer Complex von Pflichten wickelt ſich nach allen Seiten um die Gatten. Dieſes Stadium iſt entſchieden ſchon eheähnlich. Es iſt eine Art Zeitehe auf Widerruf.

Von hier aber iſt der Schritt zur fünften Stufe eine logiſche Kleinigkeit. Die Jungenpflege dehnt ſich ſo lange aus, daß Männlein und Weiblein noch beiſammen ſind, als ſchon die nächſte Brunſtperiode naht. Was wird geſchehen? Sie bleiben halt auch in der zuſammen, ſie beide. Erſtens legt's die Gewohnheit nahe. Sind ſie ſich doch in der gemeinſamen Zeit nicht bloß durch die Liebesfidulität nahe gekommen, ſondern noch durch etwas entſchieden Dauerhafteres: nämlich gemeinſchaftliche Arbeit. Zweitens mag der Vogel denken: eine beſſere, einen beſſeren kriege ich vielleicht doch nicht; möglich daß ich ganz ſitzen bleibe, wenn ich dieſe oder dieſen jetzt laufen laſſe. Mag's nun der Vogel bewußt ſelber ſo denken oder (je nach deiner Auffaſſung von Inſtinkt) mag „es" in ihm denken, das laſſe ich dir offen. Jedenfalls iſt das Fazit, daß der Ehekontrakt ſtillſchweigend auch für das neue Brunſtquartal erneuert wird. Dieſes Brunſtquartal liefert aber wieder Junge und damit geht die Geſchichte wieder ins ſelbe Geleis. Die Zeitehe iſt einfach zur Dauerehe erklärt, ohne viel Skrupel. Willſt du dir ausmalen, es bliebe noch ein Lebensreſt über die Zeugungszeit hinaus, wo alſo die Brunſtperioden erlöſchen, und wie es da werden ſoll, ſo denke

Digitized by Google

an das Bild kleiner Seidenäffchen oder der lieben Inseparables unter den Papageien: da hast du Ehepaare, die auch außerhalb der gemeinsamen Liebe und Jungenpflege sich derartig ans Umklammern, Drücken, gegenseitige Wärmen, Zusammenschlafen gewöhnt haben, daß du solche Gewohnheit schließlich nicht mehr auseinander bekommst, du tötest die beiden denn.

Mit dieser fünften Stufe bist du aber schon auf dem Gipfel: bei der Ehe im schärfsten Sinn. Und doch stehst du noch mit beiden Beinen fest im Tierreich unterhalb des Menschen.

Damit es nicht bei der Behauptung bleibe, will ich ein paar kurze Beispiele noch für die letzten Stufen nachtragen, — für die ersten haben wir sie ja ausführlich genug schon früher berührt.

Das schönste Gesamtbeispiel für die Vollendung bereits der letzten und höchsten Stufe bieten die Vögel.

Gegen den Menschen und in vieler Hinsicht überhaupt gegen das Säugetier gehalten, ist der Vogel ein wesentlich niedriger stehendes Tier. Er ist der Gipfel des Reptilientypus, die Maximalleistung der Eidechse, die befiedert, im höchsten Maße warmblütig und geistig äußerst regsam geworden ist. Bei diesem Vogel ist die streng monogamische Ehe auf Lebenszeit nicht die Ausnahme, sondern die Regel, an der einzelne Ausnahmen nichts ändern.

Man darf sich den Eindruck dieser Ehe natürlich nicht trüben durch extreme Idealforderungen, die beim Menschen, beim höchsten Kulturmenschen ebenso wenig zutreffen würden. Unsere monogamische, mit allen Speeren des Rechts, allen

Digitized by Google

Heiligungen religiöser Verklärung, allen Feuerflammen der Moral wie Brunhild in ihrer Waberlohe umgürtete „Ehe“ bildet faktisch auch nur einen Pfahlbau inmitten eines weiten Meeres von Untreue, Störungen, Idealtrübungen, gewaltsamen Rissen aller Art. Das ist so und war stets so. Auch das Vogelweibchen ist in so und so viel Einzelfällen untreu, Ehen zerreißen doch noch wieder, die Witwe tröstet sich rascher noch als die berühmte von Ephesus. Das ist aber das Nebenwerk: die allgemeine Gebrechlichkeit jeder Institution. In der Masse triumphiert die monogamische Dauerehe des Vogels trotzdem absolut.

Das geringste Nachdenken zeigt, wie im Sinne jener Skala gerade der Vogel auf diese Ehe geraten sein muß.

Von der Eidechse übernahm er den Brauch, seine Eier noch äußerlich abzulegen. Erst im gelegten Ei, unter dicker Kalkschale, entwickelte sich das Junge, außerhalb der Mutter. Aber diese Vogelmutter hatte etwas Besonderes: Wärme. Sie hatte eine innere Heizung. Es ist der Natur auf dieser Stufe nicht geglückt, diese Heizung schon in das Ei zu bringen im Sinne, daß dieses sich selbst von innen heizte. Es will vom elterlichen Leibe noch gewärmt, will bebrütet werden. Das Bedürfnis des alten Tieres, sich brütend auf seine Eier zu setzen, hat dann wieder das Nest erzeugt. Der Strauß legt seine Eier noch wie die Schildkröte in eine schlichte Sandgrube und benutzt wenigstens in den Pausen des Brütens einfach die Sonnenwärme in diesem Sande als Brütofen. Unser kleiner schnurrender Ziegenmelker der Sommernacht wählt als Niststätte einfach einen verborgenen Winkel des gestrüppverdeckten Waldbodens, einen Nestbau kennt er noch nicht. Aber dann siehst du Schritt für Schritt ansteigend die Fortschritte. Der schaufelt eine kleine Mulde im Erdreich, der scharrt schon selber etwas Gestrüpp darin zusammen. Die Wildente füttert schon mit ein paar weichen Federn, — das wird bei der Eiderente zum wahren Daunenbett. Der Pinguin tieft die Mulde nach unten

Digitized by Google

zur Röhre, endlich zum reinen unterirdischen Kaninchenbau. Die Uferschwalbe, der schöne Eisvogel und der farbenfrohe Bienenfresser schlagen metertiefe Röhren in die Wände der Flußufer. Aber der Vogel kann ja mehr, als schlangenhaft in die Tiefe gehen: sein Reich ist die Luft. So sucht er sich hoch auf der Astgabel eines Baumes seinen Fleck, dorthin trägt er mit seinem prächtigen Organ, dem Schnabel, die Reisigfüllung der Erdgrube, bis die Plattform der Ringeltaube und Turteltaube zunächst einmal roh im Blätterversteck schwebt. Der Wind will den losen Bau fortreißen, aber ein natürlicher Kitt hat ihn verklebt: der Vogelmist. Das greift die Elster auf: sie wirft den Mist hinaus, trägt aber feuchte Erde ein und kittet mit der die Nestwölbung fest. Da es der Schnabel ist, der die Erde bringt, fließt Speichel darauf und thut so natürlichen Klebstoff dazu. Also bespuckt die Singdrossel um und um ein Gebröfel von zerbissenem faulen Holz der Erlkönigsweiden und klebt sich davon eine solide Nestwand. Die Salangane aber, die indische Schwalbe, bringt es in der Übung des Spuckens so weit, daß schließlich das ganze Nest aus Schleim zusammengerülpst wird, — gerade dieses Nest hat der Mensch sich als Leckerbissen auserkoren zur Vogelnestsuppe. Inzwischen haben die andern Schwalben regelrecht aus Lehm mauern gelernt und der Töpfervogel Amerikas mauert sich daraus gar schon ein Häuslein mit zwei Kammern inwendig. Die Spechte aber haben in das Baumholz Röhren getrieben wie der Eisvogel in seine Uferwand. In solchem Baumloch brütet auch das Weibchen des großen Hornvogels, damit es aber ja niemand dort störe, mauert der Mann mit Lehm die Öffnung bis auf ein winziges Löchlein zu, durch das er die Nonne im Kerker so lange atzt. Die Kleinsten der Kleinen, deren Schnäbelchen am allergewandtesten ist, lassen endlich Bohren und Spucken und Mauern noch wieder als zu roh beiseite. Sie bauen ihr Nest zur grünen Kugel aus mit nur einem kleinen Eingang, wie der Zaunkönig. Sie pflanzen es als Pfahlbau zwischen

Digitized by Google

Rohrstengel über den Wasserspiegel, wie der Rohrsperling, daß kein schwereres Klettertier mehr hinzu kann. Sie werden zum Schneidervogel, der den Schnabel als Nadel benutzt und seine selbstgedrehte Fäden durch eingestochene Blattlöcher zieht, bis das Nest in einer regelrecht vernähten Blattscheide steckt, die von den lebendigen Blattstielen frei getragen wird. Und sie werden endlich zum Webervogel, der aus Wolle und Bast die zierlichsten Hängekörbchen, Beutel und Flaschen webt, die steil vom freien Astende übers Wasser hinaushängen, ebenfalls gegen jeden Feind wundersam geschützt.

In diesem Nest kriechen die Jungen aus dem Ei, in unzähligen Fällen völlig hilflos, nur nach Nahrung schreiend, Tag und Nacht. Die muß das alte Tier jetzt auch anschleppen in rastloser Arbeit. Und noch der flügge junge Vogel muß angelernt werden.

Kein Zweifel: das ist unendliche Arbeit. Schon der Nestbau fordert beide Gatten heran. Wenn das Weibchen brütet, muß der Mann es atzen, oder er muß ihm Mittagspausen gewähren, wo er selbst die Eier bedeckt. Sind die Jungen da, so müssen beide vereint zutragen. In dieser Schule ist es wahrhaftig kein Wunder, daß die beiden, die sich zur Begattung gewählt, sich als rechte Eheleute aneinander gewöhnen.

Bei den Zwergpapageien herrscht (um Schomburgks Wort zu gebrauchen) „die vollkommenste Harmonie zwischen dem beiderseitigen Wollen und Thun: frißt das eine, so thut dies auch das andere; badet sich dieses, so begleitet es jenes; schreit das Männchen, so stimmt das Weibchen unmittelbar mit ein; wird dieses krank, so füttert es jenes; und wenn noch so viele auf einem Baume versammelt sind, so werden doch niemals die zusammengehörigen Pärchen sich trennen."

Von einem Pärchen der umgekehrt riesigsten Papageien, der Araras, schoß ein Jäger das Weibchen ab und hängte es an den Sattel seines Pferdes. Das Männchen folgte dem Reiter bis zu seinem Hause mitten in der Stadt, warf sich dort über

Digitized by Google

seine tote Genossin und war mehrere Tage nicht zu vertreiben. Es ließ sich mit Händen greifen und blieb schließlich als Gefangener bei den Leuten.

Wenn die Goldspechte in Nordamerika glücklich verehelicht sind, erzählt Audubon, der alte unvergleichliche Charakterschilderer, so beginnt jedes Paar „sofort einen Baumstamm auszuhöhlen, um eine Wohnung zu erbauen, welche ihnen und den Jungen genügt. Beide arbeiten mit größtem Eifer und, wie es scheint, mit größtem Vergnügen. Wenn das Männchen beschäftigt ist, hängt sich die Gattin dicht daneben und beglückwünscht es über jeden Span, welchen sein Schnabel durch die Luft sendet. Wenn er ausruht, scheint er mit ihr auf das zierlichste zu sprechen, und wenn er ermüdet ist, wird er von ihr unterstützt. In dieser Weise, und dank der beiderseitigen Anstrengung, wird die Höhle bald ausgemeiselt und vollendet. Nun liebkosen sie sich auf den Zweigen, klettern mit wahrem Vergnügen an den Stämmen der Bäume empor oder um sie herum, trommeln mit dem Schnabel an abgestorbene Zweige, verjagen ihre Vettern, die Rotköpfe, verteidigen das Nest gegen die Purpurstare, kichern und lachen dazwischen".

Wer da weiß, wie stark im Vogel überhaupt Solidaritätsgefühle vorhanden sein können, den wird es keinen Moment wundernehmen, daß diese eheliche Lebensgemeinschaft sie auch über das Erotische hinaus zur wärmenden Flamme entfacht. Man muß an die Geschichte vom Rotkehlchen denken, die Brehm aus eigener Erfahrung mitteilt. „Zwei Rotkehlchenmännchen, welche in meinem Heimatsorte gepflegt wurden und einen und denselben Käfig bewohnten, lebten beständig in Hader und Streit, mißgönnten sich jeden Bissen, anscheinend selbst die Luft, welche sie atmeten, und bissen sich aufs heftigste, jagten sich wenigstens wütend in dem ihnen gegönnten Raume umher. Da geschah es, daß eins durch einen unglücklichen Zufall das Bein brach. Von Stund an war aller Kampf beendet. Das gesunde Männchen hatte seinen Groll vergessen,

Digitized by Google

nahm ſich mitleidig des ſchmerzgepeinigten Kranken an, trug ihm Nahrung zu und pflegte ihn aufs ſorgfältigſte. Der zerbrochene Fuß heilte, das krankgeweſene Männchen war wieder kräftig wie vorher; aber der Streit zwiſchen ihm und ſeinem Wohlthäter war für immer beendet."

Oder die andere liebliche Rotkehlchen-Novelle bei Snell, wo das Männchen, mit den Jungen im Neſt gefangen, zuerſt die eigene Brut im Zimmer groß zieht und danach auch noch die eines zweiten, fremden Neſtes.

Wo ſolche Grundlagen gegeben ſind, da *muß* ein lebenslängliches Freud- und Leidteilen zweier Individuen allmählich die Ehe auch mit *all* ihren Gemütsregungen herſtellen.

Digitized by Google

Tief im Erdreich unter dem alten Gartenzaun, wo du das Liebesleben der Spinnen beobachtet haſt, liegt, profanen Augen völlig verborgen, ein geheimnisvoller Eskimobau. Dort hauſt in ſeinen Mußeſtunden ein ſchwarzer Einſiedler, den du aus ſeiner Arbeitszeit gut kennſt.

Es iſt der Maulwurf.

Weit ab von dieſem Verſteck ſtößt er dir Haufen um Haufen in die grüne Wieſe. Sie iſt ſein Jagdgebiet, das er unabläſſig in raſch gewühlten unterirdiſchen Gängen durchpürſcht. Ab und zu ſchmeißt er eine Laſt überflüſſigen Materials dabei herauf und läßt zugleich friſche Luft in ſeine Katakombe ſtreichen. Was er bei dieſen Rundgängen trifft, wird gepackt und mit dem böſen Gebiß zermalmt: Regenwurm und Grille und Engerling. Der Ringelnatter beißt er unentwegt ins Schuppenkleid, den armen Froſch zieht er plötzlich von unten am Bein in die Verſenkung. Wenn er aber ausgefreſſen und ausgejagt hat, dann fährt er in einen beſonders präparierten, feſtgeſtampften Dauergang ein, der bis an die fünfzig Meter lang ſein kann. Erſt am Ende dieſes großen Laufganges liegt ſein eigentliches Häuslein, die beſagte Eskimohütte.

Als Hauptteil eine rundliche Kammer, wohlig ausgepolſtert wie ein molliges Neſtlein mit jungem Korn, Moos und Wurzel-

Digitized by Google

faſern. Um dieſe Zelle zieht ſich ein überaus ſinnreiches Ringſyſtem von Verziergängen zum Entrinnen und unbemerkten Verlaſſen. Zunächſt ſtrahlen drei Röhren von der Kammer aus, die oberhalb der Wohnzelle ein kleiner Kreiskanal ringförmig vereint. Von dieſem oberen Kreiſe aber fallen ſechs Zwiſchenröhren ab in einen größeren Ringkanal, der parallel dem kleinen, aber tiefer, genau auf dem Kammerniveau, die Wohnzelle umkreiſt. Wieder von dieſem großen Ring fahren zehn neue Röhren ſcheinbar ganz ins Weite in die Erde hinaus. Doch im Verfolg biegen ſie faſt alle um und münden ſchließlich wie ein verkrümmtes Stromnetz in eine längſte ein, die ſelber dann wirklich weiter und weiter geht und endlich nichts anderes iſt als jene Laufröhre, die viele Meter weit zum Jagdrevier in die Wieſe leitet. Vorher aber kommt in dieſen Externkanal noch eine allerintimſte Verſenkungsöffnung, nämlich eine Röhre, die ſenkrecht aus dem Boden der Kammer abfiel, um ſich auch im Bogen hier heranzukrümmen. Die Pforte zu dieſem raffinierteſten Geheimgang liegt unmittelbar unter dem Polſterbettlein des Maulwurfs. Deckt ein Unberufener die Kammer von oben auf, ſo verſchiebt der Alte ſeine Mooskiſſen, plumpſt einfach zwiſchen ihnen in die Tiefe, erreicht mit einem Purzelbaum und einer Richtungsänderung durch den krummen Aſt ſeinen Laufgang und ſauſt bereits ſeine fünfzig Meter dort unſichtbar ab, während der plumpe Spaten oben noch nach ihm wühlt.

Dieſer Maulwurf in ſeiner Burg iſt ein wunderbares Beiſpiel aus der niedrigeren Säugetierwelt für unſere Station Numero Vier in der Geneſis der Ehe. Er kennt noch keine Dauerehe, dagegen ſchon alles Tiefere: Zeitehe, individuelle Wahl und die tollſte Eiferſucht.

Nicht umſonſt hauſt er unter dem Spinnenzaun. In ſeiner außerehelichen Zeit iſt er, Männlein wie Weiblein, der ſpinnefeindlichſte Eremit und Haſſer ſeines eigenen Volks, ganz einerlei ob es Mannsperſon oder Weibsbild ſei. Schnüffelt

Digitized by Google

er sich durch seine Röhren und stößt dabei auf einen anderen Maulwurf, so setzt's unter allen Umständen eine wilde Holzerei, wo nicht Kampf auf Leben und Tod. Kann er, so frißt er einfach den anderen auf. Und das ist hier genau wie bei der Spinne: der stärkere Adam beißt sich skrupellos in die schwächere Eva und umgekehrt. Aber darin ist der Moll denn doch der Spinne weit über: er kennt ganz genau den Unterschied zwischen Fressen und Liebe.

Wenn die Liebeszeit, die Brunstzeit im Jahre ihm in den Pelz fährt, so weiß er ganz genau, was die Stunde geschlagen hat. Adam wie Eva fahren aus ihrem einsamen Bau ins Weite mit dem ausdrücklichen Verlangen, einander zu begegnen. So absolut leicht ist das nun nicht. Es giebt nämlich mehr Adams als Evas. Und wenn Adam auf Adam in diesen Tagen stößt, so ist der Abscheu einfach noch größer, er ist ja ein Nebenbuhler. Doch das Glück will wohl: im langen Laufgang rennt Adam gegen eine wirkliche Eva. Die Seltenheit entscheidet: sie ist sein Weib oder keine. Ihr freilich pflegt das nicht so von vornherein selbstverständlich zu sein. Sie geht ja wohl mit, aber sie erwartet dabei ein gewisses Gottesurteil. Entweder in seine Klause geht sie mit, oder sie läßt ihn in ihre. Er ist durchweg der Stärkere, einfach davongehen kann sie ihm also nicht. Schließlich will sie das aber auch gar nicht. Denn einen Mann will sie schon. Bloß soll er sich noch so zu sagen etwas ausweisen, daß er auch ein echter und rechter „Mann", daß er ein Musterbeispiel seiner Art sei. Und dazu pflegt es nicht an Gelegenheit zu fehlen.

Kaum hat Adam Fräulein Eva mit einiger Grobheit (fein ist seine alte Eremitenart noch nicht so bald) ins Nest getrieben, so beginnt er plötzlich noch eine Sorte besonderer Röhren von dem aus in die Weite zu graben, die aber von den anderen des Hauses darin wundersam abweichen, daß sie hinten blind endigen wie ein Sack, in den etwas gestopft werden soll. Und dazu ist in der That meist sehr bald die Zeit da.

Digitized by Google

Sei es nun auch hier durch irgend einen lieblichen Parfüm, den die Braut ausdüftet oder aus einer anderen Ursache: die Mär pflegt sich rasch bei anderen irrenden Mannesmaulwürfen verbreitet zu haben, daß in diesem Bau ein frisch erworbenes Weiblein zu finden sei. Da berennt denn ein solcher Ritter plötzlich die Liebesburg, indem er außen in den Gängen erscheint und rumort. Gleich wird er drinnen sein, was thun?

Im Adam erwacht eine wahnsinnige Eifersucht. Auf und hinaus zum Kampf. Aber die Festung hat seiner eigenen Baukunst nach so viel Notausgänge, daß eins zu besorgen steht. Während er für seine Schöne ficht, kann er diese nicht bewachen. Wenn sie nun durchbrennt? Oder wenn ein dritter Ritter gerade in diesem Moment eindringt? In der Not wird also die Braut unsanft in eine der neuen Sackgassen gedrängt und die Pforte zur Wohnstube hinter ihr fest verrammelt, zugestopft, unkenntlich gemacht. So, nun kann der Rivale kommen. Er kommt und das Duell geht los.

Dieses Duell liefert aber ein unverkennbares Gottesurteil der individuellen Körperstärke. Wer siegt, ist der Tapferste. Das denkt zweifellos niemand schärfer durch, als Eva selbst. Immerhin sorgt sie vor. Sie wühlt, während das schauerliche Gefecht drüben im Dunkeln tobt, das verschlossene äußere Wurstende ihres Verließes selbstthätig durch und schiebt sich im selbstgegrabenen Fortsetzungskanal langsam auf eigene Faust ein Stückel ins Weite. Vielleicht erlebt sie ein drittes Abenteuer. Aber der Sieger reißt plötzlich hinten den Verschluß fort und kommt ihr nach. Gut, sei's auch das. Nur, wer ist's? Ob der Erste oder der Neue, das ist ihr höchst egal. Zu sehen ist hier in der Finsternis an den beiden doch nichts. Aber unbedingt ist der Sieger der „Stärkere." Es lebe der starke Mann! Und nunmehr giebt's wirklich Ehe für die nächste Zeit.

Ein neuer Bau wird angelegt für die Jungen. Dieses Säugerweibchen legt zwar keine Eier mehr. Sein eigentliches

Digitized by Google

warmes Brütneſt iſt der warme Mutterleib. Aber darum muß die tragende Mutter eben ſich pflegen. Und auch ſo noch kommen die Jungen gar ſchwach und hülflos zur Welt. Sie müſſen geſäugt und nachher noch durch zugeſchleppte Nahrung gefüttert werden. Da ſorgen denn Mollmann und Mollfrau in der rührendſten Weiſe ſolidariſch mit. Und erſt wenn das junge Volk eine gewiſſe Reife hat, dann iſt es auf einmal, als ſei die Ehe der Alten jetzt ohne Zweck. Die Brunſt iſt noch nicht wieder da. Im Alltagswerk ſind ſich die beiden aber eigentlich bloß im Wege. Die Eremitenſehnſucht regt ſich von neuem und eines Tages ſitzt jedes wieder im eigenen Bau wie die Spinne im Netz. Sie kennen ſich nicht mehr wenn das nächſte Frühjahr eine neue Brunſtperiode bringt.

Und doch: wie wenig wäre nötig, um auch dieſe Zeitehe in eine Dauerehe zu verwandeln! Ich erzähle dir noch eine Säugetiergeſchichte gleich hinterdrein, die dich faſt mathematiſch genau auf die Wende von der vierten zur fünften Station mitten im heiß pulſierenden Liebesleben noch heute ſtellt.

Digitized by Google

Du erinnerst dich an die wilde Liebesfahrt der Heringe. Wie unendliche Massen zur Küste drängen und das Meer weithin mit Eiern und Samen erfüllen.

Das war der Fisch. Über diesen Fisch hoch hinweg aber stieg die Entwickelung der Wirbeltiere bis zum Säugetier. Im ganzen war diese Linie zugleich ein Heraussteigen vom Wasser aufs Land. Auf dem Lande und für das Land ist, wie der Vogel, so auch das Säugetier schon ursprünglich entstanden. Aber wie vom Vogel der Pinguin wieder fast in Fischgestalt, mit schuppenartiger Feder und flossenhaftem Flügel, in die Salzflut zurückgestiegen ist, — nachträglich noch einmal — so vom Säugerstamm Robbe, Seekuh und Wal.

Das Fischsäugetier oder Seesäugetier entstand, — nicht, wie der Laie wohl meint, ein noch lebender Übergang vom Fisch zum Säugetier, sondern eine wunderbare Rückanpassung des säugenden Hustiers und Raubtiers nochmals an das feuchte Element.

Diese nachträgliche Anpassung bedingte aber im Liebesleben wieder gar seltsame Folgen.

Auch die Robbe, auch der riesige Walfisch: sie blieben in ihrem Liebesroman echte Säuger, wie ihr Athmungsorgan

Digitized by Google

Lunge blieb anstatt Fischkieme. Auch bei ihnen, wie beim Maulwurf, wie beim Menschen selbst, war das erste Nest, wo die Eier befruchtet, gelegt, ausgebrütet wurden, das tiefversteckte Innere des Mutterleibes. Mit diesem Nestlein in der Gebärmutter mußte das Fischsäugetier seine Wasserstiefen durchschwimmen. Noch mehr aber: wenn das Junge kam oder, je nachdem, die Jungen, so wollten sie am Euter des Weibes mit warmer Muttermilch gesäugt sein. Und schon die Begattung selber: sie wollte vollzogen sein nach der ganzen komplizierten Art, wie wir sie durch Pforte, Glied und Innenanschluß entstehen sahen bis zum höheren Säugetier herauf.

Das äußerste Wunder hat da der Walfisch und sein Geschlecht vollbracht: ihm fällt nicht nur die Zeugung, sondern auch die Säugung in sein Bereich, den Ozean. Wo aber das Seesäugetier noch ein klein wenig mehr am Lande haftete, wenigstens zeitweise noch freiwillig mit unbehilflicher Flosse einen Inselfels oder Strand zu erklettern verstand, da machte sich das Liebesleben noch das Hilfsprinzip zu Nutze. Und hier ist es, wo der Liebesroman der Robbe einsetzt, des Seehundes.

Wenn du gegen einen großen Erdglobus so schaust, daß der Stille Ozean sich dir gerade entgegenwölbt, dann erscheint diese Erde wie eine blaue Kugel, ein einheitlicher Wasserplanet. Über dieses ganze Wasserantlitz aber dehnt sich die Heimat der Robbe, die man „Seebär" nennt. Sie ist eng verwandt mit dem Seelöwen, den heute jeder Zoologische Garten zeigt, etwas kleiner, immerhin im alten Manne aber auch noch ihre drei Meter lang.

In seinem ersten Aufgang ist es wirklich fast, als wiederhole das Liebesleben des Seebären den tollen Heringsspuk.

Da ist droben im Beringsmeer, wo Amerika und Asien aufeinander zueilen, der Frühling erwacht. Auf den Inseln ist der Schnee getaut und die See liegt eisfrei. Um die Mitte des April mag es sein.

Digitized by Google

Da auf einmal tauchen wie in der skandinavischen Sturmnacht von der Hochsee her anschwimmende Tiere auf, große Meersäugetiere, die wie die Ochsen brüllen: nämlich alte männliche Seebären.

Sie erscheinen als Vorboten einer geheimnisvollen Wanderschaft. Acht Monate jetzt hat sich dieses Robbenvolk frei in der Meereisweite herumgetrieben, — in diesem ungeheueren Meer, das nach Süden abermals bis zum Pol flutet, an Koralleninseln mit wehenden Palmen und Bananen vorbei bis in die wilde Öde, wo nur die schwarzweißen Pinguine noch in langer Reihe auf einem kristallblauen Eisberge dahinsegeln. Dort wußten sie von Liebe nichts, von Ehe nichts. Höchstens von einer allgemeinen harmlosen Geselligkeit. Da aber, genau wie bei den Heringen, regt sich in beiden Geschlechtern plötzlich ein unhemmbarer Drang.

Ans Land!

Es ist wie ein Besinnen auf die uralte Säugetierheimat, — Melusine, die sich plötzlich erinnert, das sie einmal Mensch war .... Aber mehr. Zurück zur eigenen Jugendstätte! Jedes ist in ersten Tagen einmal am Lande gewesen, hat dort das Licht der Welt individuell erblickt. Das mag die Jüngeren besonders dunkel ziehen. In den Älteren, den Lebensreifen, arbeitet dagegen noch etwas ganz besonderes, etwas noch „lebendigeres."

Es ist bei Mann und Weib zunächst verschieden, grade darin aber hat es eine echte Heringsähnlichkeit,

Der Robbenmann fühlt Liebessehnsucht im Sinne des Heringsmännchens: seine Brunst ist erwacht, seine Zeugungszellen wollen auf die große Wanderschaft zur Unsterblichkeit der Art.

Das Robbenweib dagegen fühlt einen Drang, der allerdings auch durchaus dem des weiblichen Herings entspricht und der dort, beim Heringsfrauchen, in der That ebenfalls mit dem Begriff der Liebe zusammenfiel, — der aber hier, beim Säuge-

Digitized by Google

tier, vielmehr auf ein weit höheres Kapitel deutet: nämlich die Ehenotwendigkeit. Das Heringsweiblein sehnte sich, seine Eier fallen zu lassen, noch vor der Befruchtung und erst zum Zweck, daß diese erfolge. Frau Robbe aber trägt längst ein befruchtetes Ei in sich, aus dem hat sich in ihrem warmen Nestbauche ganz allmählich in den acht Monaten ein großes junges Seebärlein entwickelt, das jetzt anpocht und heraus will. Es will geboren sein, will dann gesäugt sein, beschützt sein. Das fordert eine Wochenstube, eine Wiege, ein sorgendes Elternpaar. Und dazu zunächst strebt die hochschwangere Seebärin ans Land, nachdem sie die vielen Monate ohne Beschwer ihre langsam zunehmende Schwangerschaft durch die Wellen der Hochsee getragen hat. Was dann weiter noch, zu fernerem Liebesleben, am Lande sich zutragen mag, das tritt einstweilen noch dunkel für sie in den Hintergrund vor diesem Zweck. Unsere Robbin befindet sich eben genau in der Lage des armen Mädchens, das dicht vor der Niederkunft sagt: es muß jetzt geheiratet werden um jeden Preis. Bloß daß das im Robbenvolk keine anstößige, sondern die hergebrachte, sozusagen heilige Sache ist. Die Schwangerschaft, nach Säugerart endlos über dreiviertel Jahr ausgedehnt, brauchte keine Ehe. Aber jetzt wird's Zeit dazu, also heim ans Land.

Fest vorgeschrieben ist der Weg.

Denn das „Land" ist unter allen Umständen das Geburtsland, — für jedes Individium der ganz bestimmte Fleck, das Inselchen, der Felsblock, wo es geboren worden ist. Jahr um Jahr geht es dahin „heim." Auf der St. Pauls-Insel im Beringsmeer fiel ein Seebär den Leuten auf: es fehlte ihm nämlich eine Vorderflosse. Im nächsten Jahr zur rechten Zeit lag er auf dem gleichen Block. Und das siebzehn Jahre so hindurch! Unwillkürlich schweift der Blick wieder über die blaue Wasserseite des Globus. Das ist das Revier — und dann doch siebzehn Jahre lang im April der gleiche Block!

Die Ankunft der Robben vollzieht sich in derselben feier-

Digitized by Google

lichen Weise wie der Aufzug der Lachse im grünen Rhein. Jene Vorposten, ein paar alte ehrwürdige Brummer, inspizieren zunächst genau das Terrain, ob auch noch alles in Ordnung sei. Erledigt sich die Prüfung zur Zufriedenheit, so holen sie den Schwarm. Wieder ist es erst ein Regiment Männer, das naht. Ältere und jüngere Männchen. Die älteren haben schon mehr als einfaches Geburtsrecht hier, das merkt man. Sie suchen sich jeder ein bestimmtes Strandrevier, zu dem kein anderer heran darf. Recht groß wird es gewählt, an die fünfundzwanzig Quadratmeter pro Kopf. Nur wo eine Lücke zufällig bleibt, ein alter Platz seinen Gebieter vom Jahre vorher nicht mehr findet, da der irgendwo inzwischen das Zeitliche gesegnet hat, oder wo der Strand gar so ausgedehnt ist, kann auch einer der jüngeren Herrn gleich zu einem Landquartier kommen. In den meisten Fällen aber bleiben die lungernd, vagabundierend und auf allerlei Zufälle passend im Wasser. Die Alten inzwischen ranzen sich so lange an, brüllen und fauchen und bollwerkern herum, bis jeder glücklich seine Quadratmeter Platz für sich hat. Was er damit will, wird binnen kurzem klar.

Denn um die Mitte des Juni beginnt der zweite Akt. Hurrah, die Weiber kommen. Truppweise erscheinen sie, alle höchst rundlich anzuschauen vermöge ihrer hoffnungsvollen Bürde, aber äußerst munter. Sie umschwimmen das Ufer, wehren die jungen Leute entrüstet ab, die sich in Sicht des Strandes mit verliebten Augen herumtreiben (denn noch denken sie an alles eher als an sinnliche Liebe) und scheinen nur ein Verlangen zu haben: nämlich den Altenherrenstrand einmal prüfend zu überschauen. Wenn irgend möglich, erklettern sie einzelne vorspringende Klippen, äugeln überall herum, stoßen besondere Lockrufe aus und lauschen, ob aus dem Revier der älteren Männer jemand antworte.

Dieses Benehmen ist unzweideutig. Die Weibchen suchen „ihren Mann". Sie wünschen, einen ganz bestimmten Mann

Digitized by Google

wiederzufinden: den Vater ihrer süßen Bürde, ihren „Ehemann“ vom Sommer vorher. An den alten Fleck nach langem freiem Schweifen zurückgekehrt, suchen sie individuell diesen Mann, um ihm gleichsam zu melden, daß es Zeit sei, die so lange lose verschleppte Ehe wieder aufzunehmen. Denn das Kind kommt und fordert beide Eltern wieder heran!

Vielfältig finden denn auch diese Wiederanknüpfungen statt. Dazwischen muß freilich auch hier und da neu gewählt werden. Eine gewisse Verwickelung liegt ja in dem Umstand, daß die Ehe hier nicht monogamisch, sondern polygamisch ist. Jeder Mannesbär wird von einer Anzahl Frauen begrüßt. Jeder hat aber nach dem Brauche aller polygamen Familienhäupter auch das Bedürfnis, noch ein paar neue Schöne für seinen Harem anzuwerben. Immer wieder macht ein Stärkerer dem Schwächeren seine Weiber streitig. Und derweil die beiden sich balgen, kommt ein dritter und wälzt sich das eine oder andere Weiblein aus beider Bereich zu sich herüber. Denn ob die Bärinnen auch im allgemeinen darauf sehen, den alten Beherrscher (der sich ja früher schon als „Starker“ bewährt hat!) wiederzubekommen, so halten sie sich doch still, wenn ein noch Stärkerer kommt, ungefähr so wie die Frau Maulwürfin. Besser ist eben noch besser.

Indessen, endlich regelt sich auch alle das. Jeder Mann hat sein Weibervolk beisammen und Ruhe senkt sich über den ganzen Stamm. Nur das junge Volk schwimmt noch lüstern draußen herum. Jetzt aber kommt ein großer dritter Akt.

Alle die guten Haremsfrauen kommen nämlich samt und sonders am zweiten oder dritten Tage nach ihrer Landung mit einem lustigen kleinen Seebärlein nieder.

Damit ist die Station Vier unserer Eheleiter klar gegeben. Gemeinsame Jungenpflege hält den Mann und seine Frauen jetzt für etwa vier Monate fest beisammen in „Ehe“.

Aber das Sinnreiche ist, daß diese Viermonatsehe gleichzeitig wieder das Fundament bildet für ihre Fortsetzung im

Digitized by Google

nächsten Jahr. Denn kaum sind ein paar Tage über der Niederkunft vergangen, so regt sich auch in den Weibern die Brunst, — die Liebe beider Geschlechter begegnet sich und ihr Gipfel ist die Zeugung eines neuen Familiensprößlings.

Mit ihm im Leibe trennt sich nach Ablauf der vier Monate die Ehefrau vom Ehemann.

Beide treiben sich jetzt unabhängig voneinander, als hätte nie eine Ehe existiert, im freien Weltmeer herum, bis nach vielen Monaten im Manne die neue Brunst, im Weibe das Nahen der Geburt sich meldet — und nun restituiert die Heimkehr zum alten Fleck die Ehe alsbald, als wäre nichts passiert!

Die Jungenpflege selbst ist rührend und treu über alle Maßen. In der Liebe dagegen giebt es natürlich auch hier noch allerlei Möglichkeiten. Die Begattung vollzieht sich (im Gegensatz zum Jungensäugen) bei diesen ungeschlachten Walzenleibern bequemer im Wasser und wird also gern auch dorthin verlegt. Das schafft aber wieder Gelegenheiten für erotische Diebe:. dem herumlungernden jungen Volk glückt es, die eine oder andere Ehefrau, wenn sie schon einmal sich auch im Wasser herumtreibt, abzufassen und nebenher zu lieben. Und diesmal hat sie, in Brunst wie sie jetzt ist, weniger, scheint es, dagegen, zumal wenn ihr echter Gebieter allmählich doch etwas sehr ins Patriarchenalter gerät.

Ganz an die Lachse erinnert dabei der Umstand, daß die Gesellschaft, Herren wie Damen, während dieses ganzen Badeaufenthaltes am Wochen- und Flirtstrande keinerlei Nahrung zu sich nimmt. Die Ehe ist hier freiwillig, was sie bei uns vielfach unfreiwillig ist: die reine Hungerkur. Man merkt eben, wie das freie Ozeanleben füttert: als die vollkommenen, schwimmenden Speckschwarten kommen diese schweren Walzen ins Eheland, genugsam verproviantiert, um ihre ganze Arbeit vier Monate lang auf andere Ziele zu richten als den faulen Bauch.

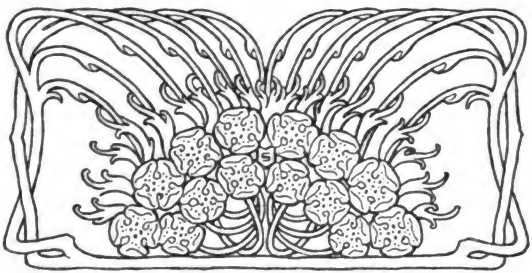
Überschaust du aber das groteske Bild in seiner Gesamtheit, so führt es dich, wie ich meine, geradezu packend mitten in

Digitized by Google

das Werden der Ehe hinein. Auf der einen Seite haſt du eigentlich noch Zeitehe, — eine Viermonatsehe, in die alle Liebe, Niederkunft und Jungenpflege fällt, und dann eine Achtmonatspauſe ohne Ehe. Auf der andern Seite haſt du aber das Raffinement, daß die Begattung durch den einen Mann und die Niederkunft von dieſer Begattung her ſamt Jungenerziehung ſich über je zwei ſolcher Eheperioden verteilen. Das in Verbindung mit dem peinlich genau gleichen Ort hat ganz ſelbſtverſtändlich auch hier ſchon zu einer Verknüpfung der Eheperioden geführt, die ſich im Wählen des gleichen Männchens (es iſt ja ſtets der echte Vater der erſt zu erziehenden Kinder!) offenbart. Damit aber iſt bereits das Prinzip der Dauerehe, der Lebensehe auch hier in das Ganze gebracht: die zeitlich getrennten Eheperioden verſchmelzen ſchließlich faktiſch zu einer einzigen, da ſie dieſelben Paare immer wieder vereinigen.

Das Beiſpiel würde wahrſcheinlich noch anſchaulicher, noch ſtraffer ſein, wenn ſich nicht etwas einmiſchte, was ich bisher aus der geraden Stufenlinie abſichtlich herausgelaſſen habe: nämlich die polygamiſche, vielweiberiſche Eheform. Mit ihr berühren wir ein bedeutendes Zweites.

Digitized by Google



Der Menſch, auf den wir zielen, kam nicht aus dem Vogel, ſondern aus dem Säugetier. Es braucht keines Wortes alſo, daß das Säugetier höher gipfelt als der Vogel. Trotzdem iſt unverkennbar, daß die große Maſſe der Säugetiere in der Ehefrage ſich nicht ſo ſcharf entſchieden hat wie der Vogel. Stufe Fünf iſt keineswegs hier regelmäßig erreicht worden, vielmehr ſiehſt du die Mehrzahl der vielgeſtaltigen Experimente im Maulwurfsſinne bei Vier oder mindeſtens nur an der Grenze von Vier und Fünf.

Die Zeitehe dominiert durchweg noch. Allerdings muß man ſagen, daß ſie ſtets auch eine ſichere Schwankung zeigt, beim geringſten Vorſchub in Dauerehe überzugehen. Wo der geringſte Zwang beſteht, daß dasſelbe Paar in der nächſten Brunſtzeit ſich zuerſt wieder begegnet, beſteht auch die größte Wahrſcheinlichkeit für Dauerehe. Sperrt man ein Paar in der Gefangenſchaft dauernd zuſammen, ſo iſt Dauerehe ganz im Sinne wie bei den Vögeln ſelbſtverſtändlich. Die niedlichen, kleinen, amerikaniſchen Affen rollen ſich da ineinander, genau wie die Inſeparables-Papageien. Aber auch im Freien können die beſten Drängprinzipien zur Wiederwahl: Seltenheit und individuelle Liebhaberei, ihre Rolle unmöglich verleugnen. Auf der Seltenheit mögen die Anzeichen von Dauerehe mit großer

Digitized by Google

Zärtlichkeit der Gatten beruhen, die man bei einzelnen Riesen der Säugerwelt, zum Beispiel dem Rinozeros, beobachtet hat.

Die individuelle Neigung (ästhetische Wahl) ist unverkennbar bei Hunden. Hundezüchter wissen ganz genau, daß eine Hündin durchaus nicht jedes beliebige Männchen annimmt, sondern ihren „Geschmack" hat. Dieser Geschmack als bleibende Sache muß in vielen Fällen unbedingt auch zu konstanten Wiederholungsehen, also zur Dauerehe führen. Ein weiblicher Pinscher, den Darwin erwähnt, liebte einen Wasserhund mit Leidenschaft, und als man die beiden gewaltsam trennte, ließ er keinen anderen Hund mehr heran und blieb im Cölibat. Eine Hirschhündin lebte mit vier Männchen zusammen, die alle gesunde Rasse waren. Sie bevorzugte aber einen und denselben Hund dabei immer wieder und brachte in drei Liebesperioden alle drei Mal nur von ihm Junge. Ähnliche Thatsachen sind von Pferden und Ochsen bekannt.

Gerade vom Orang Utan, der uns wegen seiner Menschennähe interessiert, berichtet ein Beobachter, daß er einem Männchen begegnet sei, das ein Weibchen mit einem größeren und einem ganz kleinen Jungen bei sich hatte. Unzweifelhaft waren hier mindestens zwei Brunst-Perioden zu einer Dauerehe verschmolzen.

Aber der Gegensatz zum Vogel ist doch unverkennbar da. Und man versteht gerade aus dem Seebärenfall heraus auch das Moment, das beim Säuger die Dauerehe hintertreiben konnte, wenn nicht besondere Maßregeln (wie beim Seebär die strenge Wiederkehr beider Parteien an den gleichen Ort!) zu ihrem Schutz getroffen waren. Es lag in der vielfach endlos gedehnten Schwangerschaft. Die Länge dieser Schwangerschaft scheint im Verhältnis zur Größe zu stehen. Je riesiger das Säugetier, desto mehr Monate, — bis zu den zwanzig Monaten des Elefanten. Eine besondere Schutzbedürftigkeit des Weibchens in dieser Zeit besteht durchweg nicht. Es fehlt also über weite Spannen weg dem Paar die gemeinsame Arbeit. Wie nahe

Digitized by Google

liegt es, daß sie sich darin verlieren und daß die neue Ehenotwendigkeit zugleich die Notwendigkeit einer Neuwahl bedingt!

Indessen gerade hier mischt sich, wie mir scheint, ein Zweites schon zwingend mit ein, das überhaupt die ganze Ehefrage in der interessantesten Weise verschiebt.

Rekapitulieren wir einen Augenblick.

Die Linie bis hierher würde, falls sie allein gilt, beweisen: daß der Mensch aus einer Tierwelt hervorging, die teils die Dauerehe schon als feste Institution eingeführt hatte, teils mindestens sich auf der äußersten Schwebe hielt, wo die Zeitehe durch den geringsten Vorschub in Dauerehe übergehen mußte.

Wenn wir sehen, was aus dem Menschen geworden ist, so müssen wir ihm entschieden auch für seinen Urzustand eine ganze Anzahl Eigenschaften zuschreiben, die im Sinne jener Tierverhältnisse zunächst alle nur den Übergang zur Dauerehe auch bei ihm begünstigen konnten. Seinen Rhythmotropismus, der zu individuell-ästhetischer Wahl führte, und seine altruistischen Anlagen werden wir gewiß nicht unter den Vogel herabdenken wollen. Seine Höhle, sein Herd, sein Werkzeugbesitz machten ihn zum ausgesprochensten Nesttier im Vogelsinne, mit schärfster Lokalisierung im Seebärensinne. Ja es erscheint schlechterdings undenkbar, daß er nicht von Anfang an mit vollen Segeln in die feste Individualehe und Dauerehe hineingesteuert sein sollte, wenn bei ihm noch gar die Verzettelung der Brunstperioden, die das Säugetier hemmt, ganz fortfiel und die Liebe sich so zu sagen in Permanenz erklärte, so lange die Reifejahre an-

Digitized by Google

hielten, — Mann und Frau immerfort neu kettend durch das mächtigste Band mit nur geringfügigen Unterbrechungen, noch ganz abgesehen von der gemeinsamen Kinderpflege.

Unwillkürlich fühlt man einen Augenblick das Bedürfnis, die große Liebesbibel hinzulegen und über ihre Seiten hinweg jetzt zu träumen, wie denn überhaupt irgend ein denkender Mensch vor solcher Durchsichtigkeit der Linien auf die Idee kommen konnte, das Liebeskapitel Menschheit habe nicht mit der Ehe in diesem schlichten Normalsinne angefangen?

Jene zoologischen Thatsachen liegen allerdings nicht gerade auf der Straße. Und es ist zuzugeben, daß eine ganze Anzahl Leute bis heute über die Urfragen der Ehe Bücher geschrieben haben, ohne sich jemals mit ihnen auseinanderzusetzen. Aber schließlich ist alle Zoologie hier doch nur Unterbau für etwas, was auch so schon aus allen Menschendingen von heute zunächst als das Selbstverständliche zu entspringen scheint.

Unsere Kulturbetrachtung ging jederzeit aus von der Ehe, die Ehe war oben im Mittelpunkt, — wie sollte sie nicht der Wahrscheinlichkeit nach doch auch schon unten dagewesen sein. Der ganze ältere Standpunkt ist hier, er, den eben bloß Darwins Idee von der Entwickelung des Menschen selber erzittern machen konnte. Nun giebt gerade diese Idee uns aber wieder die zoologischen Details, wonach die Ehe schon im Tier unterhalb des Menschen wirklich existiert, — man sollte meinen, jetzt sei alles klar.

Wir gehen aber zu dem gleichen Tier noch einmal und es lehrt uns noch etwas.

Jene hübsche gerade Linie der Eheentwickelung wird beim Tier allenthalben gekreuzt durch eine zweite Entwickelungslinie, die für sich ebenfalls eine ganz urgewaltige, unwiderstehliche Macht hat.

Digitized by Google

Es giebt keinen brauchbareren Ausdruck dafür als das Wort „sozial".

Doch verstehen wir ihn recht.

Die Ehe selber ist ja schon eine soziale That. Sie verknüpft zwei oder gar schon mehr Individuen zu einer höheren Gemeinschaft. Seit alters giebt es Leute genug, die gemeint haben, aller soziale Verband auf Erden sei nur eine Ausgestaltung dieser Ehegemeinschaft. Die Familie ist die „Urzelle" der Gesellschaft, sagt ein hübsches Wort. Aber laß es uns auch hier machen, wie es in der Bibel heißt, und zu den Gemsen auf ihren Höhen und den Kaninchen in ihren Gruben gehen. Die Praxis, die da geübt wird, ist doch noch etwas älter und ehrwürdiger als menschliche Doktrin.

Wenn der Maulwurf das absolute Musterbeispiel unterhalb des Menschen wäre, so hättest du allerdings alle Anfänge des Sozialen ausschließlich in der Ehe. Sie allein verknüpft ein paar Tiere miteinander, — auch das ja noch recht mangelhaft, denn es geschieht ja nur zeitweise. Ist die „Ehe auf Wiederruf", die „Zeitehe" wieder herum, so leben Maulwurf und Maulwürfin jedes für sich als borstige Stirnerianer. Willst du sie in Gedanken zur Genossenschaft, zur Gesellschaft dir erziehen, so mußt du dir allerdings vorstellen, sie träten zunächst von der Zeitehe über zur Dauerehe, dann bliebe auch noch ein Dauerband zwischen Alten und Jungen und so gestaltete sich schließlich eine patriarchalische Überfamilie, ein Stamm, ein Geschlecht heraus, dessen inneres Band die Blutsverwandtschaft wäre. Viele solcher Familiengenossenschaften möchten dann sich wieder zum Volk, zum Staat zusammenthun und so erhieltest du endlich die sozial geordnete Welt der Maulwürfe.

Aber der Maulwurf ist im Volk seiner Mitsäugetiere nicht das Beispiel, sondern die Ausnahme hinsichtlich seiner individualistischen Wirtschaftsform außerhalb der Ehe. Eine ungeheure Fülle von Säugetieren hat das Soziale gerade erst

Digitized by Google

recht außerhalb der Ehe erfunden, und zwar gerade weil die Ehe noch nicht feste Dauerehe war.

Die Ehe ist abgesehen von ihrem Zeugungszweck eine Schutzgenossenschaft, die zwei Tiere eingehen. Nun hört sie eines Tages auf. Männlein wie Weiblein steht wieder für sich. Monate lang, einen großen Teil vielleicht des Jahres lang. Denke an die acht Monate ehelosen Interregnums der Seebären. Warum nicht auch in dieser Zeit gewisse Anläufe zu Schutzgenossenschaften? Für sie gilt natürlich nicht das Doppelprinzip: Mann und Weib. Es können ein Dutzend oder mehr Weiber zueinanderhalten zum gegenseitigen Schutzzweck; oder ein Haufen Männer. Gleich diese erste Stufe des außerehelichen Sozialversuchs hast du aber wirklich in reicher Auswahl bei allerlei Tieren.

Der alte Fechner hat einmal ein niedliches Gedicht gemacht. Ein Mäuslein hat vom Himmel gehört, wo es ein Schlaraffenleben als Engel geben soll. Nun gerät es von ungefähr auf die kalte Esse des Küchenherdes und blickt empor. Es glaubt den Himmel zu sehen. Denn da oben hängen im Rauchfang ungezählte Speckseiten, umkreist von geflügelten Mauseengeln: Fledermäusen.

Wenn der Maulwurf aus seinem finstern Loch fahren und sich ins Blau hinaufschwingen könnte: die Fledermaus wäre er. Diese Fledermaus aber besitzt schon jene bewußte Sozialvereinigung außerhalb der Ehe in schönstem Beispiel.

Die Ehe der lustigen Flatterer steht an sich noch sehr tief. Kaum daß sie über das Spinnenstadium hinausgediehen ist. Eine kurze Zeit des Liebesspiels, halsbrecherische Jagden in der Luft, Umklammern und Kitzeln und Necken und Herab-

Digitized by Google

kollern, — endlich ist die Begattung vollzogen, bei der Mann und Weib sich in ihre Flughäute wickeln wie in ein gemeinsames Laken. Aber zugleich ist die Zeitehe auch schon um. Die Männchen flattern davon und suchen sich fernab ihr Revier, wo sie sich nach der Liebe Arbeit und Kasteiung wieder ihre runden Bäuchlein am ewig gedeckten Tisch der Insektenwelt mästen. Sie verharren also im Stadium Maulwurf, bloß noch etwas früher und freier, als Stirnerianer jedem Kommunismus abhold. Anders aber die Weiber.

Vom Tag des Ehewiederrufs an thun sie sich in großen Scharen zu einem eigenen Sozialverband zusammen. Gemeinsam bewohnen diese Weiberhorden bestimmte Baumhöhlen oder Gesteinsspalten. Unerbittlich wird der Mann, der doch noch in ein solches Frauenspittel eindringen will, herausgebissen. Erst in diesem Frauengemach kommt die schwangere Ex-Gattin auch nach etwa anderthalb Monaten nieder. Es ist keine ganz leichte Prozedur. Während sonst die Fledermaus, wenn sie daheim ist, sich mit den freien Hinterbeinen an die Decke klammert und den Leib nach unten hängen läßt, die Flügel eingeklappt wie ein Regenschirm, macht die Schwangere es jetzt just umgekehrt. Sie hakt die Daumenkrallen, die jederseits ja wie ein Griff aus dem Regenschirm stehen, an der Decke an und krümmt unten den Schwanz mit seinem Stück Flughaut wie ein Becken, etwa wie ein vorspringendes Weihwasserkesselchen, unter den abwärts hängenden Bauch. Dahinein fängt sie, gebärend, das Junge auf, dem sie unvorzüglich die Nabelschnur durchbeißt, worauf es sich der Mutter mit seinen Krällchen an den Wollbauch häkelt und die Milchdrüsen sucht. Noch schwerer hat es die Sorte Flatterer, die den Schwanz ohne rechtes Separatsegelchen frei herausstehen hat: bei ihr geschieht das Wunder, daß sich das Kleine so zu sagen während seines Geborenwerdens schon mit dem Mäulchen in ein warzenartiges Anhängsel am Damm der Mutter einbeißt, um nicht köpflings in die Tiefe zu schießen; erst von da klettert es dann mit

Digitized by Google

wachsender Kraft zu den echten Brustzitzen hinauf. Lange Wochen wird beim abendlichen Fluge jetzt das Kindlein am Busen mitgeschleppt, bis es sich endlich probeweise und unter sorgsamer Leitung der Mutter einmal löst und ein Stückchen nebenher flattert. In dieser ganzen Zeit aber spielt der Mann absolut keine Hülfsrolle mehr, und alles, was er etwa noch sein könnte, ersetzt der Frauenverband. Es ist, als wenn bei uns alle Frauen sofort nach der Hochzeit ins Kloster gingen.

Nun spinne an dem Wort Kloster aber dir den Faden wieder gedanklich weiter.

Ein Frauenkloster, — warum nicht auch ein Männerkloster? Warum sollen sich die wieder ledigen Männer nicht nach der Zeitehe ebenfalls zu einer unerotischen Schutzgenossenschaft vereinigen? Da hättest du also zwei Sozialverbände außerhalb der Ehe, ja ihr so zu sagen zum Trotz; hier die liebesreifen, aber nichtbrünstigen Männer als Genossenschaft, — dort die liebesreifen, nichtbrünstigen Frauen sammt allen Kindern vom Säugling bis zum noch nicht liebesreifen Jungen und Mädchen als ebenso geschlossene Genossenschaft.

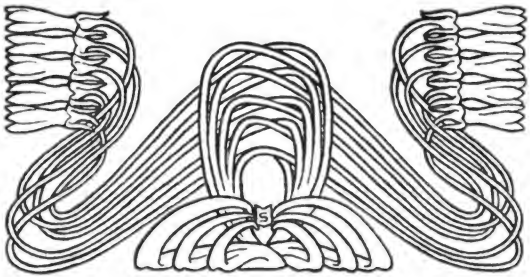
Denkst du aber an ein Kloster, so kommt dir auch leicht das Wort hinzu: Abt und Äbtissin. Bei dem Weiberverband ergiebt sich ganz von selbst eine gewisse Leitung innerhalb der Gruppe: die Mütter leiten die Kinder. Aber auch diese Mütter sind verschieden alt. Und dasselbe trifft dort die Männer der anderen Gesellschaft. Beim Tier, wie beim Menschen, heißt älter im Allgemeinen stets auch klüger. Wären die Tiere bloß eine blind losfunktionierende Instinktmaschine, so gäbe es ja bei ihnen kein Lernen und die Jahre wären belanglos. In Wahrheit lernt das Tier enorm viel. Ein älteres ist ganz durchweg auch ein erfahreneres Tier. Es wird sich also von selbst machen ohne Magie, daß in jedem Trupp von den reifen Tieren noch wieder das älteste eben als das erfahrenste eine gewisse oberste Leitung übernimmt. Natürlich muß „alt“ noch zusammenfallen mit „auf der Höhe der Kraft,“ nicht mit

Digitized by Google

Greisenvertrottelung. Auch wird das Genie, das beim Tier so gut vorkommt wie bei uns, seine Rolle in die einfache Anciennitätsliste hinein nicht verleugnen. Fazit aber ist auf alle Fälle: das Männerkloster erhält schließlich einen Abt, das Weiberstift eine Äbtissin.

Gehen wir auch für diese Stufen vom Bildlichen gleich zum Beispiel. Wir geraten damit auf die sozial lehrreichste Gruppe der ganzen Säugetiere: die Wiederkäuer. Diese Tiere lehren dich über das Eindringen sozialer Separatdinge in jene sonst so schön geschlossene Eheentwickelungslinie thatsächlich mehr, als der phantasievollste Professor der Nationalökonomie auf seinem Katheder sich ausklügeln kann.

Digitized by Google



Die Gruppe der Wiederkäuer ist eine, in jeder Hinsicht hochinteressante.

Als Ganzes stellt sie eine der glänzendsten Anpassungen der Säugerwelt dar. Erinnere dich an das zierliche Füßchen eines Rehes, an ein Bocksbein, wie es vom Wiederkäuer übertragen dem Pan angedichtet ist, an einen leckeren Kalbsfuß. Immer hast du die gespaltene Zehe in der einfachen Zweizahl, den Doppelhuf. Ursprünglich hatten alle Säuger fünf gute Zehen an jedem Fuß, wie sie das Schnabeltier und der Maulwurf haben und du selber sie noch hast. Das Huftier, die größte Anpassung ans Laufen im Gegensatz zum Graben, Springen, Schwimmen, Fliegen oder Klettern, schaffte von diesen fünf Zehen dann, je nachdem, ein paar ab zur Vereinheitlichung und Spitzung des Fußes: das Pferd alle bis auf die Mittelzehe, der Paarhufer alle bis auf diese und die nächste gegen die kleine Zehe hin. Das Pferd war der Gipfel der Anpassung an den Galopp auf festem Wiesenplan. Der Paarhufer umgekehrt zielte auf weichen Waldboden bei breiterem, behaglicherem Trotten. Auf dieses letztere Ziel lenkten das Schwein und sein noch dickerer Nebenast, das Nilpferd, — den Sieg aber errangen Schaf und Ochs und Hirsch, Antilope und Giraffe, Kameel und Moschustier: die Wiederkäuer.

Digitized by Google

Wo immer die Erde ein grüner, pflanzenfroher Planet war, da wuchs und mehrte sich dieses Geschlecht ins Ungemessene. Und mit seinem Glück und Wachstum kamen die wunderbarsten Exempel sozialer Verbände in die Welt. Denn diesen großen Grasfressern war über alles wichtig die Geselligkeit. Diesem ihrem allgemeinen Drange that aber die Ehe lange nicht Genüge.

Auch die Wiederkäuer führen ein Doppelleben aus kurzer Zeitehe und langem Zwischenraum. In der einfachsten Form regelt sich das genau wie bei den Fledermäusen: die Männer streifen in der Nichtbrunftzeit regellos als mürrische, egoistische Einsiedler umher, — die Weiber aber mit ihren Jungen bilden große Genossenschaften.

Das Klosterhafte schwindet zwar im äußeren Bilde, da es für dieses Volk so vieler Riesen keine Verstecke im Sinn von Genossenschaftshäusern zu geben pflegt. Was klosterhaft hier zusammenhält, das erscheint auf offener Weide in langer Prozession: als „Herde".

Auf den kalten Grasebenen des Hochlandes von Tibet findest du so den Yak, den großen wilden Ochsen mit dem wallenden Haartalar, der bis zum Boden schleift. Hier weiden ganz abgetrennt für sich die einzelnen alten Stiere, Griesgrame, die nach niemand fragen. Dort aber bebt die Erde vom Traben einer ungeheueren Prozession: hunderte, ja tausende von Kühen mit Kälbern und schon stattlichen jungen Tieren ziehen daher, einträchtig, bei jeder Gefahr und jeder Rast sich eng aneinander drängend.

Und ein weiteres Bild. Statt Tibet die Gebirge Spaniens. Auch dort haust ein prachtvolles Wild: der Steinbock.

Nur wenig über einen Monat währt auch bei denen die Ehe im Jahr. Den ganzen Rest leben Mann und Frau getrennt. Keines von beiden aber verzichtet in diesem langen Interregnum auf Geselligkeit und sozialen Schutz. Du kletterst ins rauhe spanische Hochland, etwa in die Sierra de Gredos, bis zu über 2500 Meter Höhe. Und du scheuchst Herden der

Digitized by Google

Steinböcke auf. Hier eine von über hundert Stück: sämtlich Böcke. Sie sind wetterfest, turnen ins wildeste Schneegebiet hinauf. Etwas tiefer — und du stößt auf eine zweite Herde, nicht viel kleiner: diesmal sind's aber ausgespart lauter Ziegen, lauter Weiber.

Der Männerklub ist verwegener als das Weiberkränzchen, Vorteile vom Sozialleben haben sie aber beide. Und zwar besteht der größte für Bruderschaft und Frauenverband darin, daß jede Schaar an ihrer Spitze ein „Leittier" hat. Es ist das schlaueste Tier der Herde. Bei den Böcken ist's ganz naturgemäß ein alter, grundverschlagener Bock. Bei den Ziegen ist es die ehrwürdigste, alterprobteste Geis. Unbegrenzt ist besonders bei den ängstlichen Ziegen das Vertrauen der ganzen Genossenschaft auf diese Verstandespräsidentin. Das Leittier geht stets der Genossenschaft voran, äugt, wittert, probt den Boden, giebt Signale, bald ermunternde, bald warnende als grellen Pfiff, kurz erweist sich als unschätzbare Hilfe. Wo es allein nicht langt, werden auch wohl mehrere andere Genossen noch nach verschiedenen Richtungen als Wachen ausgestellt. Immer aber schlingt sich ein Band der Sicherheit, der Ruhe auf Grund dieser Dinge um das ganze Volk: das Einzelauge, Einzelgehör hat sich erhoben zum Gesellschaftsauge, Gesellschaftsohr. Und das alles ohne Eros, ja ausgesprochen für die Zeit des Verzichts auf ihn, — für die Zeit, da Mann und Weib sich fremd sind, als handle es sich um verschiedene, feindliche Arten.

Im Großen und Ganzen ist, wie erklärlich, das Bedürfnis nach solchen Verbänden immer größer bei den Weibern. Bei einer ganzen Menge von Wiederkäuern ist die Männerherde nur ganz lose oder gar nicht konstituirt, die Frauen dagegen haben Trupp und Äbtissin. So ist es bei unserer lieben deutschen Antilope, der Gemse. Bald streifen hier die Böcke in der Nichtbrunstzeit ganz allein, bald wieder einmal zu zweien oder dreien, aber stets in ganz zwanglosem Bund. Die Geisen dagegen mit ihrem Nachwuchs bilden regelrechte Rudel von

Digitized by Google

dreißig und vierzig Stück, und dieses Rudel leitet auch hier eine Altersspräsidentin, eine besonders erfahrene Geis. Der Bock kann sich eben auch allein helfen, die Weiber aber drängen sich zusammen im Gefühl der Schutzlosigkeit jedes Einzeltiers. Wie nah liegt aber dann von dieser Stufe aus abermals eine höhere!

Warum soll nicht auch außerhalb der Ehezeit der Versuch gemacht werden, für die Allgemeinheit der weiblichen Herde einen starken Mann oder einige Männer zu gewinnen, die rein zu Leit- und Schutzzwecken mitgehen ohne jede erotische Zuthat? Etwa im Sinne, wie wenn ein Frauenkloster sich einen Gewappneten wirbt, der bei Nacht das Haus verteidigt, oder einen Rechtsanwalt, der seine Prozesse führt? Wobei dann der letzte Schritt noch wieder nahe genug kommt: daß nämlich einfach die Männer und die Weiber nicht als Ehe, sondern als außereheliche Genossenschaft sich herdenweise zusammenthun und dann im Ganzen das älteste Männchen als Leittier an die Spitze wählen.

Klettere in die Berge von Corsika und du findest bei dem schönen Wildschaf dort, dem Mufflon, den letzteren Brauch in alter Kraft. Zu fünfzig und hundert Stück bilden Widder und Schafe den außerehelichen Trupp, an der Spitze aber geht ein bewährtes altes Männchen.

Reine Weibergenossenschaften mit einem einzelnen alten Herrn als Führer hast du dagegen in geradezu massenhaften Beispielen. So kommen die Lamas an in der Kordillere Südamerikas und viele andere. Hier brauchst du auch nicht bei den Wiederkäuern zu bleiben. So leben die Pavianaffen. Nur daß du hier gerade eine kleine Schwenkung erst zur Reserve vornehmen mußt.

Du gerätst nämlich doch hier auf eine Kreuzungsstelle des Soziallebens außerhalb der Ehe und der Ehe selbst, die das Bild verschiebt.

Digitized by Google

Du hast bis hierher eine neue Kette erlebt: Sozialverbände in der Nichtbrunstzeit, die mit Erotik zunächst gar nichts zu thun hatten. Nun fragt sich: wie stellen diese Verbände sich aber zu der Brunstzeit mit ihrem Ehebedürfniß, wenn diese eintritt?

Die erste Antwort scheint ganz einfach. Die Brunstzeit löst eben alle größeren Verbände zu Gunsten einer neuen Schutzgenossenschaft von zwei und zwei auf. Wo die Männer getrennt lebten und die Weiber in Genossenschaft, da erscheinen zur Brunstzeit die Männer bei der Weiberherde. Es wird gewählt, vielleicht noch etwas in Rivalitätsfragen gefochten, schließlich aber zieht jeder einzelne Mann mit einer einzelnen Frau ab und gründet mit ihr auf kürzere oder längere Zeit die Ehe. Und erst wenn die Ehen wieder aus sind, läuft die Genossenschaft der Frauen wieder zusammen.

Genau so geht's da, wo auch die Männer ihr außerehelicheS Kloster bilden. Kloster kommt zu Kloster und beide lösen sich aneinander auf, wie in den Zeiten der Reformation, indem Paar um Paar zur Ehe ausscheidet.

Endlich in der schon so wie so gemischten Genossenschaft heißt es einfach, wie beim Tanzen: Ordnung zur Polonaise, — Paar tritt zu Paar und fliegt endlich losgelöst vom Ganzen, aber eng verschlungen zum Einzeltanz dahin.

Ein ganz famoses Beispiel dieses logischen Verlaufs bietet dann auch in der zoologischen Wirklichkeit der nordamerikanische Bisonbüffel.

Du kennst das schwarzwollige Ungetüm mit den glühenden Augen, das unsere Tiergärten noch hegen, während seine heimische Prärie auf dem Punkt steht, es endgültig durch Ausrottung zu verlieren. Im außerehelichen Stande leben diese Riesen in kleinen Trupps, von denen die einen stets sehr streng aus Ochsen, die andern aus Kühen mit Milchkälbern bestehen. Es ist allerdings eine kleine Variante gegen die Mischgenossenschaft im Mufflonsinne hin dabei schon Brauch: diese Einzeltrupps

Digitized by Google

pflegen nämlich durch nahes Beieinanderweiden gewissermaßen doch wieder lose größere Verbände gemeinsam zu bilden, etwa wie wenn verschiedene Bruderschaften und Schwesterschaften miteinander in einer einzigen großen Prozession ziehen. Doch das ist hier nicht von Belang.

Nun naht aber die Brunst und alles ordnet sich genau in jenem logischen Sinne. Im Hochsommer kommen die Stiere an die Kühe heran. Eine individuelle Wahl findet statt. Je ein Stier einigt sich mit je einer Kuh. Wo mehrere Bewerber für dieselbe Kuh da sind, giebt es wilden Zweikampf, bei dem die plumpen Wollköpfe gegeneinander rennen wie die Eisenritter im Turnier. Aber auch das geht vorüber und schließlich trollt jedes Paar vergnügt für sich ab. Streng monogamisch löst sich hier in der That also die Ehe aus dem allgemeinen Sozialverband. Und erst wenn sie vorüber ist, schließt sich dieser Sozialverband wieder. So geht es Jahr aus, Jahr ein in voller Eintracht, ohne jeglichen Konflikt der beiden Linien.

Indessen: diese ganz einfache Regelung der Dinge wird doch sehr leicht eine Trübung erfahren können, so wie wir die Dinge praktisch noch etwas schärfer besehen.

Denke dich in den Fall, wo die Männchen einzeln schweifen und die Weiber in kleinen Trupps. Ein starkes Männchen dieser Art stößt auf einen Weibertrupp. Es hat keine Konkurrenz. Seine Kräfte reichen für mehrere Weiber. Die Weiber sind willig. Weshalb soll der Herr sich bloß eine Dame aus der Reihe wählen und nicht den ganzen Trupp? Er stellt sich einfach an ihre Spitze für die Brunstzeit und verwandelt die Weibergenossenschaft in eine — polygamische Ehe!

Dieser Fall kann sich auch herausregeln, wenn ein kleiner Trupp Männer in der Brunst zu einem großen Trupp Weiber

Digitized by Google

stößt. Die paar Männer teilen sich in die Weiber, jeder bekommt so viele, wie ihn mögen und er verteidigen kann.

Die denkbar sicherste Linie hierher aber muß jener Brauch ergeben, wo ein starker Mann schon in der Nichtbrunstzeit einen Weibertrupp anführt. Hier ist gar keine Unterbrechung nötig: der männliche Führer, der in die Brunst kommt, macht einfach die Weiberschar, die sich zu ihm gefunden hat, zu seiner Kollektivfrau.

Die polygamische Ehe ist hier überall ein Produkt der außerehelichen Sozialgliederung, — am schärfsten im letzten Falle, wo sie einfach mit dieser verschwimmt. In der Polygamie siehst du hier zum erstenmal den Einfluß der Sozialverbände jenseits der Ehe in diese Ehe hinein.

Und auch diesen Weg kannst du noch mit den sinnfälligsten Beispielen belegen, ja sie sind weitaus reichlicher als die einfachen Bisonfälle. Unsere Seebären waren ja schon ein polygamisches Exempel. Die meisten Wiederkäuergeschichten aber laufen auf die gleiche Melodie.

Wenn die Brunst sie packt, so erscheinen die einsiedlerischen Gemsböcke plötzlich bei den Trupps der Geisen. Um den Besitz eines solchen Trupps, nicht einer Einzelgeis, geht der Wunsch des Bockes und geht, wenn zwei Böcke sich vor dem gleichen Trupp begegnen, der erbitterte Kampf. Der Sieger zieht mit dem ganzen Trupp ab.

Bei den Mufflons zerfällt mit der Brunst die große, doppelgeschlechtige Schar in so viel kleinere Trupps, als erwachsene Widder da sind; jeder reserviert sich sein Teil Schafe, wobei der bisherige Leitwidder der ganzen Genossenschaft jedenfalls den Löwenanteil sich erzwingt.

Bei den Guanakos (Lamas) sorgt der Leithengst immer dafür, daß die jung anwachsenden männlichen Tiere in seiner Herde verjagt werden, sobald sie mannbar werden, — ein deutlicher Beweis, daß er die Weiberschar, die er leitet, nicht bloß sozial, sondern ehelich, mit der Eifersucht des Ehemanns, auffaßt.

Digitized by Google

Bei den Vikunjas, einer anderen Lama-Art, erobert das Männchen sich in der Brunstzeit sein Rudel, bleibt aber dann treuer und umsichtiger Leiter auch über diese Zeit hinaus: polygamische Ehe und Weibergenossenschaft mit einem männlichen Leittier ist hier und in vielen ähnlichen Fällen überhaupt nicht mehr klar auseinander zu halten.

Als Schlußbild mag der Affe gelten. Brehm soll hier reden, weil jede Umschreibung die Kraft der prachtvollen Stelle schwächte. „Das stärkste und älteste, also befähigste männliche Mitglied der Herde schwingt sich zum Zugführer oder Leitaffen auf. Diese Würde wird ihm nicht durch das allgemeine Stimmrecht übertragen, sondern erst nach sehr hartnäckigem Kampfe und Streite mit anderen Bewerbern, d. h. mit sämtlichen übrigen alten Männchen, zuerteilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone: in seinen Zähnen liegt Weisheit. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schwächere Geschlecht übt er nicht: im Sturme erringt er der Minne Sold. Das jus primae noctis gilt ihm heute noch. Er wird Stammvater eines Volkes, und sein Geschlecht mehrt sich gleich dem Abrahams, Isaaks und Jakobs wie der Sand am Meere. Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgend welchem Grünschnabel hingeben. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist streng; er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Auch die Äffinnen, welche sich oder besser ihn vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust, daß ihnen der Umgang mit anderen Helden der Bande gewiß verleidet wird; der betreffende Affenjüngling, welcher die Haremsgesetze des auf sein Recht stolzen Sultans verletzt, kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht diesen furchtbar. Es ist auch thöricht von einer Äffin, solche Eifersucht heraufzubeschwören;

Digitized by Google

denn der Leitaffe ist Manns genug für sämtliche Äffinnen seiner Herde. Wird diese zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark genug gewordenen Mitbruders ein Teil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft in der Leitung der Herde und in der Liebe. Kampf findet immer statt, wo mehrere nach gleichem Ziele streben; bei den Affen vergeht aber sicher kein Tag ohne Streit und Zank. Man braucht eine Herde nur kurze Zeit zu beobachten und wird gewiß bald den Streit in ihrer Mitte und seine wahre Ursache kennen lernen. Im übrigen übt der Leitaffe sein Amt mit Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm Sicherheit und Selbständigkeit, welche seinen Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß selbst die Äffinnen sich bemühen, ihm die höchste Gunst, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu teil werden zu lassen. Sie beeifern sich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstande eines Paschas gefallen, welchem eine Lieblingssklavin die Füße kraut. Dafür sorgt auch er treulich für die Sicherheit seiner Bande und ist deshalb in beständiger Unruhe. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr."

Dieser Umschlag der Einweiberei in Vielweiberei ist aber wieder nur ein einzelnes strammes Exempel der gegenseitigen Durchkreuzung von Ehe und außerehelichem Sozialleben. Es giebt noch mehr. Und zwar giebt es weitere Züge, in denen, wie hier, die Ehe leise Wandlungen, Verschiebungen erfährt

Digitized by Google

durch das Soziale; wieder noch weitere aber auch, in denen dieses Soziale in gewisse Konflikte und Nötigungen gerät umgekehrt durch Einmischung der Ehe.

Bleibe doch gleich bei der letzten, schönen Historie vom Affen. Hier siehst du vollkommen deutlich schon angedeutet, wie das Verhältnis vom Leittier zur Herde noch über die einfache, polygamische Ehe hinausführt, — bis an eine Grenze wo die Ehe überhaupt wieder anfängt zu schwimmen.

In der Herde hast du Männer und Weiber. Über beiden und ihren Beziehungen aber steht der Leitmann, der Anführer noch einmal als ein besonderer Mann, eine Art „Übermann", der alle Beziehungen dort nur duldet, soweit sie ihm nicht in die Quere kommen, der dabei für sich aber das Recht auf alle Weiber des Stammes zusammen noch wieder separat besitzt. Laß in der Gruppe Ehen sein, wie sie wollen und so viele wie wollen, monogamische oder polygamische, zeitliche oder lebenslängliche: der Häuptling umgreift sie noch einmal alle mit einem höheren Kollektivrecht, er lebt für sein Teil mit der gesamten weiblichen Partei des Stammes in einer Kollektivehe, die als Oberehe alle jene Verbände in sich faßt und, je nach Bedarf, für die persönlichen Liebeswünsche des Herrn Anführers ausschaltet.

In diesem Prinzip liegt nicht mehr bloß eine Erweiterung des Ehebegriffs: es liegt schon ein Anlauf darin zu einer Auflösung dieses Begriffs in verwickeltere soziale Uberordnungen hinein. Es tritt ein Besitzrecht auf das Weib auf, das sich nicht mehr mit der Ehe einfach deckt.

Dieses Wörtlein „Besitz" ist ja wieder für sich ein sehr interessantes in der ganzen Geschichte.

Der Besitzbegriff in der Ehe ist im Tierreich offenbar genau so alt wie jene beiden Begriffe „Seltenheitswert" und „Liebhaberwert". Wo das andere Geschlecht überhaupt selten war,

Digitized by Google

also schon ein Glücksfall vorlag, wenn eine ergänzende Liebeshälfte gefunden wurde, — oder wo eine individuelle Wahl aus Schönheitsgründen, Stärkegründen und so weiter ein ganz bestimmtes andergeschlechtiges Individuum ausgelesen hatte aus vielen als das erwünschteste, — — überall da mußte, wie einerseits die Dauerehe, so andererseits streng parallel dazu der Besitzbegriff sich ausbilden. Heisa, das Tier hatte endlich einen Mann oder ein Weib, je nachdem. Es hatte gar gerade den oder die, die ihm die allerliebsten dünkten. Jetzt galt's aber auch diese Errungenschaft verteidigen wie ein Rasender. Die ganze Eifersucht bäumte auf, diese wahre Stichflamme der Erotik.

Daß das höhere Tier an und für sich schon sehr ausgeprägte Besitzvorstellungen hat, kann dich jeder Hund lehren, der seinen Knochen verteidigt.

In der Ehe war aber in diesem Besitzverhältnis eins zunächst gar nicht bindend gegeben: daß gerade der Mann nämlich ausgesprochen die Frau als seinen Besitz ansah. Das ursprünglich Logische war zweifellos ein gegenseitiges Besitzverhältnis. Das entsprach der Arbeitsteilung von genau Halb und Halb, — der Arbeitsteilung im Ehebund von zwei an und für sich vollkommen gleichwertigen Individuen. In der Maulwurfsgeschichte hast du sehr hübsch verteilt: der Mann schätzt das Weib um seiner Seltenheit willen, — weil er überhaupt eins hat; das Weib umgekehrt schätzt ihn um des Liebhaberwertes willen, als den „Stärksten" in der Männerkonkurrenz, — also als ihr „Ideal". In die Ehepflichten aber teilen sich beide.

Immerhin hast du aber auch hier schon ein Hinneigen dazu, daß der Mann eben als der physisch Stärkere die Frau mehr „besitzt" als diese ihn. Sie will den stärksten Mann, aber nun hat sie eben auch einen, der nötigen Falles viel stärker ist als sie und sie auch da zwingen könnte, wo sie nicht will.

Digitized by Google

In den verwickelten Linien, wie die Ehe im Tierreich herankommt, mußte sich ähnlich die reine Logik vielfältig verschieben zu einer gewissen Ungleichheit der eigentlichen Macht zum Besitz.

Auch da aber ist nun wieder sehr evident, daß in vielen Fällen diese überwiegende Seite zunächst gar nicht ohne weiteres beim Manne zu sein brauchte. Die Frau, das „Weibchen", erscheint in den Eheanfängen vielfach als die stärkere, als die eigentliche Arbeiterin, und zwar das nicht im Sklavensinn, sondern gerade im edeln, freien Kraftsinne.

Das Weibchen hat von Anfang an in der rein körperlichen Liebesteilung schon die umfassendere Kinderfabrik unter sich. Es hat in der Mehrzahl der Fälle auch die weitere Kindersorge in erster Linie in seiner Hand. Es hat so zu sagen die ehelichen Hosen zunächst an, was sich schon äußerlich in seinem gröberen, mehr auf Schutzzwecke gerichteten Arbeitskleide andeutet, — denke an die Paradiesvogelgeschichte.

Das Männchen umgekehrt erscheint in zahlreichen Fällen viel mehr wie das bunte Dekorationsstück der Liebe. Es paradiert in strahlenden Farben und wallenden Schweifen, es tanzt und singt und treibt alle Sorten äußeren Liebesfeuerwerks. Aber in der Ehe selbst ist es viel mehr das Nebenrad, das gelegentliche Ersatzglied, die Reserve, der Gehülfe der Meisterin, der aber immer im Dienst von deren Initiative ist. Die Stärke ja des Männchens selbst, wo sie zuerst auftritt, seine Hörner, Geweihe, Waffen aller Art, sie gehören ihm offenbar keineswegs von Beginn der Dinge an als Mannesprivileg, sondern auch sie gerade verdankt es nur der umsichtigen Wahl, der Sorge der Frau. Die Frau hat das erst bei ihm herangezüchtet als das, was sie als Hülfe bei ihrer Arbeit am besten gebrauchen konnte, sie hat durch beständige Auslese der bestgewappneten Männchen ihm die Waffe allmählich auf den Leib gezüchtet.

Erst ganz allmählich siehst du dann auf Grund dieser Stärke ein gewisses Übergewicht des Mannes eintreten. Wiederum

Digitized by Google

das aber gewinnt eine außerordentlich viel größere Macht erst durch die Einmischung jener sozialen Linie.

Der Begriff des „Leittiers“ wird für die Herde so ungeheuer wichtig, daß die einfache Arbeitsteilung der Ehe dagegen zurücktritt. Indem dieses Leittier ein Mann wird, tritt dieser in eine Übergewichtsstellung, die eine ganz neue Ordnung anbahnt.

Nun paßt sich gar in vielen Fällen die Ehe dem an, wird zur Polygamie, der Anführer wird Kollektivgatte einer ganzen Gruppe von Frauen. Damit wird das Besitzverhältnis allmählich ein ganz anderes: ein Mann gilt an Kraft etwa zwanzig Frauen, jede dieser zwanzig Frauen aber nur ein zwanzigstel Mann! In Wahrheit liegt auch dieser Linie eigentlich immer noch ein Akt, eine Initiative der Frau zu Grunde: so und so viel Weibchen wählen sich einen stärksten Mann als Anführer. Es ist halb Sparsamkeit, halb geschickteste Ausnützung der thatsächlich höchsten Kraft: besser zu zwanzig hinter einem wirklichen Kraftgenie, als zwanzig Paare mit der Chance, daß neunzehn davon weniger starke Männer haben. Aber nun macht dieser „Anführer“ sich kraft seiner Kraft auch zum Ehemann, und damit kommt nun doch schließlich eine stärkere Einverleibung der Weiber in seinen „Besitz“ zu stande. Und eine Steigerung davon ist endlich dann jenes eigentümliche Verhältnis, daß der Leitaffe einer doppelgeschlechtigen Herde noch einmal über die Köpfe aller echten Ehemänner hinweg, alle Weiber „besitzt“.

Damit sind wir aber allgemein bei einem Punkt, wo das Sozialleben anfängt, die Ehe überhaupt wieder zu verschlingen. Ein zweites Motiv ist dabei von anderer Seite her flott beim Werk, je „sozialer“ das Ganze wird. Es betrifft die Kinderpflege.

Digitized by Google

Du erinnerst dich, wie auf ihr sich eigentlich die Ehe ihrem Zweck nach aufgebaut hat. An dieser Stelle wurde die „Liebe“ zur „Ehe“. Überall im Vogel- wie Säugetierreich aber, wo du soziale Verbände stark hervortreten siehst, gewahrst du auch Anfänge einer Sozialisierung der Kinderpflege, die diese enge Eheform wieder überflüssig macht. Das Band zwischen Eltern und ihren Kindern erweitert sich zu einer Solidarität des ganzen Stammes allen Kindern gegenüber, — ob das Kind nun pflegende Eltern hat oder nicht: es gehört dem Stamme, dem Volk, der Genossenschaft, und diese sorgen auf alle Fälle für sein Wohlergehen.

In unzählbaren Scharen brüten auf ihren Klippen gemeinsam die Taucher vögel, im Norden unseres Planeten, Alk und Lumme, im Süden der Pinguin. Bei allen herrscht ein solidarischer Gemeinschaftszug in der Kinderpflege, obwohl die Einzelehe an sich noch nicht gestört ist. Wenn die Brützeit da ist, scheint es, als genüge die eigene Leistung dem Triebe nicht mehr. Die Pinguinweibchen gehen bei ihren Genossen geradezu auf den Eierraub: sie mausen sich, wo sie können, noch fremde Eier zu ihren eigenen. Dabei macht der Artunterschied keine Grenze. Große Arten holen den kleinen ihre Eier mit Gewalt vom Nest, so daß nachher Junge des verschiedensten Aussehens beisammen hocken. Bei den Lummen genügt es nicht, daß Männchen und Weibchen bei jedem Ehepaar abwechselnd brüten: alle überzähligen Junggesellen drängen sich noch herzu und machen sich eine Ehre daraus, eine Weile bald hier, bald da als Aushilfsbrüter mitzuthun. Wo solche Sitten herrschen, ist es klar, daß das einzelne Elternpaar leicht sich ganz verlieren kann, ohne daß doch die Jungen verkommen müssen, wie es sonst Vogelregel ist. „Unbeschreibliches Leben regt sich“, erzählt Brehm von solcher Tauchvogelkolonie, „und doch herrscht ewiger Frieden unter der Gemeinde, welche an Anzahl die unserer größten Städte übertrifft. In diesen geschieht es, daß der Mensch an seinem verhungerten Mitbruder

Digitized by Google

kalt vorübergeht: in den Gemeinden der tiefstehenden Vögel finden sich hunderte, welche nur auf die Gelegenheit warten, Barmherzigkeit zu üben. Das Junge, welches seine Eltern verlor, ist nicht verloren: die Gesamtheit steht ein für das Wohl des einzelnen."

Von den wilden, meerumtobten Schären und Klippen dieser Genossenschaftsvögel fort sinkt der Blick dann in den tiefen grünen Tropenwald. Ein dumpfes Knacken der Zweige, ein schriller Trompetenton: eine Elefantenherde schiebt sich langsam dahin. Auch diese Ungetüme leben in Gemeinschaft, bis zu fünfzig, ja hundert und mehr Stück. Ein kluger alter Leitelefant geht voraus. Die Herde bilden eine kleine Anzahl Männchen mit ihren viel zahlreicheren Weibchen. Diese Weibchen aber wieder zeigen das seltsamste Verhältnis zu ihren Jungen. Sie sind nicht zärtlicher gegen ihr eigenes Kind, wie gegen das jeder andern Mutter im Trupp. Je nachdem sich gerade dieses, jenes Truppkind in ihrer Nähe befindet, bietet die Elefantenfrau ihr Euter dar, wahllos, denn alles, was zum Trupp zählt, ist mit ihr solidarisch. Das Kind gehört der Gesellschaft!

So hast du also, merk es wohl, ganz deutlich schon im Tierreich, wo es sozial wird, zwei Pole gleichsam der Möglichkeit: — hier alle Kinder gemeinsames Eigentum, sozial erhalten durch die Gesamtheit unter immer geringerer Individualisierung der Herkunft, — dort einem Manne der Möglichkeit nach zugänglich alle Weiber; dieser Mann thut als Anführer der Gesamtheit einen unschätzbaren Dienst und dafür stehen ihm alle Weiber zur Verfügung.

Male das einen Schritt nur noch weiter aus: und die Ehe hat überhaupt hier keinen Zweck mehr. Was dem einen Anführer zusteht und mit ihm durchführbar war: Kollektivbesitz aller Weiber und Kollektiverziehung aller von ihm gezeugten Kinder durch die Gesamtheit, — das kann schließlich jeder Mann in der Genossenschaft beanspruchen und gewährt erhalten, sobald er in wachsender Arbeitsteilung auch der Allgemeinheit

Digitized by Google

nur sein Teil Dienste leistet. Fazit: alle Männer haben das Recht auf alle Weiber des Stammes und alle Kinder haben das Recht auf genossenschaftliche Erziehung durch den ganzen Stamm. Freie Liebe — und ein gesellschaftlich anerkanntes Staatsfindelhaus — die Ehe aber zwecklos. Notabene: wir reden hier immer noch bloß von Affen, Pinguinen und Elefanten und malen zunächst nur aus, was dort leicht noch hätte entstehen können . . . .

Indessen: auch die umgekehrte Wirkung mußte ihren Weg nehmen, — nämlich die Beeinflussung des Sozialen durch das eindringende Eheprinzip.

Die ursprünglich nicht erotische Genossenschaft wurde zunächst vielfach eine Genossenschaft von Eheverbänden. Die jungen Tiere blieben bei der Masse, schlossen wiederum Ehen innerhalb der Gemeinschaft und ergänzten diese so immer wieder, wenn ältere Glieder durch Tod ausschieden, aus sich selbst. Je regelloser dabei auch die Ehe selbst allmählich behandelt werden mußte im eben erzählten Sinne: das Gesamtbild eines solchen Stammes näherte sich doch als Ganzes unaufhaltsam so immer mehr dem Bilde einer einzigen großen Familie. Und zwar nicht bloß für eine Generation, sondern gerade fortgesetzt von Generation zu Generation. Das junge Tiervolk paarte sich immer wieder in die Gemeinschaft hinein, — die Stammeszugehörigkeit wurde eine immer engere wirkliche Blutsverwandtschaft.

Da kommt noch einmal die Elefantenherde durch den indischen Urwald. Sie hat sich etwas zerstreut beim fröhlichen Ästeknacken. Aber der eingeborene Indier, der dich begleitet, wirft nur auf ein einziges Exemplar einen Blick und er weiß schon: es ist der und der altbekannte Elefantentrupp. Woran

Digitized by Google

kann er das erkennen? Er beobachtet ein festes Merkmal, etwa eine bestimmte Art des Rüssels, sich nach der Spitze zu nicht zu verjüngen, oder eine bestimmte Stellung der Augen, ein bestimmtes Profil der Stirn, — und er weiß absolut sicher: alle Mitglieder dieses Trupps und sollen es zwanzig und mehr sein, haben ausgesprochen diesen Individualtypus. Die Ursache ist eben: der ganze Trupp hat seit Generationen sich immerzu nur aus seiner eigenen Mitte heraus ergänzt. Alle seine Mitglieder, ob Mann, ob Weib, ob Führer oder geführt, ob verheiratet oder ledig, allesamt sind sie außerdem noch echte, enge Blutsverwandte. Daher die gleichen Nasen, Stirnen und Augen bei allen: sie sind ihr durch Inzucht fort und fort gesteigertes Familienwappen.

Ja aber durch Inzucht! Die Inzucht ist eben die große Gefahr, die das Eheprinzip, das Erotische überhaupt in das Soziale auf dieser Stufe bringt. Es ist so hübsch, den Stamm möglichst geschlossen halten, wenn er glücklich einmal beisammen ist! Keine fremden Eindringlinge zu dulden! Und das auszudehnen über Generationen. Den Jungen die Mühe der neuen Konsolidierung gleich zu sparen. Kinder sind ja da durch die eifrige Liebesmühe der Stammgenossen. Männlein und Weiblein sind dabei. Warum sollen die nicht gleich wieder sich begatten, — wenn auch nicht genau Bruder und Schwester vom gleichen Mutterleibe, so doch wenigstens Stammeskind hier und Stammeskind dort? Anfangs ist das in der That sehr hübsch. Aber ein paar Generationen: und alle sind doch so eng blutsverwandt wie Sprößlinge einer einzigen Ehe. Die Inzucht steht in ihrer Sünden Blüte, — diese Inzucht, auf die die Natur nun einmal immer und immer wieder ihren siebenfachen Fluch gelegt hat. Wenn sie nicht wieder herauskommt aus dem schönen Rechenexempel, so muß der Stamm eines Tages an seiner eigenen aristokratischen Reinheit, seinem Blaublut, das Giftblut wird, elendiglich zu Grunde gehen .....

Ganz unbedingt lag hier ein Punkt, wo die erotische

Digitized by Google

Einmischung das Sozialprinzip gefährdete, — es gefährlich machte. Sollten beide miteinander dauernd auskommen, so mußte irgend eine Regulierung eintreten. Die Natur ist ja unerschöpflich gewesen in Auswegen vor dem drohenden Inzuchtgespenst.

Wie die Sache sich bei den Elefanten wieder ins Rechte stellt, ist nicht genau erforscht. Immerhin ist aber bei ihnen wie bei verschiedenen anderen stark sozial lebenden Tieren auffällig das Bestehen sogenannter „Herumstreicher". Man nennt so einzelne reife Männchen, die merkwürdigerweise keiner Genossenschaft angehören, sondern für gewöhnlich ein absolut einsames, trotziges Junggesellenleben führen. Es ließe sich ganz gut denken, daß diese Sekte der Herumstreicher nichts viel anderes darstellte, als eine ständige Reservearmee gelegentlicher Blutauffrischer bei den verschiedenen festen Genossenschaften. Sie mögen in ihrem ursprünglichen Stamme irgendwie überzählig geworden sein bei der Weiberregulierung, haben sich vom Verbande gelöst und bilden nun, wo immer sie ein Weib aus anderem Stamm im passenden Moment überrumpeln oder gutwillig in ambulando verführen, eine unbeabsichtigte, aber äußerst nützliche Liga gegen die böse Inzucht.

Ein viel probateres Mittel aber besteht überall da, wo der Anführer oder die Körperschaft der alten Männchen im Stamm gewohnheitsmäßig jedesmal die heranwachsende männliche Jugend aus der Genossenschaft gewaltsam hinauswirft, so wie sie anfängt, sich mit den Weibern im Stamm mausig zu machen. Ein solches vor die Thür gesetztes Jugendheer als lauernde Masse im Hintergrund hattest du schon bei den Seebären. Ähnliche Verhältnisse herrschen vielfach bei den geselligen lebenden Affen. Und der Erfolg ist ein sinnfälliger. Das lüsterne junge Volk zerstreut sich und umlagert als ständige Versuchung die verschiedenen Verbände, stets auf dem Sprung, sich hier oder da ein fremdes Weib herauszuräubern. Es braucht nicht immer mit Gewalt zu geschehen. In diesem oder

Digitized by Google

jenem Stamme mag Überfluß an jungem weiblichem Nachwuchs sein, der aus freien Stücken anfängt, zu schwärmen. Gelegentliche Liebeleien mögen sich da im Stillen anbändeln hinter dem Rücken der Anführer oder sonstigen Stammespaschas, zuletzt mag es Flucht geben und Anfänge neuer, eigener Stammesbildung durch Ehe. Immer aber wird — neben der überhaupt wieder erweiterten Liebesauswahl in die Masse vieler Stämme hinein, statt bloß in einen — der Inzucht aufs wirksamste so entgegen gearbeitet werden.

Auch diese Linie kannst du dir mit etwas Phantasie sehr leicht ein Stückchen noch weiter als „möglich" ausmalen.

Denke dir etwa eine Anzahl solcher Affengenossenschaften noch etwas fester und zugleich etwas weniger roh und gewaltsam konstruiert. Jeder Stamm hat in sich seine geregelten Ehen, die streng verteidigt werden. Aber das junge Volk ist frei. Nur ein Gesetz gilt auch da: keine Liebschaften dürfen innerhalb des eigenen Stammes angesponnen werden. Sobald die jungen Leute Liebesgelüste bekommen, sind sie angewiesen, mit einem andern Stamm anzuknüpfen. Dort wird das ermöglicht durch eine sehr weitgehende Liberalität der jungen Mädchen. Es mag in einer Zeit losen Herumpoussierens eine ausgiebige Liebeswahl stattfinden. Resultat ist endlich die feste Wahl eines fremden Mädchens zur Ehe. Für diese sind dann zwei Möglichkeiten gegeben. Es kann der junge Mann sich mit dem fremden Mädel als Ehepaar in den Stamm des Mädels einordnen. Oder er kann es zu seinem väterlichen Stamm als Frau heimführen. Je nachdem das Verhältnis der Stämme im Ganzen zu einander gut oder schlecht ist, mag sich das vollziehen. Ist es schlecht, so wird die letztere Form wahrscheinlicher sein und zwar wird die endgültige Losreißung des Mädchens von seinem Stamme dann wie ein „Raub" erscheinen. Jedenfalls aber ist auf beiden Wegen garantiert, daß jede Inzucht aufhört unbeschadet des Bestehens wohlgefügter Sozialverbände und wohlgefügter Ehen. Auch das aber wieder, wohlverstanden,

Digitized by Google

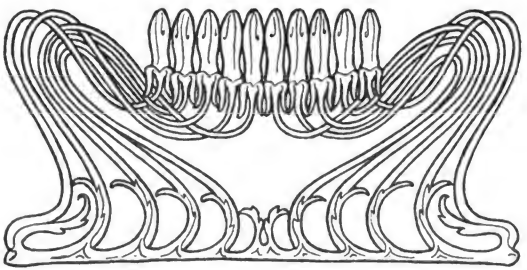
bloß einmal angenommen als denkbaren Fortschritt der Elefanten oder Paviane.

Und damit wären wir mit Fug beim Abschluß der Tier-Beispiele.

Was ich aber behaupte, ist, daß wir jetzt den ganzen Urmenschen endgültig mit unter der Klappe haben.

Auch im Problem der „Ehe" faßt dieser Mensch das ganze Tier wie ein Winkelried seine Speere in Eins zusammen, — er, der alle Anpassungen dieser Erde schließlich in sich vereint und alle „Ideen" irdischer Entwickelung in sich zusammen- und weiterlebt.

Digitized by Google



Der Mensch war von Beginn seiner Bahn an ein geselliges Tier, ein sozial lebendes Tier. Für diesen Satz spricht so viel Wahrscheinlichkeit, als in irgend einer dieser Urgeschichtsfragen füglich verlangt werden kann.

Der Oberschenkel jenes Wesens von der Insel Java, das die Mitte hält zwischen Affe und Mensch, des berühmten Pithekanthropus, zeigt in dem einzigen uns erhaltenen Exemplar eine Knochennarbe, die von einem verheilten, schweren Abszeß erzählt. Die Möglichkeit, daß dieser längere Zeit das Leben bedrohende Abszeß heilen konnte, erzählt dir aber, daß dieser Affenmensch Genossen gehabt haben muß, die ihn so lange schützten, nährten, pflegten. Die Schussenrieder und Taubacher Eiszeitmenschen treten dir in den Resten ihrer Urkultur entgegen nicht als einsamer Adam, höchstens mit einer Eva, — sondern als Trupp, als Jägergesellschaft, als kleine Kolonie an einem Seeufer. Die wichtigsten Dinge, die den Menschen über das Tier erheben, haben einen durch und durch sozialen Zug: die Sprache, die größte aller sozial verknüpfenden Welterfindungen, die wir überhaupt kennen; und das Werkzeug, diese wahre Lösung des Problems, wie das Organ abgetrennt werden könnte vom Individuum, um für viele Individuen gleichmäßig benutzbar zu werden, — meine Hand ist in ihrer zufälligen Stärke nur mir an den Leib gewachsen und stirbt

Digitized by Google

mit mir, — das starke Messer können tausend Menschen nacheinander benutzen und es bleibt dasselbe, ob auch sein erster Besitzer stirbt, es erbt sozial fort. Die ganze uns klar sichtbare Geschichte der Menschheit ist Sozialgeschichte. Die rohesten Naturvölker zeigen soziale Formen, zum Teil von staunenswerter Verwickelung. Alle Höhen und Tiefen des Menschlichen auf Erden durchdringt das Soziale. Es steht über der Schädelpyramide Tamerlans wie über der Abendmahlstafel, wo Christus die Menschenliebe einsetzt. Seine Wandlungen, seine Fortschritte bewegen uns, wie sie vor ein paar tausend Jahren schon alles durcheinander gerüttelt haben. Im Sozialen liegen unsere politischen Probleme und unsere Brotfragen.

Auch die Urgeschichte der menschlichen Ehe muß ihren Menschen auftreten lassen als dieses soziale Tier von Anfang an. Und damit werden alle die Linien, die ich dir zuletzt angedeutet, auch für den Menschen hoch bedeutsam: soziale Anfänge neben der Ehe und außerhalb der Ehe; und Kreuzung, Verschiebung der Ehe durch diese Sozialverbände, wie dieser Sozialverbände selbst wieder durch die Ehe.

Suchen wir doch einmal beim Menschen, wie er heute noch vor uns steht, die Stücke rasch zusammen, die an alle jene tierischen Detailzüge gemahnen.

Die erste, schlechterdings denn doch nicht zu leugnende Sache ist allerdings die Existenz der monogamischen Ehe beim Menschen in ungezählten Fällen heute noch. Die Beispiele steigen, wie gesagt, vom nackten Wedda auf Ceylon bis zum obersten Kulturmenschen, sie schreiten im Großen den gesamten lebenden Kreis der Menschheit ab. Also diesen Punkt hat der Mensch unzweifelhaft.

Wo diese monogamische Ehe Lücken läßt, da tritt zunächst dann die polygamische ein. Auch sie herrscht in Afrika und den größten Teilen Asiens heute noch in stattlicher Kraft, fehlt dagegen bei vielen sehr urtümlichen Völkern unten und wiederum bei den höchsten Kulturvölkern oben. Im allgemeinen macht

Digitized by Google

sie den Eindruck einer mittleren Erscheinung, als sei sie auf gewisser Stufe zwischen die bereits bestehende Monogamie getreten, um dieser, die unentwegt fortbestand, schließlich doch wieder zu weichen. Nach unsern Tierbeispielen werden wir sagen, daß in ihr bereits das Soziale mit der Ehe sich kreuzte und zwar in einer Form, die in der Ehe etwas verschob. Die Verschiebung führte zu einer Herabsetzung des Weibes, und das möchte, werden wir vermuten, die Ursache gewesen sein, weshalb sie im höchsten Entwickelungsast der Menschheit doch allmählich von der höheren Zweckmäßigkeit wieder ausgemerzt wurde.

Jedenfalls werden wir hier aufmerksam gemacht, das Soziale jetzt beim Menschen für sich aufzusuchen.

Wenn wir an soziale Ordnung bei uns denken, so schwebt uns immer als erstes Bild vor eine solche Ordnung, die die Ehe als Glied in sich faßt. So umgreift bei uns der Staat die Ehe als fest eingeordnete Institution. Aber wir betrachten jene Tierverbände, die sich außerhalb der Ehe bildeten, Herden von Männchen oder Weibchen, jede für sich gesellig lebend in der Nicht-Brunstzeit. Und das lenkt deinen Blick auf gewisse soziale Zwischengliederungen auch der Menschen, die in einem gewissen Gegensatz zur Ehe stehen.

Ich gehe in eine kleine Provinzstadt, um ein befreundetes Ehepaar zu besuchen. Die Leute leben seit vielen Jahren in musterhafter Ehe. Aber ich finde niemand zu Hause. Die Dame ist im Kaffeekränzchen nebenan bei der Frau Pfarrer. Der Herr sitzt mit seinen Altersgenossen am Stammtisch im „roten Hirsch". Der Sohn ist in der Hauptstadt in einer Knabenerziehungsanstalt. Die Tochter ist in der Schweiz in

Digitized by Google

einer Mädchenpension. In diesem trivialen Beispiele hast du vier kleine Sozialversuche außerhalb der Ehe mit ausgesprochenem Zusammenhalten der Geschlechtsgenossen, Frauen, Männer, Knaben, Mädchen. Die beiden letzten liegen noch vor der Ehe, die beiden ersten aber schieben sich bereits zwischen diese. Nun wirst du füglich einwenden, daß es in der Urzeit bei Mammuten und Eiszeitgletschern noch keine Skatabende und keine Mädchenpensionate gegeben habe. Indessen wir wollen einmal wieder unser Provinznest mit einem zentralbrasilianischen Flußufer vertauschen, an dem jene bewußten Bakairi-Indianer hausen. Sie stehen, wie du weißt, heute noch in der Steinzeit und laufen splitterfasernackt umher, bloß mit einem winzigsten Geschlechts-Symbol.

Bei diesen Indianern hast du zwei ganz feste Einrichtungen nebeneinander.

Hier die Ehe, die Familie, das Familienheim, wo Mann und Frau und kleine Kinder hausen. Und daneben den Männerbund, eine außereheliche oder besser nebeneheliche Klub-Genossenschaft der Männer. Der Männerklub hat sein besonderes Klubhaus, sein „Männerhaus". Es ist für die Frauen im allgemeinen völlig verschlossen. Die Männer aber leben hier ungeniert für sich, so viel sie können, — ganz so, als gebe es vom Moment, da sie durch diese Thür gegangen sind, gar kein anderes Geschlecht mehr in der Welt. Hier wird getanzt und gesungen und musiziert, hier wird geschwelgt und gesoffen, hier werden Feste gefeiert, hier tollt der Karneval mit seinen bunten Masken, — hier wird Rat gepflogen, werden die Waffen geputzt, wird von den Ahnen erzählt, wird die kleine Tradition aufrecht erhalten. Die jungen, reifen, aber noch unverheirateten Männer leben ganz hier. Wer Weib und Kind daheim hat, kommt nur besuchsweise, aber immer findet auch er hier ein zweites Heim.

Leicht versteht man, wie gerade bei diesen Stämmen dieser Männerklub sich so scharf herausbilden konnte. Einmal ist er

Digitized by Google

eben ein Vorersatz der Ehe für den noch suchenden Junggesellen. Aber das ist nur die eine Wurzel. Die andere liegt darin, daß auch hier die Ehe starke Unterbrechungen erleidet durch Arbeitsteilungen. Die Frau sitzt daheim, sorgt für die kleinen Kinder, pflegt den Acker, macht Töpfe und kocht. Die Männer aber ziehen auf die Jagd, gemeinsam. Lange ziehen sie da herum, immer unter sich. Eine besondere, rein männliche Geselligkeit entwickelt sich. Jagdfeste werden arrangiert. Und da das ewig wiederkehrt, prägt es sich zur festen Institution. Das Männerhaus ist gewissermaßen die permanent stehenbleibende, improvisierte Laubhütte der Jagdgesellschaft.

In dieses Haus gehört die Frau aus guten Gründen nicht. Gerade damit die Ehe echt bestehen bleibe! Im Männerhaus wimmelt's von Junggesellen, die auf der Weibersuche sind. Es taugt nicht, dieser Gesellschaft die Ehefrauen in besonders leichten Situationen, bei Trank und nächtlichem Tanz, nahe zu bringen. Im Männerhaus verkehren auch Gäste aus anderen Stämmen, die man auf der Jagd kennen gelernt hat, hier wird der fremde Reisende einquartiert, es ist das große Hotel des Stammes, dem man auch den Ruf der Ehefrau nicht gern anvertraut.

Etwas laxer sind ja allerdings in den meisten Fällen wohl die Beziehungen des Männerbundes zu den unverheirateten jungen Mädchen des Stammes. Hier dürfen Ausnahmen stattfinden, damit die erotische Wahl ihren Weg gehe. Das Männerhaus soll ja die Ehe auch in diesem Sinne, in ihrer beständigen Neuentstehung, wieder nicht anfechten, soll nicht etwa die Geschlechter in der Zeit, wo sie sich frei suchen müssen, ganz voneinander fernhalten. Wo freilich Mädchen dauernd in die Junggesellenhäuser eindringen, da entwickelt sich von dem freien Verkehr zur Ehewahl hinweg eine gewisse Anfangsstufe der Prostitution, — diese Mädchen heiraten überhaupt nicht mehr, sondern bilden eine Art (übrigens ganz harmlos beurteilter) Hetären des Klubhauses, deren Kinder der Stamm versorgt, weil ein sicher bestimmter Mann nicht existiert.

Digitized by Google

Doch lassen wir diese schon verwickelteren Ausgestaltungen beiseite, so bleibt als Kern ein fester Männerbund, der zwar nicht gegen die Ehe, aber doch neben ihr existiert, ein Männerbund, für den es wenigstens theoretisch innerhalb seiner vier Wände gar keine Frau giebt. Wie streng die Frauen offiziell ausgeschlossen sind, erlebten bei gewissen, bereits von den Missionären bekehrten „zahmen" Bakairistämmen, die predigenden Herren Patres. Sie entdeckten zu ihrer großen Befriedigung in jedem Dorf das große „Flötenhaus", nämlich eben das Klublokal des Männerbundes. Das schien ja die geschaffene Kirche, um die neue Gemeinde zu versammeln. Als aber die Sache zum erstenmal gemacht werden sollte, sah der fromme Herr sich plötzlich vor einer ihm selbst nicht vorgesehenen Strenge in der Befolgung des alten Spruches: Mulier taceat in ecclesia, — es waren nämlich nur die Männer gekommen, die Weiber dagegen hatten sich gar nicht über die Schwelle gewagt, sintemalen es doch eben — das Flötenhaus war!

Solche Klubhäuser mit allen Sorten komplizierter Bräuche findest du nun nicht bloß bei den Bakairis allein. Semon, der famose Erforscher des Molchfischs und Schnabeltiers, hat sie beispielsweise aus Neu-Guinea sehr klar beschrieben.

Das ist das Land, wo heute noch die Wilden vielfältig ihre Häuser als wahre Pfahlbauten errichten wie unsere vorgeschichtlichen Ahnen es in den Schweizer Seen machten, so daß die ganze Geschichte mit dieser Staffage förmlich schon einen Eiszeitzug bekommt. Das Männerhaus ist denn auch als großes Gemeinschaftslokal recht ein solcher hoch aufgestelzter Bau auf Pfählen. „Marea" heißt es. Im Marea wohnen und schlafen alle Junggesellen ständig, die Ehemänner wenigstens einen Teil ihrer Zeit. Kein Weib darf auch hier bei Leibes- und Lebensgefahr mit herein. Die Waffen und Trophäen des Mannsvolks aber liegen und hängen frei herum, die Pfosten sind mit Liebe ausgeschnitzt, vor der Pforte schwebt eine Plattform, wo es zu Zeiten hoch hergeht, Schweine geschlachtet

Digitized by Google

werden und Hunde nach Landesbrauch und die Mahlzeit gehalten wird wie in der Freierhalle Homers.

Der Vergleich giebt sich so leicht: fliegt dir nicht unwillkürlich wirklich der Gedanke hinüber zu der Männertafel im Hause der Penelope? Die Geschichte auch unserer ganzen Kultur im Griechentum, Germanentum, Indertum ist allerorten in der That voll noch von Anklängen an Männerhäuser, Männerbünde der Art, von Ithaka bis zur germanischen Methalle. Wo die Jagd zurücktritt, da ist es der Krieg, der die Männer eint, das Klubhaus bekommt einen kasernenhaften Charakter. Immer auch spielt das Saufen eine große Rolle, die ja bis in unsere Studentenkommerse und unsere Stammkneipen hinein ungeschwächt fortlebt.

Was ist das Ganze aber, frage ich dich, im Grunde anderes, als die Ausgestaltung der uralten Linie, die du schon bei den Bisons und Steinböcken anheben siehst: Sozialverbände gleichsam in den Vorpausen und Mußestunden der Ehe, wobei sich die Geschlechter jedes für sich ordnen?

Die Sitte des separaten Frauenhauses, des Weiberklubs ist ja im Menschenleben besonders der heutigen Naturvölker seltener nachzuweisen, da die Frau durchweg fester an Heim und Familie schon da gekettet ist. In vielen Fällen verschwimmt auch das Bild mit der Polygamie, — im Harem hast du eine Art Frauenhaus mit ganz ähnlichen Zügen, aber doch eingegliedert in die Ehe selbst. Es hat sich eben hier nur vollzogen, was bei den Lamas und anderen Wiederkäuern auch eintrat: der Weiberklub hat sich einen männlichen Beschützer genommen und der ist zum Ehepascha ausgewachsen, der schließlich das Weiberhaus auf seinen Namen als Privatbesitz zusiegelt. Immerhin findest du deutliche weibliche Seitenstücke gelegentlich wenigstens zu den Junggesellen-Verbänden: Klubs der reifenden jungen Mädchen. So etwas triffst du bei einzelnen Negerstämmen ganz unzweideutig, mit regelrechtem „Mädchenhaus“. Und die Neigung hierher lebt schließlich sich

Digitized by Google

auch hier ja so tausendfältig noch bei uns aus in den Freundschaften, Heimlichkeiten, Solidaritäten des Backfisch-Daseins, die in der Ferne immer schon auf den Mann schielen und mit der Ehe spielen, aber zunächst doch alle ihre Sozialgefühle im Anschluß an das gleiche Geschlecht erschöpfen.

Mit der Existenz solcher außerehelichen Sozialverbände siehst du dann weiter beim Menschen aber auch alle die Folgen sich einstellen, die wir bei Tieren teils fanden, teils als geringe logische Steigerungen erkannten.

Der Mensch scheint allenthalben diese logische Steigerung einfach zu sein.

Da hast du die Gefahren der Inzucht.

Die Gefahr bedrohlich wachsender Inzucht war für den sozial lebenden Menschen genau an der gleichen Stelle gegeben wie beim Elefanten. Sobald sich nämlich kleine Genossenschaften absonderten, die in sich eine Anzahl Ehen umfaßten — und sobald solche Genossenschaften über eine Kette einander folgender Generationen hinweg geschlossen zusammenhielten.

Eine solche Sippe heiratete schon von der zweiten Generation ab immer nur wieder in die Sippe selbst hinein und geriet mit der Folge der Geschlechter immer tiefer in die Inzucht. Nun war aber gerade der Zusammenschluß zu solchen kleinen Sippen, Stämmen, Geschlechtern überall offenbar die Grundlage aller menschlichen Sozialgliederung oberhalb der Ehe. Wo immer du in die Geschichte der Völker gehst, stößt du auf sie.

Sie lag so unendlich nahe. Nimm noch einmal das alte eiszeitliche Höhlenbild. Die Höhle ist ein kostbarer Besitz. Aber sie bietet mehr Raum als für zwei Menschenkinder. Sie

Digitized by Google

ermöglicht einer kleinen Genossenschaft das Leben. Weitab bist du noch von Tagen der Menschenliebe. Schlicht praktische Gesichtspunkte entscheiden. Gerade sie sind aber hier für das Soziale. In jeder Höhle eint sich ein Menschenhäuflein, es eint sich auf diese Höhle hin. Soviel bewohnbare Höhlen in einem Kalkgebirge sind, soviel Sippen entstehen, jede streng für sich. Sie genügen jede dem Sozialbedürfnis ihrer Teilnehmer, sie erschöpfen es.

Jenseits dieser Erfüllung tritt dann wieder das ältere Prinzip in Kraft: die Abstoßung, das Feindliche. Sippe zu Sippe steht wie Spinne zu Spinne, Maulwurf zu Maulwurf im Alltagsleben. Bloß von höherer Stufe aus. Die Sippen zu einander sind eben wieder höhere Individuen geworden, mit dem ganzen Trotz des Individuums: Das bin ich — und wer sonst noch Ich sein will, den fresse ich. Immer wiederholt sich so auf der höheren Stufe das frühere im Umriß wieder.

In diesem Falle sind es die uralten Naturspiele, die sich neu konstituieren: Anziehung und Abstoßung. Die Sippenglieder treten unter sich alle in ein Anziehungsverhältnis wie die Zellen im Einzelindividuum, — Sippe zu Sippe aber kehrt sich alle Igelstacheln der Abstoßung zu. Der Fortschritt braucht eben immer wieder beide Kräfte. Für die Sippe ist es unberechenbarer Vorteil, daß sie in sich Frieden hält, in Hilfe und Arbeitsteilung eintritt. Aber es ist auch ihr Vorteil, daß sie als Ganzes ein kleiner Körper bleibt, der in einer Höhle gemeinsam Platz hat, daß sie ein gewisses Gebiet sich abgrenzt, auf das sie ihr Wachstum, ihre Stärke einstellt.

Indessen die höheren Dinge gehen denn doch auch weiter, genau wie bei Spinne und Maulwurf. Spinne wie Maulwurf gingen zu Grunde, wenn sie sich dauernd selbst befruchteten. Sie müssen also ihr Prinzip zeitweise verlassen und ihre Individualität zum Liebeszweck doch einer zweiten bedingt Preis geben. Sei es auch nur eine Zelle ihres Leibes, die sie der Mischung mit einer fremden, aus anderem Leibe stammenden ausliefern, — um diese eine kommen sie nicht herum.

Digitized by Google

Nun laß das visionäre Höhlenbild dunkler Urzeit und geh in eine uns weit näher noch lächelnde Sonne hinaus. Träume dich in die grüne Prärie Nordamerikas, in eine Lederstrumpf-Staffage: zu den Irokesen.

Bei diesen Indianern hast oder besser gesagt, hattest du noch in unsere Zeit ragend, ein prächtig konserviertes Beispiel für jene Zerspaltung des Gesamtvolkes in eine Menge einzelner Sippen.

Diese Sippen stehen zwar nicht mehr wie die Einzelmaulwürfe auf „Freß dich, freß dich wieder" miteinander, — dafür ist man schon zu hoch im Sozialen überhaupt und im Menschlichen. Aber sie bilden trotzdem gewisse kleine Völker noch immer im Volk. Jede Sippe wählt in sich ihre Häuptlinge, begräbt und beerbt in sich ihre Mitglieder und hält zur Blutrache zusammen. Sie hat ihr besonderes ganz individuelles Wappen oder Symbol, auf das die Sippenleute sozusagen vereidigt sind, ihr „Totem", wie sie das nennen: irgend ein Tier etwa, einen Wolf oder Bär oder Büffel; überall wird das Bild dieses Wappenungeheuers angebracht, sein Name ist das Freimaurerzeichen, in dem man sich erkennt.

Hinsichtlich der Ehe aber hast du da ein festes Gesetz. Jede Sippe unter dem Schutz ihres heiligen Totem besteht aus vielen Ehen. Alle diese Ehen seit grauer Zeit sind aber auf folgende merkwürdige Weise zu stande gekommen.

Es heiratet niemals ein Jüngling oder ein Mädchen in die eigene Sippe, in den heiligen Kreis des eigenen Totem hinein.

Niemals nach altgeheiligtem Brauch, der feste „Moral" geworden ist, kann ein Wolfsirokese, der den Wolf als Stammeswappen führt, eine Wolfsirokesin heiraten, niemals ein Büffelmädchen einen Büffeljüngling. Heiraten dürfen unter allen Umständen nur geschlossen werden zwischen Angehörigen zweier verschiedener Sippen. Also Bär darf Wolf oder Büffel und umgekehrt ehelichen, so viel er will, — in diesem einen einzigen

Digitized by Google

Punkte der Liebesmischung ist das heilige Totem nicht ein Trennungssignal, sondern es verlangt gerade Anschluß, Ergänzung, Bäumchenverwechselspiel.

Auf den ersten Blick siehst du, daß hier einfach das Grundgesetz zur Verhütung der Inzucht zur heiligen Moral erhoben ist, das wir oben schon als eine notwendige Forderung zur Rettung der Elefantenherde logisch uns ausdachten. Jede Heirat bedingt zugleich eine Blutauffrischung in der Totemsippe, da sie thatsächlich eine Ehehälfte aus einem anderen Totem hereinbringt.

Allerdings sind die Dinge in diesem indianischen Ehe- und Sozialkodex noch etwas verwickelt durch das Eindringen eines zweiten Problems.

Nachdem dieses Grundgesetz der Überskreuzheirat zwischen Totem und Totem einmal gegeben war, blieb ja eine zweite, damit allein noch nicht gelöste Frage: nämlich welcher Totemsippe denn nun das neue Ehepaar mit seinen Kindern angehören solle?

Ein Bärenmann heiratet ein Büffelmädchen. Gehört er damit samt seinen Kindern fortan dem Büffeltotem, also der Sippe seiner Frau an, — oder tritt das Büffelmädchen durch die Heirat über in den heiligen Bannkreis des Bärentotem? Die Totems selber sollen bleiben, sie dürfen sich also als solche nicht vermischen, — was thun?

Es muß ein Alexanderschnitt durch den Knoten gemacht, irgend ein Gesellschaftsgesetz gegeben werden, das so oder so entscheidet.

Unserem Kulturempfinden entspräche ja als geradezu selbstverständlich, daß das Büffelmädchen samt all seiner Nachkommenschaft Bär wird. Fräulein Meier, die einen Schultze heiratet, heißt bei uns fortan Schultze und ihre Kinder werden in dulce infinitum Schultzes. Der Irokese indessen entscheidet fast genau umgekehrt. Bär heiratet Büffel. Bär bleibt seiner Sippenzugehörigkeit dabei Bär, wie Schultze Schultze. Frau Büffel

Digitized by Google

aber bleibt ebenfalls im Totemsinne, was sie ist, nämlich Büffel. Die Kinder der Linie Bär-Büffel aber werden — und das ist das Entscheidende — nicht Bär, wie der Vater, sondern Büffel wie die Mutter.

Sie gehören unter allen Umständen dem Totem der Mutter an. Sie wachsen auf in den Rechten und Bräuchen dieses und nicht des väterlichen Totem. Ja sie erhalten in dieser ihrer Sippe noch eine Art besonderen Sippenvormundes neben ihrem leiblichen Vater, meist einen Bruder der Mutter, also einen Onkel.

Du hast in diesem zunächst ja höchst kuriosen Brauch ein prächtiges Exempel vor dir dessen, was man mit einem etwas hochtönenden Namen in der Völkerkunde als „Mutterherrschaft" oder „Mutterrecht" bezeichnet hat.

Wie der Totemismus sich durch die ganze Naturgeschichte des Menschen teils in noch lebendigen Beispielen, teils in allerlei Resten und geschichtlichen Überlieferungen nachweisen läßt, so auch dieses eigentümliche Vorrecht der Mutter, ihre Kinder ihrem Stamme und nicht dem des Vaters einzuverleiben. Die nordamerikanischen Indianer sind ja selbst heute nur noch eine kleine Ruine, hinsterbend unter den Händen der Kultur wie die Bisons ihrer Prärie, wie die Biber ihrer Gewässer. Mit ihnen stirbt ihre Totemwirtschaft auch aus. So ausgestorben ist sie aber bei anderen Völkern bereits innerhalb der geschichtlichen Überlieferung durch fortschreitende soziale Entwickelung oder völlige Verwandlung der ganzen Völker.

Die Sippe der Irokesen wiederholt sich in der europäischen Geschichte so sinnfällig in der gens der Römer, daß von dem genialen modernen Geschichtsschreiber jener Indianersitten, Morgan, das lateinische Wort geradezu dorthin übertragen werden konnte. Andere Parallelstufen stecken im alten Griechen-

Digitized by Google

tum, wie Germanentum. Eine uns noch sehr geläufige ist der schottische Clan. Totemistische Reminiscenzen stecken ferner in unseren heute noch kulturfähigen, fast hätte ich gesagt, noch lebendigen Wappentieren. Sie stecken in unseren deutschen Personennamen wie Wolfgang (Wolf), Bernhard (Bär). Sie liegen zur Mumie und Religion erstarrt in den heiligen Tieren, den Katzen, Sperbern, Nilpferden und Krokodilen, der alten Ägypter. Mit dem Totembegriff wandert aber auch der des „Mutterrechts" um die Menschenerde und durch die Menschenzeit.

An der afrikanischen Goldküste gehört das Kind von Geburt an dem Stande der Mutter an: ist sie frei, so ist es frei, — ist sie Sklavin, so ist es Sklave von Geburt. Klasse und Namen erben beim Australneger, beim Bewohner der Fidschi-Inseln, beim Maori auf Neu Seeland von der Mutter, nicht vom Vater auf das Kind. Bei den Dajaks auf Borneo wie bei den Bororo-Indianern Central-Brasiliens zieht der junge Ehemann geradezu in das Haus der Schwiegereltern, tritt also selber in die Familie der Mutter ein. Hoch im Norden geht's ähnlich wie am Äquator: auch bei den Itelmänen in Kamtschatka gehören Mann wie Kinder zum Totem der Frau.

Bei unseren zusammenhängenden Kulturvölkern war etwa in der Zeit, da Strabo (sagen wir rund um Christi Geburt) seine schöne Geographie schrieb, eines der feinsinnigsten Werke der späteren Antike, solches Recht allerdings schon durchweg anstößig, ja undenkbar geworden. Herodot aber weiß noch von den alten Lyciern, daß sie das Kind nach der Mutter genannt und im Stande eingeschätzt hätten, — es erschien ihm wie eine tolle Arabeske närrischen Barbarentums. Thatsächlich muß auch im Griechentum selber die Sitte lange Zeit die herrschende gewesen sein und sich erst allmählich zu Gunsten des Vaters umgestaltet haben.

Denn geheimnisvoll tönt in die tiefste Tragödie des hellenischen Geistes, wie sie des Äschylus Dichterkraft aus der

Digitized by Google

alten Sage gestaltet, noch der Kampf hinein zwischen „Vaterrecht“ und „Mutterrecht“: in die Tragödie des Orestes in Äschylus „Eumeniden“.

Klytemnästra, des Agamemnon untreue Gattin, hat Mitschuld am Morde ihres Gatten. Orestes aber, der Sohn der beiden, hat die eigene Mutter erschlagen, um den Vater zu rächen. Ist das „Auge um Auge“ im Sinne alter Gerechtigkeit?

Die Erinnyen sagen Nein!

Sie verfolgen den Orestes wegen eines furchtbaren Überschusses in seinem Muttermord. Die Frau war dem Manne nicht stammverwandt, trotz der Ehe. Der Sohn aber steht zur Mutter im Verhältnis der absoluten Blutsverwandtschaft. Sein Mord war also unendlich mehr als jener: er schnitt ins eigene Blut.

Wir heute würden ganz anders urteilen. Uns ständen Vater und Mutter zum Sohne völlig gleich. Die Erinnyen des Dramas aber urteilen vom Standpunkt des Totemismus mit Mutterrecht!

Hochinteressant aber ist nun wieder, daß sie selber in der Dichtung des Äschylus nicht Recht behalten. Apollo und Athene legen sich ins Mittel zu Gunsten des Orestes. Die Mutter sei keineswegs mehr als der Vater! Und der Schluß ist, daß Orestes wirklich entsühnt wird: das „Vaterrecht“ siegt. Es ist die neue Zeit, die Kultur, der Fortschritt im großem Völkermärchen selber, die ihren Stimmstein in die Wage werfen.

Willst du das Mutterrecht in seinen letzten Kulturschlupfwinkel noch bei uns heute verfolgen, so findest du es noch in dem konventionellen Bilde oder Zerrbilde der „Schwiegermutter“, die den Mann als Eindringling in ihre Familie auffaßt und sich auch in die Ehe der Tochter hinein ein engeres Verhältnis zu dieser Tochter und ihren Kindern anmaßen möchte, als der Ehemann selber besitzen soll. Es ist die äußerste, kleine, schwache, mehr glucksende, als donnernde Welle des Totemismus mit Mutterrecht, die hier an unseren sonst überall veränderten Kulturstrand brandet.

Digitized by Google

Unermüdlich sind, seit man die Thatsachen mühsam etwas gesammelt und gesichtet hatte, die Erklärungsversuche dafür gewesen, warum der Totemismus gerade das Mutterrecht so vielfältig bevorzugt hat.

Das mißverständliche Wort „Mutterherrschaft" hat da zuerst allerlei Blasen geworfen, als sehe man überall in uralte Amazonenstaaten, die wirklich nach dem Spinnentypus gebaut sein sollten: der Mann nur zur Zeugung zugelassen, dann aber gestäupt, und alles fortan nur in den Händen der „Herrscherin Frau". Das ist heute nur selber noch ein lustiges Grenzpostenmärchen der Forschung.

Ich meine, daß du dir die richtige Antwort vielmehr recht einfach aus jener Erinnyen-Affaire selber schon herauslesen kannst.

Nachdem die Geschichte sich hier auf den Gipfel zugespitzt, geht sie über allen Totemismus und alle sozialen und rechtlichen Fragen in eine Debatte ein, die ich im Gegensatz als eine embryologische bezeichnen möchte. Alles gipfelt thatsächlich in einer Entscheidung, die nur der Naturforscher heute lösen könnte, vorausgesetzt, daß auch er schon so weit ist, es zu können.

Die Erinnys sagt zu Orestes, er habe wider sein Blut gefrevelt. Denn die Mutter habe ihn als ihr Blut einst unter ihrem Herzen getragen. Frage: aber war der gemordete Vater nicht auch sein Blut, das er also rächen mußte? Hier ergreift Apollo als Anwalt des Orestes das Wort zu einem Plaidoyer, das sich eben auf eine verbesserte — Embryologie stützt. Er sagt wörtlich:

„Darauf sag ich also, mein gerechtes Wort vernimm:
Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand
Dem Freund die Freundin, wenn ein Gott es nicht verletzt."

Die Erinnyen warnen dagegen:

„Darnieder stürzest du die Mächte grauer Zeit.
Du, der junge Gott, willst uns, die Greise niederrennen."

Digitized by Google

Die menschlichen Richter sind selber unschlüssig: Stimmengleichheit. Da springt Athene für Oreſt und Apollo ein. Sie bringt ein Entscheidendes, und zwar nochmals aus der Embryologie: die Parthenogeneſis aus einem Manne ohne Mutter.

„Mein ist es, abzugeben einen letzten Spruch,
Und für Oreſtes leg ich dieſen Stein hinein;
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar,
Nein, vollen Herzens lob' ich alles Männliche."

Athene war bekanntlich in der Sage unmittelbar aus dem Haupte des Vaters Zeus entsprungen. Von der wirklichen Parthenogeneſis etwa der Blattläuſe oder der Bienen hatte die Zeit des Äſchylus natürlich noch keine Ahnung.

Aber die ganze Geſchichte iſt, meine ich, für die Hauptſache von einer wirklich durchſchlagenden Beweiskraft. Die Urſache des „Mutterrechts" lag in einer beſtimmten, älteren Embryologie! Es kam mit ihr und fiel mit ihr, ganz unabhängig von aller ſonſtigen Eheentwickelung.

In jenem Totemfalle gab es ja, wie geſagt, nur ein Dilemma von zwei Möglichkeiten.

Entweder die Kinder der Totemehe übers Kreuz kamen zum Vatertotem oder zum Muttertotem. Die Logik, die hier für die Mutter entſchied, war nun durchaus nicht Ergebnis einer imaginären, amazonenhaften Herrſcherrolle der Frau in den Totems, ſondern ſie wurde einfach diktiert von der Vorſtellung, daß der Anteil der Mutter an der Erzeugung des Kindes der entſcheidende, der weit überwiegende ſei.

Den wahren Vorgang bei der Zeugung, bei dem genau eine Zelle des Mannes, belaſtet mit dem geſamten väterlichen Erbe, ſich mit einer mütterlich ebenſo belaſteten Zelle des Weibes körperlich miſcht, kennen wir ja heute erſt dank der glücklichen, mikroſkopiſchen Arbeit des 19. Jahrhunderts. Alle frühere Auffaſſung über den Anteil von Mann und Weib war Vermutung. Noch durch das ganze 18. Jahrhundert tobt der heftigſte Zwiſt zwiſchen den führenden Häuptern der exakten

Digitized by Google

Naturforschung, ob das Weib, oder ob der Mann überhaupt Anteil habe.

Die Präformationslehre glaubte alle Keime als mikroskopisch winzige Modelle schon von Gott im ersten Menschenleibe miterschaffen. Aber in wen waren diese Milliarden und Abermilliarden künftiger Homunkuli nun hineinerschaffen: in Adams Hoden oder in Evas Eierstöcke? Pflanzte jeder neue Adamssohn bloß seinen Homunkulus in den Schoß des Weibes wie ein Pflänzlein in ein warmes Mistbeet, — oder umgekehrt, stieß der Adamssohn bei der Evastochter jedesmal nur gleichsam wieder die harte Erdscholle auf und befeuchtete sie, auf daß der im Weibe ruhende Homunkulus wie ein Pflanzenkeim im warmen Frühlingsregen sich recke und ausgestalte? Über diese Fragen ist eine ganze Bibliothek damals zusammengeschrieben worden. Was Wunder, wenn noch früher oder gar bei ganz unwissenschaftlichen Naturvölkern die Meinungen noch einseitig-paradoxer liefen.

Der schlichte Verstand, der neun Monate gegen eine Minute abwägt, muß ja auf die Idee kommen, die Mutter sei das Entscheidende. Das Blut, so dachte man sich allgemein, ist das eigentliche Leben. „Blutsverwandt" war das große Wort. Ihr Blut vermischten zwei noch nachträglich wenigstens symbolisch, wenn sie Blutbrüderschaft schlossen. Aus der Todeswunde stürzte das rote Blut, — dann lag der Leichnam starr und tot: das Blut war das Leben!

Nun denn: der Vater verlor bei der Zeugung kein echtes rotes Blut. Wenn aber das Kind sich im Geburtsakt winselnd von der Mutter losrang, dann schoß das köstliche rote Lebensblut in ganzen Strömen mit. Dieses Mutterblut nährte das Kind, so schien es, in den ganzen neun Monaten vorher. Hatte das Weib aber kein Kind, so perlte ihm das Blut von selbst allmonatlich nieder, als rufe es nach Verwertung. War das Kind gezeugt, der kleine Blutsauger da drinnen, so versiegte jählings der äußere Quell. Im alten Indien, in den

Digitized by Google

Lehren des Arztes Susruta, taucht der Embryo durch den Kraftstoß des Mannessamens wie eine Lotosknospe unmittelbar aus dem Menstrualblut auf. Das kehrt wieder bei Aristoteles und geht von dem in die Weisheit der arabischen Ärzte ein.

Bei Aristoteles ist das weibliche Menstrualblut der „Stoff", der Mannessamen nur der Bewegungsanstoß. Das Verhältnis ist wie bei Milch und Lab: die Milch giebt den Stoff, das Lab den Stoß zum Gerinnen. Im Banne solcher Anschauungen wird die Logik in der Knotenzerhauung bei der Totemfrage durchaus scharf: das Kind galt nur mit der Mutter als wirklich blutsverwandt und damit gehörte es fraglos in ihr Totem.

Immerhin aber ergab sich dieses „Mutterrecht" nicht an sich notwendig schon aus dem Totemismus und seiner Anti-Inzucht selbst. Für diesen konnte rein sozial auch das umgekehrte Prinzip ebensogut Geltung erlangen: also Übergang der Frau und der Kinder durch die Ehe in das Totem des Ehemanns. Wo trotz aller sozialen Übergliederung die Ehe in möglichst fester Form wirtschaftlich sich behauptete, da war es sogar aus rein praktischen Gründen doch näher liegend, daß die Familie sich dem Beschützer, dem Manne, auch im Blutsinne angliederte, also in sein Totem übertrat wie in seine Ehegewalt. Und so siehst du in der That, wenn auch nicht bei den konservativen Irokesen, so doch sonst das Mutterrecht sich wieder vielfältig vom Totemismus ablösen, das „Vaterrecht" ersetzt es wie in jener Stelle des Äschylus.

Gerade bei diesem Übergang haben wir aber noch einmal ein schlagendes Beispiel für die Richtigkeit der Annahme, daß das ganze „Mutterrecht" nicht auf einer besonderen sozialen Urstellung der Frau beruhte, sondern lediglich auf einer einseitig mutterfreundlichen Embryologie.

Diese Embryologie war offenbar noch lange Zeiten hindurch sehr viel zäher als der Dichter mit seinen Götterurteilen erwarten läßt.

Digitized by Google

Die Embryologie Apollos bei Äschylus:

„Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das aufgeweckte Leben nur,"

entsprach in Äschylus' Tagen allerdings einer gerade wechselnden Strömung der zeitgenössischen Schulmedizin: Hippokrates vertrat wenig später mit Eifer die Behauptung, daß das weibliche Menstrualblut thatsächlich nichts mit der eigentlichen Zeugung zu thun habe. Hippokrates selbst näherte sich mit seiner eigenen Ansicht vom Sachverhalt stark schon unserem heutigen Wissen; ihm liefert das Weib zur Zeugung einen samenartigen Beitrag genau wie der Mann, beide Beiträge treffen sich im Akt und beide sind im stande, dem Kinde Ähnlichkeiten zu übertragen, da sie selber einen Extrakt aus allen Teilen des elterlichen Körpers enthalten; in unseren Tagen hat Darwin sogar den letzteren Zusatz in seiner ebenso berühmten, wie vielbefehdeten Pangenesis-Theorie wieder aufgenommen. Etwas von neuen Ideen dieser Art hatte jedenfalls auch schon Äschylus' Apollo bei seinem embryologischen Plaidoyer läuten hören.

Anderswo aber, wo die Medizin keineswegs so gefällig entgegenkam, wurde ein ganz anderer, viel verwickelterer Ausweg probiert vom Moment an, da das Vaterrecht praktisch erwünschter schien. Wieder einmal wie bei jenen unheimlichen Näh- und Schneidekunststücken wurde probiert, der Natur nachträglich die Sache aufzuzwängen.

Konnte der Vater nicht künstlich dem Kinde blutsverwandt gemacht werden?

Das Schlichteste wäre ja ein einfacher Rechtsakt gewesen: der Vater adoptierte sein eigenes Kind für sein Totem. Ceremonien dieser Art findest du in der That bei höheren Kulturvölkern, z. B. bei den Römern, noch in deutlich sichtbaren Resten geschichtlich vor. Aber die realistische Phantasie des naturnäheren Menschen begnügte sich noch nicht mit solchem Verstandesakt. Ihm mußte etwas hinein, das wirklich einigermaßen auf „Fleisch und Blut" ging. Wie, wenn man den Vater

Digitized by Google

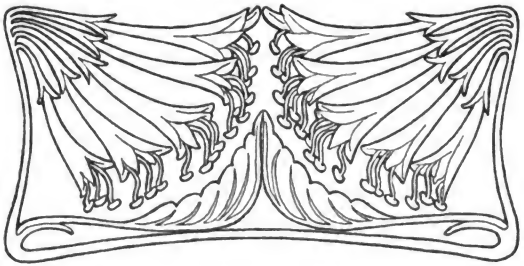
noch nach der Geburt des Kindes doch noch in eine körperliche Verknüpfung mit dem Kinde brächte, die es auch ihm leiblich verwandt machte trotz seines angeblich so geringen Anteils an der ursprünglichen Erzeugung?

Hier beginnt das wundersame Kapitel vom „Männerkindbett."

Auf den erstbesten Anblick giebt es wohl nichts verrückteres, als die Vorstellung, daß ein Mann ein Wochenbett abhalten sollte. Ein Mann kann doch überhaupt nicht niederkommen. Denn ein Mann kann nicht schwanger werden.

Es ist aber nötig, daß du dich an dieser Stelle einmal wieder etwas unterhalb des Exempels Mensch in der Natur über das unterrichtest, was in dieser Natur alles möglich ist. Die Natur hat bei der Entwickelung der höheren Tiere ganz unzweideutig einen Punkt gehabt, wo sie mit dem Problem sich ernstlich befaßte, ob die Schwangerschaft nicht besser dauernd dem Vater statt der Mutter aufzubürden sei.

Digitized by Google



Die Eiszeithöhle mit unſeren nackten Urmenſchen verwandelt ſich auf einen Moment in eine moderne kühle, geſpenſtiſch aus bläulichen Glasaugen erleuchtete Grotte. Du biſt im Aquarium.

Im Aquarium hört die Tierkunde des Laien auf. Pflanze und Tier wächſt dir durcheinander. Du ſollſt dich an das Tier gewöhnen, das (wie die Seeroſe) die Symmetrie einer Blume hat oder den Bau eines Sternes. Hinten und vorn, die alten Urbegriffe, verſagen. Der Tintenfiſch hat die Beine auf dem Kopf, und die Qualle hat überhaupt keinen Kopf. Nun kommen noch die Namen. Der Tintenfiſch iſt gar kein Fiſch, und die Seegurke iſt keine Gurke, ſondern ein Tier. Das Seepferd dagegen iſt ein Fiſch.

Im letzteren Falle riskiert der Beſucher wohl trotz ſeines Laienbewußtſeins einen Disput. Der Pferdekopf mag noch hingehen. Aber wann hat ſich je ein Fiſch ſo durchs Waſſer bewegt, daß er den ganzen Leib ſenkrecht und ſtarr hält und bloß aus dem Rücken ein Floſſenrädchen wachſen läßt, das geſpenſtiſch ſchnell ſchwirrt und die Maſchine treibt wie eine Schiffsſchraube? Und wo hat ein regelrechter Fiſch ſeinen Leib in der Ruhelage um einen Zweig geringelt wie ein Wurm? Gerade dieſe Abnormitäten laſſen aber wieder den Naturforſcher ganz kalt. Ihm iſt der Begriff „Fiſch“ ein der-

Digitized by Google

artig weiter, daß noch ganz andere Luftsprünge der äußeren Gestalt hineinpassen. Es giebt einen australischen Verwandten unseres Seepferdchens, der „Fetzenfisch" heißt, weil ihm die Haut in eitel Fetzen wie eine Lumpenhose hintennachschleift, — dieser Fisch hat eben aus Schutzzwecken (zum Verstecken) ein Interesse daran wie ein lappiges, zerfplissenes Stück Seetang auszusehen und sieht auch so gründlich danach aus, daß ihn der Laie einfach für eine Tangpflanze hält; hier beginnt erst das wahre Wunder der fischlichen Fratzen- und Extremform, gegen die das Seepferdchen harmlos ist. Der wahre Grund aber, warum der Tier-Philosoph das Seepferdchen mit der ganzen Liebe zu einem zoologisch-philosophischen Sonntagskinde anschaut, liegt in etwas völlig Besonderem, das der Laienblick schlechterdings nicht beachtet.

In der Komödie des Tierreichs setzt hier ein Stück ein, das nach berühmtem Muster „Der Vater" heißen müßte. Und zwar noch wieder in einem ganz anderen Sinne, als du es früher beim Stichling erlebt hast.

Das Seepferdchen bietet ein voll entwickeltes Beispiel der Mannesschwangerschaft.

Du erinnerst dich, wie die eigentliche Schwangerschaft bei den Wirbeltieren entstand: die Eier wurden nicht mehr nach außen abgelegt, sondern bis zur Geburt im Leibesinnern behalten und ausgereift.

Auch das Seepferd-Fischlein bevorzugt schon statt des freien Eierlegens in irgend ein Nest eine solche innerliche Schwangerschaft.

Das besondere Kunststück ist aber dabei, daß die Mutter zwar die Eier erzeugt, der Vater dagegen die Schwangerschaft übernehmen muß.

Um die Liebeszeit wächst dem Seehengstchen an der unteren Leibesseite durch Wucherung der eigenen Haut eine geräumige Tasche. Der Übertragungsakt besteht dann darin, daß die beiden Pferdlein sich vermöge ihrer famosen Ringelfähigkeit umeinander-

Digitized by Google

wickeln und die Mutter dabei ihre Eier dem Vater direkt auf den Leib legt. Die Hauttasche hebt alsbald ihre Ränder schützend darüber, und — die Mutter ist guter Dinge, denn ihre Mühe ist vorbei, der Vater aber hat fortan die ganze Last buchstäblich am Halse. Er muß die süße Bürde tragen, bis jedes Ei sich zu einem niedlichen Seefüllen ausgewachsen hat; erst diese verlassen durch eine kleine Öffnung probeweise den Beutel und suchen endlich, kühn geworden, ganz das Weite.

Natürlich bedeutet die Schwangerschaft für den Vater hier eine wahre Belastungszeit, genau wie sonst für die Mutter. Und es giebt andere, schon etwas höher stehende Tiere, denen die gleiche Vaterpflicht auferlegt ist und die wirklich durch diese unerhörte Erschwerung des Vaterberufs zu einer regelrechten Zeit des Exils und der Askese verurteilt werden.

Was das Seepferd zuerst vormacht, das treiben nämlich gewisse Kröten sozusagen im Großen, und mit der Dimension wachsen die Folgen ins Unheimliche.

Auf der roten Erde Westfalens haust ein kleiner Lurch, der wohl der spaßhafteste seines ganzen Geschlechts in Europa ist: die Geburtshelferkröte. Ihr Name hängt mit der Mission des Männchens zusammen. Diese kleinen grauen Krötenmännlein sind in der Liebeszeit hitzige Gesellen, die tolle Balgereien miteinander um den Besitz einer Krötenprinzessin vollführen. Ist aber endlich der Bund geschlossen, so bietet der Vater in treuester Hingabe seinen Rücken als „Bauch" dar. Es wächst ihm jedoch keine Tasche wie dem Seepferdchen. In langer Schnur haben die Eier nach Krötenbrauch das Licht der Welt erblickt. Diese Schnur wickelt sich der Krötenvater kunstvoll um die Oberschenkel und zieht mit der offenen Bürde zunächst ab. Die strenge Naturgeschichte verschweigt nicht, daß bei Mangel an Vätern bisweilen ein und derselbe Krötenprinz das Liebesangebinde von drei Prinzessinen zugleich fortschleppt.

Mit dem Schleppen ist es aber nicht allein gethan. Die Eier müssen feucht erhalten werden, denn es sind wasser-

Digitized by Google

bedürftige Amphibieneier. Das Nätlichste wäre ja, gleich ins Wasser damit zu gehen. Gerade die Lebensart dieser Kröten scheint aber bereits eine Anpassung an zeitweisen Wassermangel zu enthalten. So gräbt sich unser Vater mit der süßen Bürde erst anderthalb Wochen in die feuchte Erde, oder er hüpft von Zeit zu Zeit unter nassem Grase hindurch. Inzwischen reifen in den Eiern die Kaulquäppchen. Und eines Tages bietet sich nun doch dem Wandernden ein Tümpel, er taucht, und das kleine geschwänzte Volk löst sich von seiner Wiege, um den Rest seiner Entwickelung nach gemeiner Froschart nun frei im Wasser zu vollenden. Erst das fertige Krötlein wirft den Ruderschwanz wieder ab und klettert ans Land.

Ganz deutlich fühlt man durch: die Geschichte ist hier eine uralte Reiseanpassung. Die Liebe vollzog sich fern vom Wasser. Eine Reise mußte sich erst dazwischen schieben. Ohne diesen Dienst des Vaters als Paketbriefträger der köstlichen Fracht wären die Eier elendiglich in der Wüste liegen geblieben und verdorrt. Heute machen das uralt Erworbene die Enkel automatisch nach, wenn auch Tümpel ganz in der Nähe sind. Sie ist ein Stück versteinerter Urweltsnotwendigkeit, diese Kröte, das Monument einer bangen Stunde fern vom rettenden Kinderteich. Aber wie seltsam, daß der Vater gerade der Retter, der Postbote geworden ist!

Unsere brave Geburtshelferkröte ist aber nur erst wieder eine schlichte Anfängerin gegen die Nasenkröte Chiles, die nach Darwin benannt ist: die Rhinoderma Darwinii.

Es ist ein ganz kleines, schwärzliches Ungetüm, durch Hautlappen an der Nase selbst innerhalb des Krötenideals besonders häßlich. Ein Naturforscher greift das Tier auf und findet es an der Unterseite merkwürdig geschwollen. Er schlitzt ihm den Bauch auf, und aus einer hohlen Trommel, die alle Eingeweide nach oben gequetscht hat und fast den ganzen Raum allein füllt, quellen ihm ein Dutzend fertig entwickelter junger Kröten entgegen. Also vermutet er ein Weibchen und glaubt den höchst

Digitized by Google

eigenartigen Fall eines lebendig gebärenden Amphibiums festgestellt. Aber seine Kröte ist in Wahrheit ein Männchen, und die mysteriöse Trommel ist nichts anderes als der erweiterte, unter den ganzen Bauch herabgeschwollene Kehlsack, also nach gewöhnlichem Krötenbrauch der schöne Resonanzboden für die liebenswürdigen Gesangesleistungen dieser Sumpfnachtigallen.

Mit einiger Mühe wird endlich folgende Historie vom Nasenvater klargelegt. Wenn die Frau Mutter ihre Eier glücklich abgesetzt hat, so schluckt sie der Vater. Das heißt: er schluckt sie nicht in den Magen hinein, sondern bloß (um nach Menschenart das Bild auszudrücken) bis in den Kehlkopf. Hier kugeln sie hinterwärts in den bewußten Kehlsack, der von der Last fast zum Bersten schwillt wie ein überstopfter Tornister. Aber er birst nicht und bald giebt es Leben da drinnen. Im Ei entstehen Kaulquäppchen und aus diesen (das Wasser ist hier ganz ausgeschaltet) endlich leibhaftige junge Kröten. Kein Zweifel, daß das Mitführen dieser angenehmen Menagerie dem Vater in diesem Falle eine wahre Leidenszeit bedeutet. Da die Botanisiertrommel mit ihrem Lebensinhalt den Magen über sich zu einem Minimum zusammenpreßt, ist Diät selbstverständlich: sie entwickelt sich für eine gewisse Zeit allem Anschein nach zur vollkommenen Askese — der Vater hungert um seiner Liebe willen und magert zum Gerippe ab, trotz der dicken Trommel. Noch ist nicht beobachtet worden, wie er endlich die Geister, die er sich durch seinen kühnen Schluck beschworen, wieder los wird, — es bleibt wohl kein Ausweg, als daß die Nestlinge, eines Tages frech geworden, ihm zum Halse wieder herausspringen, — immerhin keine besonders hübsche Situation. Aber die Natur hat einmal wieder eine Art gerettet, und das ist die Hauptsache.

Digitized by Google

Das waren Amphibien-Experimente. Das Säugetier weiß davon nichts mehr. Der Beutel des Känguruh, der die Jungen hegt, sitzt am Mutterbauche, vollends das Kind im Bauche trägt nur die Mutter. Da aber naht wieder von ganz neuer Ecke — der Mensch.

Komm noch einmal zu unseren nackten Bakaïris in den brasilianischen Urwald.

Als echte Indianer, wenn auch von der Südseite, stehen auch sie einigermaßen noch im Totemismus, wenn schon nicht mehr scharf. Noch hat jedes Dorf sein Wappentier, das womöglich in einem lebendigen Exemplar gehalten wird, wie Bern seine Bären, Rom seine kapitolinischen Wölfe hegt. Mitten auf solchem Dorfplatz fanden die Reisenden einen Käfig von mehr als Haushöhe aus langen, wie ein Zelt spitz aufeinander mündenden Stangen. In diesem Zelt saß ein Harpyenadler als Surrogat für den Sperber, nach dem die Kolonie eigentlich „Sperber-Dorf" hieß. In dieser inselhaft abgeschiedenen Welt, wo so viel Menschenaltertümer fortleben in der Hülle schöner nackter Menschenkörper von heute, da stößt du nun auf einen Brauch, der vom ersten Tage an den Beobachtern nicht wenig das Zwerchfell gekitzelt hat.

Ein Indianerkindlein ist geboren worden. Du weißt, wie wenig dieser Aktus durchweg dort der gesunden Mutter ausmacht. Die Frau kniet auf den Boden nieder und klammert sich an einen Pfosten an. So kommt sie nieder. Das eigentliche Lager, die Hängematte, ist zu schade für diese doch nicht ganz reinliche Geschichte. Nun wird die Nabelschnur durchschnitten, und nicht allzu lange danach ist die Indianerin wieder wohlauf und geht an ihre Arbeit. Und doch giebt's in der Hütte ein umständliches Wochenbett.

Der Mann nämlich muß sich in die Hängematte legen, muß fasten oder doch strengste Diät mit „Wochenbettssüpplein" halten. Er wird gepflegt wie ein Schwerkranker, gepflegt unter Umständen von der Frau selbst. Neben ihm liegt das

Digitized by Google

Kindlein, als habe er es in Schmerzen geboren. Er bläst es an, wenn es schwach ist. Er achtet, ob der Rest der Nabelschnur richtig abheilt. Die acht Tage, die das dauert, sind seine strengste Zeit. Die Hängematte darf er darin nicht verlassen außer zur Befriedigung der Notdurft. Sollte die Frau doch auch noch in der Zeit unpäßlich sein oder das Kind wegen Schwäche der Doppelhülfe dauernd benötigen, so hängen die Wöchnerin und der „Wöchner" ernsthaft nebeneinander in ihren Matten. Steinen fand so in gleicher Hütte eine Wochenstube mit vier Hängematten, zwei mit Weiblein, zwei mit Männlein. Die ausschließliche Nahrung der armen mithaftenden Ehemänner war ein ganz dünnes Süpplein mit etwas Mandiokaeinlage.

Das ist aber schon eine Bevorzugung, denn bei anderen Indianerstämmen darf der traurige Ehemann in den ersten fünf Tagen überhaupt nichts essen. Dann giebt es weitere vier Tage nur Mehlsuppe und so schrittweise etwas mehr. Fleischkost bleibt aber für mehrere Monate noch versagt. Und zu diesem Leidenszustand färbt der Wöchner sich schwarz wie ein Schornsteinfeger.

Je nach der Stammessitte, wird die Sache noch so oder so überhaupt erschwert. Wo das Stilleliegen und Diäthalten selbst in die Monate geht, da ersteht der Arme aus dem „Männerkindbett" abgemagert zum Skelett. Aber mehr noch. Es giebt Stämme dieser Südamerikaner, die das Spiel noch weiter in den Ernst zu treiben suchen. Der Vater soll nicht nur stille liegen und fasten: er soll bluten, soll sich in Schmerzen winden wie die Mutter. Da muß das unentwegte Probatmittel des Schneidens und Brennens nur schon wieder heran.

Nach Ablauf der ersten vierzig Tage ist der Unglücksmann verpflichtet, ein Diner zu geben. Die Anverwanden versammeln sich um ihn und essen zunächst feierlich die sämtlichen Brodkrusten auf, die sich in den vierzig Tagen bei ihm auf-

Digitized by Google

gehäuft haben, sintemal er solange nur die Krume verzehren durfte. Zum Dank gehen sie aber mit ihm selber dabei um wie die Satane. Mit dem spitzen Zahn des Aguti-Nagetiers ritzen sie ihm die Haut am ganzen Leib, als solle er lebendig geschunden werden. Nach diesem kochen sie einen dicken Brei aus 60 bis 80 Körnern spanischen Pfeffers von der stärksten Sorte, der wird dem Marsyas als Pflaster auf seine Wunden gelegt. Lebendigverbranntwerden auf wirklichem Rost soll nichts dagegen sein. Aber das Opfer darf keinen Laut von sich geben, sonst ist der Vater der Ehre nicht würdig. Erst wenn er sich in Blut und Pfeffer wälzt, gilt das Kind als abverdient und man überläßt ihn wieder seiner Diät in der Hängematte, die noch weitere Monate dauern muß, während die liebe Verwandtschaft, Mann, Weib und eigene Ehefrau, sich auf seine Kosten zu einem großen Kindbettfest mit üppiger Schlemmertafel zusammensetzt.

Die anscheinend unübertreffliche Verrücktheit dieser Sitte läßt zunächst vermuten, sie möchte doch wohl nur eine Art lokaler Geistesverirrung in einem kleinen Narrenwinkel der Menschheit sein. Aber dieser Winkel ist nahezu das ganze Südamerika. Dann belehrt dich der alte Marko Polo, daß genau die gleiche Geschichte schon vor 600 Jahren in China gang und gäbe war, und dort blüht sie in dem Gebirgsvolk der Miau-tße heute noch. In Afrika ist sie wenigstens in früheren Zeiten noch bei Kongo-Negern angetroffen worden. Die antike Notizweisheit bei Diodor und Strabo bringt sie dir dann gar dicht an den Pforten unsrer Kultur geschichtlich in Sicht: nach Diodor gab es ein Männerkindbett im Mufflon-Lande, auf Korsika. Der zuverlässige Strabo aber hat es bei den Iberern in Spanien gefunden. Und es setzt dem Ganzen die Krone auf, daß in einem spanisch-französischen Grenzwinkel, bei den noch fortvegetierenden Resten der alten Basken im Pyrenäengebiet, die Sitte denn glücklich auch thatsächlich noch inmitten der heutigen Kultur, bei bekleideten, modern

Digitized by Google

staatlich einregistrierten Bauersleuten, vorkommt. Von dort haben wir den offiziellen Titel der Kultur dafür erhalten, das französische Wort: „Couvade." Die baskische Bäuerin steht auf, sobald nur die erste Attake vorüber ist: der Bauer aber legt sich an ihrer statt mit dem Neugeborenen im Arm ins Bett und empfängt ernsthaft die Wochenbesuche und Glückwünsche der Nachbarn.

Angesichts dieser Sturzwelle von Narrheit um die ganze Erde herum, ist es denn eine wahre Erlösung, wenn man sich sagen darf, daß der Unsinn doch wenigstens Methode hat. Er verkörpert wieder nichts anderes als ein Stück menschlicher Urwelt.

Überall da, wo das auftauchende und sieghaft durchbrechende „Vaterrecht" an Name, Besitz, Stammeszugehörigkeit des Kindes in Zwist geriet mit den alten, embryologischen Vorstellungen, die der Mutter den Löwenanteil am Kinde beimaßen, schob sich das Männerkindbett ein als eine Art mystischen Ausgleichs.

Es rehabilitierte künstlich den Vater.

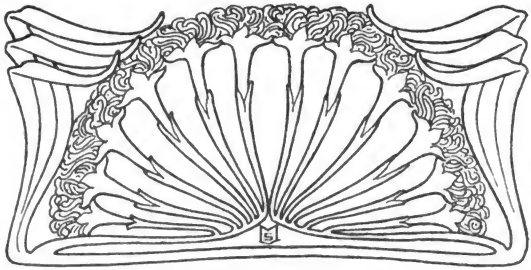
Es versuchte einen nachträglichen Anschluß herzustellen zwischen Vater und Kind, der dem Gebärakt ungefähr entsprach, da denn einmal die Zeugung allein nicht genügen sollte. Wunderlich spielten Phantasie und Realität hier durcheinander. Eigentlich war's ja doch nur ein Mummenschanz. Aber man muß sich in diese Prozesse der Völkerseele eindenken. Alles Medizinische hat da von Anfang an etwas von Zauberei an sich gehabt. Fasten, in der Hängematte liegen, gar Blut und Pfeffer: das hatte eine magische Macht, es griff über in die dämonischen Zusammenhänge hinter den Dingen, hinter den Personen. Die Hexe legt einen Strohwisch ins Feuer und läßt ihn verkohlen, — dabei denkt sie an einen Menschen, dem sie übel will, der aber hundert Meilen fern ist; in der gleichen Stunde packt den ein unerklärlicher Fieberbrand und rafft ihn hin. Auf solchen Ideengängen wächst auch das

Digitized by Google

Männerkindbett. Es ist eine magische Adoption. Erst wenn ihre Bedingungen erfüllt sind, darf der Vater sich als Besitzer des Kindes ansehen vor Gott und Menschen, erst dann gehört es leiblich und seelisch ihm an, seinem Geschlecht, seinem Stamm. Durch einen Zauber, durch ein Wunder ist es übergeführt in sein Totem, ist fortan Blut von ihm, obwohl eine Mutter aus fremdem Totem es leiblich geboren hat.

Auch hier wieder ist es das ungeheure Verlangen des Menschen, das durchbricht: das Verlangen, die Natur zu meistern, zu biegen nach seinem Wunsch. Er ist das gleiche Verlangen, das schließlich Berge durchbohrt und den Blitz gebändigt hat, das heute auf Dampfwagen fährt und durch Wände schaut. Bloß daß der erste, ältere Weg die Welt zu zwingen meinte mit dem Fußtritt einer Zauberformel, während wir anfangen, die wirkliche feine Sprache der Naturgeister — das Gesetz der Naturkräfte — zu verstehen, und eine gebildete Rede mit ihnen zu führen wissen, die wirklich zum Ziel führt. Die Sehnsucht aber ist heute die von vor Jahrtausenden. In dieser Sehnsucht steckt der Mensch. Es war die Sehnsucht, die durch das ganze Leben heraufkam, aber unendlich zersplittert: die Sehnsucht, Herr der Dinge zu werden. Aus ihr die millionen Anpassungen. Bis das alles eines Tages Menschengeist wird, Prometheus, der jetzt endlich das ganze wimmelnde Verlangen der vielköpfigen Tierheit in seiner Hand vereinigt — und der diese Hand ausstreckt, das Feuer des Himmels zu stehlen, das Feuer, in dem das Schwert der Erdherrschaft geschmiedet wird.

Digitized by Google



Stamm zu Stamm standen sich also wieder gegenüber wie Männchen und Weibchen in den Anfängen der Geschlechtertrennung, — als die beiden Hälften eines höheren Liebesindividuums. Jeder Stamm war ein vielköpfiges Individuum mit hermaphroditischem Bau gleich der Weinbergschnecke geworden, — mit männlichen und weiblichen Geschlechtsteilen in ein und demselben Körper. Wie bei den Schnecken durfte aber auch hier der Hermaphrodit sich nicht selber befruchten, sondern die Organe zweier Individuen mußten sich kreuzweise berühren. So tauschten die Stämme ihr junges Volk übers Kreuz aus.

Auf dieser Stufe ist klar, daß sich alle die Gegensätze wiederholen mußten, die unten bei dem einfachen Anschluß des Liebesindividuums dir entgegengetreten sind. Stamm zu Stamm konnten in wilder Gegnerschaft stehen als einfache Individuen wie die Spinnen und die Maulwürfe. Dann mußte auch die Liebeseinheit sich in roher Form ertrotzen. Oder Stamm zu Stamm konnten in einem annehmbaren Frieden leben, eine noch wieder größere Genossenschaft von Stämmen konnte ein „Volk" bilden, indem eine durchgehende Rechtsordnung die Dinge regelte. Dann war der Umtausch des jungen Nachwuchses ein friedliches Geschäft, das nur bestimmte totemistische und damit zusammenhängende wirtschaftliche Rechtsregelungen nötig machte.

Digitized by Google

In der einfachsten logischen Linie fügt sich dir hier wieder ein „Wirkliches“ ein, das in der Völkerkunde eine umfassende Rolle spielt. Die Sitte nämlich des Frauenraubs und des Frauenkaufs.

Wenn du in die süßeste Romantik dich hineinträumen willst, so denkst du an die Ritterburg auf hohem Fels, wo die sonnenschöne Tochter vom bösen alten Vater streng bewacht wird. Der starke junge Ritter erklettert in wilder Sturmnacht die senkrechte Felswand und entführt das liebesfrohe Burgfräulein auf seinem schnellen Roß. Oder aus dem schwarzen Walde brechen die Räuber und verschleppen das Bürgermädchen, damit sie ihre Räuberkönigin werde. Als Schuljunge lernst du zwischen viel Langeweile doch auch die pikante Historia vom Raub der Sabinerinnen, von der gewaltsam in den Hades stibitzten Proserpina, vom kühnen Paris, der aus dem fremden Trojanervolk die Helena entführt, von der wilden Brunhild, die mit Gewalt erzwungen werden muß und des Königs spottet, der zu schwach ist. Durch alle diese Bilder gaukelt der gleiche Zauber: der Bräutigam raubt die Braut! Je nachdem hat das etwas von wilder Notzucht. Aber das wäre nicht eigentlich romantisch. Die Romantik braucht heiße Liebe beider Parteien, sie braucht auch Ehe als Ziel. Aber dazwischen schiebt sich wie ein besonderes Gewürz das Wilde, Handgreifliche, Gewaltsame: der Raub, der mit einem Ruck alle Fäden sprengt, in denen die Braut bis dahin eingesponnen saß, der sie symbolisch nackt in die Hand des Geliebten giebt, als des fortan Einzigen, der nun Vater und Mutter und alles zugleich für sie wird, wie es in Andromaches wunderbarer Rede zu Hektor bei Homer heißt.

Und es ist ein altes Gewürz, aus uralter Küche. Wieder rollst du das große Panorama auf, das diese ganze Romantik doch noch gar nicht kannte: den tropischen Urwald, die dampfende Vulkaninsel, das palmenüberwehte Koralleneiland im blauen Südmeer. Und auch dort stößt du auf Fälle die

Digitized by Google

Fülle, wo eine solche lustige Räuberromantik heute noch der Ehe vorausläuft, hergebracht, als müsse es so sein, wenn auch meist in eine halbspielende Form gebracht, die uns zeigt, daß gemilderte Sitte hier nur noch ein Schattenbild alten blutigen Ernstes bewahrt. Auf dem Festland von Australien und in Neu-Guinea, auf den Fidschis im Korallenmeere und wieder auf den Kurilen und bei den Samojeden und Lappen hoch im Norden, bei den Feuerländern polarisch tief im Süden, — überall holt der Bräutigam sich heimlich, bei Nacht, durch Einbruch und List und, wenn es not thut, unter kleinen Kämpfen mit den Verwandten sogar, die Liebste aus dem fremden Stamm heraus. Freilich ist es in den meisten dieser noch „lebendigen" Fälle nicht mehr ein Raub gerade auf Tod und Leben. Schließlich will man ja doch, daß die jungen Leute Ehen gründen. Bei den Australiern ist der eigentlich grobe Raub meist nur ein Ausweg, wo ein ordentliches Rechtsgeschäft zwischen Stamm und Stamm nicht zustande kommen will. Die Seele dieses friedlichen Rechtsgeschäfts würde ja sein, daß jeder Stamm mit dem anderen genau seine disponiblen Jünglinge und Mädchen kreuzweise austauschte. Wo aber die Jünglinge des einen Stammes nicht genug Schwestern als Gegengift ins Feld führen können, also an sich verworrene Fäden einspielen, da muß der Raub das Recht brechen: der junge Mann stibitzt sich ein Mädel außerhalb aller Vereinbarung, und wenn das selber auch willig mitgeht, so setzt es für den Entführer doch eventuell jetzt wirklich noch blutigen Kampf mit den Anverwandten der Entführten. Anderswo ist aber, eben mit immer besseren Sitten, der ganze „Raub" eine Art Komödie geworden, blos geeignet, mit etwas Sturm und Drang über den Akt des Losreißens der Braut von ihrer Familie irgendwie wegzuhelfen. Der Brautraub ist da zum Polterabendscherz oder zur derben Ehekomödie für die Unbeteiligten umgeformt. Das hast du bis zu unseren deutschen Bauern von heute noch im bayrischen Hochzeitsspiel des

Digitized by Google

„Brautlaufs“ mit einem improvisierten Haschen der Braut durch den Bräutigam, oder in ähnlichen Lokalscherzen, wo der Bräutigam regelrecht bei der Hochzeit verwalkt wird von den lieben Anverwandten, ohne daß das ärger gefaßt wird, denn als hergebrachter Spaß. Und doch ist der Urgrund zweifellos jener alte aus wirklich rauher Zeit, da Stamm zu Stamm feindlich stand wie Spinne zu Spinnerich und doch die Notwendigkeit sich einstellte, von Stamm zu Stamm die Mädchen auszutauschen. Der „Frauenraub“ war der alte Kompromiß, so, wie der Spinnerich sich sein Eherecht als einen Raub im günstigen Augenblick holt.

Wo die Sitten sich verfeinerten, stellte als höhere Stufe, als Stufe der Milde, sich allgemein der friedliche Tausch nach Übereinkommen oder, wo der nicht möglich war, der einfache Kauf ein. Der junge Mann des einen Stammes erschien im anderen und kaufte sich das Mädchen, das ihm gefiel. Es klingt das ja so bitter, viel bitterer als das Wörtchen „Raub“. Raub schmeckt auch uns noch nach Romantik, Kauf wirkt als edles Krämertum. Die Frau erscheint aufs tiefste plötzlich erniedrigt. Ihr Wert, für den dort das Blut des Werbers gerade genug war, scheint auf eine Stufe herabzusinken wie ein Stück Vieh. Und um Vieh geht es ja wirklich dabei. Da kommt der Neger und bringt seine Ochsen an. Ein Tarif besteht. Für so und so viele (etwa 5 im geringsten Falle bei den Betschuanen) bekommt er das Mädchen.

Und doch wieder, wenn du auch das auf seine echte alte Farbe abstimmst, ist es gar nicht so schlimm. Das Mädchen wird aus dem fremden Stamme gerissen. Diese Lücke müßte eigentlich ein entsprechender Menschenzuwachs füllen, indem einer seiner Stammesgenossen drüben in des Bräutigams Stamm auch ein Mädchen freite. Das wäre die sozusagen

Digitized by Google

mathematische Regelung, bei der keiner zu kurz käme. Nun läßt sich das aber in verwickelteren Verhältnissen nicht mehr so durchführen. Was thun? Raub entspricht den Sitten auch nicht mehr. So wird wieder ein Kompromiß gesucht. Der Werber muß dem Stamme irgend einen Ersatz geben. Auf diesem naiven Standpunkte läßt sich sehr gut ein Menschenwert in Ochsen verrechnen. Es gehört gar keine besondere Mißachtung des Weibes dazu. Auch der Mann könnte nötigen Falles genau so taxiert werden.

Bei den Zulukaffern heißt der Ehekauf Ukulobola. Alles ist dabei festgeregelt. Der Durchschnittspreis der Frau schwankt hier von 4 bis 6 Rindern, die Häuptlingstochter aber gilt mindestens 25, oft 100. „Die tiefste Wurzel", sagt Ratzel sehr gut, „hat diese Sitte dabei nicht etwa im Herzen der Männer, sondern vielmehr in dem der Weiber, in welchen das Gefühl ihres Wertes mit der Zahl der Rinder sich erhöht, um welche sie gekauft werden. Ebensowenig würde in der Regel ein Mann geneigt sein, eine Frau für nichts zu nehmen; er würde sich selbst dadurch erniedrigt fühlen. Die Kraft gegenseitiger Anerkennung gewinnt das Heiratsband erst durch diesen Kauf, und Mann wie Frau würden sich nicht für regelrecht miteinander verbunden halten, wenn jener nicht für diese etwas gegeben oder mindestens versprochen haben würde." Ist die Frau in der Ehe besonders leistungsfähig, was Arbeit und Kindersegen angeht, so kommen nicht selten die Angehörigen noch mit einer Nachforderung. Umgekehrt ereignet es sich, daß der Mann dem Schwiegervater die Tochter als unbrauchbar heimschickt und um Rückzahlung der Kaufsumme einkommt. Geht der Alte nicht darauf ein, so degradiert jetzt der Mann die Frau zur Sklavin; der Kauf, so lange er von beiden Parteien zu Recht anerkannt war, bestätigte sie vielmehr gerade als Nichtsklavin, als freie Frau!

Andererseits darfst du den Frauenkauf aber auch nicht zusammenwerfen etwa mit unserem Begriff der Aussteuer. Die Aus-

Digitized by Google

steuer geht an die jungen Leute selbst, soll eine materielle Grundlage ihrer Ehe bilden. Den Kaufpreis erhält der Schwiegervater und in ihm der Stamm, aus dem das Mädchen fortgeholt wird, er ist die Sühne für den ideellen „Raub".

Lieblich aber mischen sich hier die Melodieen aus den Hirtenbildern des alten Testaments ein. In der Sage von Jakob, der um die Rahel freit, hast du den Kauf in seiner idyllischsten Form. Das Kapital des Freiers, das er anbieten kann, steckt in seiner Hände Kraft. Sieben Jahre stellt er diese Kraft in des Schwiegervaters Dienst, dann ist die Sühne abgetragen und die Tochter sein. Wir sind fernab von Kampf und Raub. Nicht mit seinem Blute, sondern mit seiner Arbeit erkauft der Freier die Braut. Aber auch hier noch ist es Arbeit für den fremden Stamm, nicht für das eigene Heim. Wer das alte Testament mit seinen Liebesgeschichten prüfend auf diese Dinge liest, der findet allerorten die alten Pfade noch, die diese urtümlichen Liebesdinge in der Menschheitsseele ausgetreten haben. Die Frühsonne der Kultur leuchtet schon hinein und läßt die Umrisse verschwimmen. Aber es macht dieses Buch so wunderbar, daß es mit einem Fuße wirklich noch in dem großen Nebelgrau steht, aus dem dieses wilde und zarte, rohe und sich bildende Menschentier heraufgekrochen ist.

Ein verwandtes Bild, das aber zugleich schon weiter führt, hast du hoch oben in Kamtschatka. Es ist kurz vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Da verunglückt dort eine Expedition. Die Teilnehmer werden durch Schiffbruch fast ein Jahr an wildem Strande festgehalten. Es ist der Strand, wo auch die Liebesgeschichte der Seebären spielt. Jene Expedition aber ist berühmt geworden durch zweierlei. In ihrer Not entdeckten die Schiffbrüchigen dort als Nahrungsquelle eine riesige Seekuh, das sogenannte Borkentier. Sie lebte noch, — wenig später war sie durch diese und folgende Besucher bis auf den letzten Kopf ausgerottet, — aufgegessen.

Digitized by Google

Daß wir aber genaues von ihr wissen, danken wir dem anderen Umstand, daß bei dieser Expedition ein großer beobachtender Naturforscher war, — Steller. Dieser Steller aber hat uns nicht nur von Seebären und Seekühen und ihrem Leben und Lieben berichtet. Er hat auch die Sitten der Kamtschadalen da oben geschildert, der Itelmen oder Itelmänen, der Hyperboreer an der Beringsstraße, in ihrem einförmigen Eskimodasein auf der Grenze der Polaröde. Auch hier taucht zunächst das schlichte Bild auf: der Freier, der sich die Braut beim Schwiegervater abverdienen will.

„Wenn jemand von den Itelmänen heiraten will", hörst du da, „so kann er auf keine andere Art zu einer Frau kommen, als er muß sie dem Vater abdienen. Wo er sich nun eine Jungfer ausgesehen, so geht er hin, spricht nicht ein Wort, sondern stellt sich, als ob er noch so lange daselbst bekannt gewesen wäre. Fängt an, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit vorzunehmen, und sich vor anderen durch Stärke und Leistung angenehmer und schwerer Dienste den Schwiegereltern und seiner Braut angenehmer zu machen. Ob nun gleich in den ersten Tagen sowohl die Eltern, als die Braut wahrnimmt, auf wen es abgesehen, dadurch, daß er sich alle Zeit besonders um diejenige Person macht, mit allerlei Handreichung bemüht, und sich des Nachts so nahe zu ihr schlafen legt, als er immer kann, nichtsdestoweniger fragt ihn niemand, bis er nach ein-, zwei-, drei-, vierjährigen Knechtsdiensten soweit kommt, daß er nicht allein den Schwiegereltern, sondern auch der Braut gefällig werde. Gefällt er nicht, so sind alle seine Dienste verloren und vergebens und er muß sich wieder ohne alle Bezahlung und Revanche wegpacken. Giebt ihm die letztere Zeichen von ihrer Gunst, so spricht er den Vater alsdann erst um die Tochter an und erklärt die Absicht seiner Dienste, oder die Eltern sagen selbst zu ihm: nun bist du ein fertiger und fleißiger Mensch, fahre also fort, und sieh zu, wie du deine Braut bald betrügst und überkommst. Der Vater entsagt ihm

Digitized by Google

niemals ſeine Tochter, thut aber auch nicht mehr, als daß er ſpricht: gwatei, haſche, greife ſie, alsdann geht die Freierei und Hochzeit zugleich an. Von der Zeit aber an, da der Bräutigam in der Wohnung arbeitet und dient, hat er allezeit das Recht zu probieren, ſeiner Braut auf den Dienſt zu lauern, ob er ſie nicht unverſehens überrumpeln könne. Die Braut hingegen ſieht ſich allezeit vor, daß ſie nicht mit ihm allein in- oder außerhalb der Wohnung zuſammenkomme."

Indeſſen eines Tages glückt ihm der Sieg doch. Wir ſind in einer naiv-rohen Welt. Die Überrumpelung iſt derb gewaltſam gemeint. Sie muß wenigſtens ſymboliſch bis zu einer beſtimmten Grenze kommen. Gewaltſam muß der Überwinder dem Weibe die Kleiderhülle löſen und mit der Hand die Liebesſtätte bezeichnen. Mißlingt ihm das, ſo wird er zum Überfluß von den Verwandten jämmerlich verprügelt. „Aber", ſetzt Steller hinzu, „war die Braut dem Bräutigam ſehr gewogen, ſo ergab ſie ſich bald in ſeinen Willen, verſchanzte ſich nicht ſo ſtark und gab ihm ſelbſt Gelegenheit, daß er bald dazu käme, doch aber mußte allezeit eine Weigerung um der Ehre und der Ökonomie willen ſimuliert werden."

Nun merke wohl, wie hier ein zweites nebenher völlig deutlich wird.

So lange man vom „Brautkauf" gehört hat, ſo lange iſt auch darüber des Schreckens kein Ende geweſen, daß hier ein Weib einfach wie ein Stück Vieh, über ſeinen eigenen Wunſch fort, könne vergeben werden. Und auch auf den Freier fiel ein ſeltſames Licht, der ſo ohne alles Vorſpiel kam und, kaum beſehen, ſchon kaufte. Wo blieb da alle „Liebe", oder, um es zoologiſch zu ſagen, wo blieb alle freie Ausleſe des Beſten,

Digitized by Google

alle individuelle Wahl? Soll etwa gerade der Menſch auf Formen des Liebeslebens geraten ſein, die dieſen ungeheuren Faktor, der doch ſchon im oberen Tierreiche mächtig und mächtiger heranwächſt, wenigſtens zeitweiſe ganz wieder ausgeſchaltet haben?

Nun ließe ſich ja ſagen, es möchte für den Freier ein einziger Blick auf die Körperſchöne des Mädchens genügen, daß er Luſt fühle, auf den Kauf einzugehen, und das wäre dann ſchon eine äſthetiſche Wahl. Das Mädchen aber könnte denken, wer am beſten zahlt, ſo daß der Vater auf die Sache eingeht, der wird der beſte ſein. Aber ſchon die letztere Entſchuldigung hinkt gefährlich. Es liegt ja auch für den Menſchen wie für den Maulwurf ein unvergänglicher Sinn in dem Gedanken, daß der der beſte Mann iſt, der an das Mädchen heran kann, — eben weil er es kann. Brunhild liegt getroſt in ihrer Waberlohe: denn wer die überwindet, der muß eben ein Siegfried ſein. Aber wenn die Waberlohe auch mit Geld abgezahlt werden kann, ſo drängt ſich doch ein ſeltſames Gefühl auf. Und hier iſt die kleine Itelmänenhiſtorie überaus lehrreich. Sie zeigt klärlich, wie eben doch die Natur mit ihrem Wahlgeſetz zum Vorteil der unabläſſigen Raſſenbeſſerung ſich auch hier durchſetzte.

Das Abverdienen der Braut im Hauſe hat neben dem Geldſinn auch noch einen Sinn des Sichkennenlernens, es ſchiebt ein längeres Interreguum der Wahlfreiheit für das Mädchen ein. Eine derbe phyſiſche Kraftprobe muß das Ganze krönen, bei der aber auch ſchon das Fazit mitſpricht, das das Mädel aus den Jahren des ledigen Nebeneinandergehens ſich gezogen hat. Nun findet freilich dieſes Dienen beim Schwiegervater wieder nicht überall ſtatt, — was alſo dann, wenn wirklich der Freier ganz unvermittelt zum Vater des Mädels kommt und ſie kaufen will?

Was nützt es, daß der Vater ſelbſt die Tochter fragt, ob ſie einwillige? Wo die Verhältniſſe nicht mehr oder

Digitized by Google

minder in der Degeneration sind und etwa die Polygamie ohnehin das Weib bereits tief unter das Normalmaß erniedrigt hat, da wirst du auch beim nackten Wilden sehen, daß diese Frage gestellt wird und daß das Veto der Frau gilt. Es ist klar, daß dem Mädchen von vornherein der reiche Freier imponiert, warum nicht, Reichtum ist im Werkzeug-Sinne des Menschen, ja im Grunde nur ein nach außen verlegtes Organ, ein Stück außen niedergelegtes und also auch der Frau zugängliches Nährblut, ein Stück Nervenkraft auf Reserve. Aber wenn der Reichtum ersetzen soll, daß der Freier einen Buckel hat, so hat sich vom nackten Wildenkinde bis zur feinsten Kulturdame noch in jedem gesunden Mädchen der gesunde Naturinn aufgelehnt. Umgekehrt ist immer wieder ein Plus an Geistes- und Körperliebreiz von den Mädchen aller Jahrtausende ausgespielt worden als Äquivalent für Armut an klingenden Schätzen. Und immer in allen wirklichen und sagenhaften Liebesgeschichten aller Völker findest du auch das Mädchen stark sich in diesem gesunden Instinkte zu behaupten. Der schöne junge Schweinehirt kriegt die Prinzessin und der Mümmelgreis, der mit der Goldtruhe kommt, hat das Nachsehen. Aber bei alledem und gerade deswegen erst recht fragt sich, wo und wie dem Freier, wie dem Mädel Gelegenheit gegeben werden soll, sich kennen zu lernen, ehe der Fall vor den Schwiegervater überhaupt kommt.

Hier wird nun wieder eine Linie im Liebesleben des Naturmenschen klar.

Je fester die Ehe sich ausgestaltet, je höher sie steigt, je mehr sie eine große, grundwichtige Angelegenheit zwischen zwei Sippen mit bindenden Rechtsdingen wird, — desto mehr wird der Verkehr zwischen den jungen, noch unverheirateten Leuten beiderlei Geschlechts freigegeben.

Digitized by Google

Auch das ist wieder ein Zug, der durch die ganze Menschheitsgeschichte heraufkommt, vom nackten Wilden, wo das junge Volk vielfältig eine Art Verband unter sich bildet mit freiesten Sitten, an denen Niemand Anstoß nimmt, — bis zu unseren feierlichen Tanzvergnügen im Salon. Es hat ja den Beobachtern je nachdem das verzweifeltste Kopfzerbrechen gemacht: dicht nebeneinander stießen sie bei allen möglichen Völkern der großen Erdenarche auf die wahrhaft raffiniertesten Festigungen der Ehe, als sei diese das schlechterdings einzig Echte und Heilige neben Mann und Frau — und dann wieder auf eine Ungebundenheit des Verkehrs der ledigen Jünglinge und Mädchen, die alledem Hohn zu sprechen schien.

Bei den Negern in Afrika hast du vielfach die schärfste Auffassung von Treue der Ehefrau — und daneben gar kein Verständnis für klösterliche Keuschheit des noch unverheirateten Mädchens. Bei den Malayen in Lambok wird die Ehebrecherin mit dem Verführer zusammengebunden und den Krokodilen vorgeworfen: das ledige junge Mädchen kann sich mit Männern einlassen soviel es will. Wo das Männerhaus noch so abgeschlossen gegen alle Ehefrauen ragt, da spinnen sich doch, wie erzählt, die Fäden ohne Scheu zu den ledigen Mädchen hinüber. Überall kreuzt ja diesen Zug jener andere feindlich: daß die Braut noch körperlich rein sein soll beim Eheschluß. Wo das ein Paragraph des Kaufkontraktes wird, muß natürlich der freie Mädchenverkehr eine Grenze haben weit unterhalb des eigentlichen erotischen Zieles. Aber anderswo legt man hierauf eben kein Gewicht und dann steht gar nichts im Wege, daß nicht der echten Ehe die verschiedensten Probeverhältnisse vorausgegangen sein könnten.

Wer das jetzt oberflächlich anschaut, der wird jeden Standpunkt der Moral verlieren und von himmelschreiender Unkeuschheit des jungen Volkes reden. Und doch hatten gerade auch diese Sachen ihre grobe Naturmoral. Dieses freie Interregnum vor der Ehe steht in einem tiefen Kausalzusammenhang

Digitized by Google

gerade mit dieser Ehe. Es bildet in der dunkel tastenden Absicht wieder einen Kompromiß: den Kompromiß der endgültigen, nicht mehr lösbaren Ehe eben mit jenem Prinzip der Wahl des möglichst guten, möglichst für den Ur-Zweck der Ehe tauglichsten Paares.

Je fester Stamm sich in Urtagen schon gegen Stamm abschloß, — je notwendiger aber die Ehe trotzdem übers Kreuz von Stamm zu Stamm griff mit all den genannten Folgeerscheinungen wie Brautraub und Brautkauf: — desto nötiger wurde das Zerhauen des Knotens an einer Stelle: nämlich eben bei den Beziehungen der jungen, noch unverehelichten Leute zwischen Stamm und Stamm. Für sie mußte der Stamm als solcher zeitweise wirklich gewissermaßen aufgehoben werden, ein loses Hin- und Wiederspielen mußte von beiden Stämmen her toleriert werden so lange, bis die rechten Paare zur Ehe sich gefunden hatten.

In der Ehe selbst konnte, sollte nicht mehr „geprobt" werden. Wenn sie geschlossen war, war das Fallgitter herunter. Sie hatte etwas endgültiges. So lag es nahe genug, daß diese vorehelichen Proben schon in ihr faktisches Gebiet tastend übergriffen. Würde der Mann erotisch stark genug sein? Würde das Mädchen Kinder bekommen? Besser das auf Probe feststellen, als nachher die Ehe daran scheitern sehen. Bei jenen Kamtschadalen darf der Mann das Mädchen nahezu vor der Ehe vergewaltigen, ja es wird verlangt, daß er die physische Kraft wenigstens dazu zeige. Doch er geht nur symbolisch bis ans letzte Ziel, nicht wirklich. Wenn er die Stelle, wo in der Ehe das neue Leben erblühen soll, symbolisch mit der Hand berührt hat, so ist die Probe bestanden. Mitten in unserer Kulturwelt hast du aber Bräuche, die wirklich noch viel weiter gehen.

Man muß die ganze Feierlichkeit einer Bauernhochzeit mitgemacht haben, um einen Begriff zu erlangen, wie hoch bei unseren Bauern gerade der Rechtsstandpunkt der Ehe steht. Und

Digitized by Google

doch hast du in Bauernkreisen massenhaft ganz ruhig daneben die „Sitte", daß der Brautstand vor der Ehe sich schon zu einer regelrechten „Probeehe" entwickelt.

Diese „Probeehe" ist keineswegs, wie ein oberflächliches Moralisieren glaubt, ein sexuelles Monstrum, sondern sie hat ihre ganz feste Idee. Das verlobte Paar tritt nicht sofort zur echten Ehe über, sondern es unterhält, ein oder einige Jahre lang, einen freien Geschlechtsverkehr, der allerdings als solcher völlig bis zum Ziel geht. Erprobt wird dabei — und darauf eben geht die Sache — ob des Mannes Kraft und des Mädchens Anlage wirklich derart sind, daß das große, absolut notwendige Pfand der wirklichen Ehe erwartet werden darf: nämlich Kinder. Wird mit allem Probeverkehr keine Schwängerung erzielt, so geht das Paar wieder auseinander und der Verkehr selber gilt für das Mädchen nicht als Makel. Erfolgt dagegen eine Schwängerung, so ist das allerdings jetzt das Urteil höchster Instanz: vom Moralboden muß jetzt die Ehe geschlossen werden. Der Bräutigam, der sein Mädchen jetzt verließe, gälte als ehrloser Verführer, der sich über einen Zweck hinwegsetzen will, der allein das Mittel heiligte.

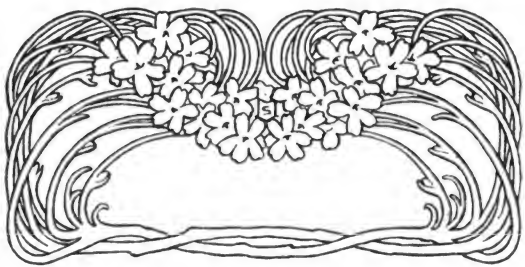
Diese „Probeehe" ist bei den Kulturvölkern Europas offenbar uralt. Das urtümliche alemannische Gesetz kennt sie schon. Der englische Bauer in Yorkshire hat eine bestimmte Verlobungsformel „If thee tac, I tac thee", das ist: „Wenn du empfängst, nehme ich Dich." Bei den Schwarzwälder Bauern unterscheidet man „Kommnächte" und „Probenächte". Der junge Bursche klettert durch das Fenster in die Schlafkammer des Mädchens, doch zunächst nur zur einfachen Plauderei. Das ist die Kommnacht, die erste Stufe zum Kennenlernen. Erst nach einer Weile entwickelt sich daraus die Probenacht mit allen Freiheiten. Aber auch sie kann ruhig noch einmal vorübergehen und das Mädchen darf ohne Schaden ihres Rufes den Bräutigam wechseln. Es war eben doch nicht der rechte! Nur wenn der Wechsel zu oft stattfindet, heftet sich das Odium daran, es seien die

Digitized by Google

Burſchen der veranlaſſende Teil und das Mädchen müſſe einen „Ehefehler“ haben.

Überall, wo die Ammenkultur blüht, magſt du auf ähnliche Bräuche im Hintergrunde ſchließen. Das Wirtſchaftsleben hat bloß ſich der Sache bemächtigt. Aus dem Zuſtande des vorehelich geſchwängerten Mädchens iſt ein Erwerbszweig geworden, der die Ehe weit noch über die Geburt des erſten Kindes hinaus verzettelt. Aber dieſes Kind iſt in der Mehrzahl der Fälle deshalb kein uneheliches im groben Sinne. Die Amme kehrt in ihre Heimat zurück und heiratet ihren Probemann. Verläßt er ſie doch noch, ſo iſt er ein ehrloſer Kerl, der die „Treue“ gebrochen hat!

Digitized by Google



Noch immer, auch in all dieſen wechſelnden Arabesken des menſchlichen Liebeslebens, haſt du dich kaum entfernt von der großen Linie, wie ſie im Tierreich ſchon vorgezeichnet war.

Es bleibt dir eine Stufe noch übrig, die auch dort ſchon war: die zerſetzende Wirkung des Sozialen gegenüber der Ehe überhaupt. Und auch dieſer Zug iſt fühlbar im Liebesroman der Menſchheit, wenn auch nirgendwo eigentlich ausgebaut.

Man merkt, daß er, bisher wenigſtens in der geſchichtlich gegebenen Kapitelreihe, nicht ankonnte gegen die immer wachſende Wucht der Ehe. Aber als Unterſtrömung gewühlt hat er doch und es iſt wichtig, gerade ihn ſcharf ins Auge zu faſſen, da er leicht ein Quell wunderlichſter Mißverſtändniſſe werden kann. Was wäre freilich auf dieſem Gebiete nicht mißverſtändlich, ſobald wir den einfachen Kompaß tieriſcher Verhältniſſe über Bord werfen! Es hilft nichts, das Schifflein der Menſchheit direkt auf die Sonne losſteuern zu wollen. Es kann nur zur Sonne, weil es an der Erde hängt. Auf den Pol dieſer Erde gilt es wieder zunächſt die Fahrt einſtellen, — im großen Zuſammenhang iſt's ja doch Sonnenfahrt.

Bei den Bakaïri-Indianern hatteſt du den Fall, daß junge Mädchen nicht nur Beziehungen zum Junggeſellenhauſe unterhielten, der Liebeswahl zur Ehe wegen, ſondern daß eine gewiſſe Zahl dauernd ihr Liebesleben dieſem Junggeſellenhauſe anpaßte.

Digitized by Google

Hier entsteht ein Hetärenstand, bei dem die Ehe ausgeschaltet ist. Die Existenz dieser ledigen Junggesellenmädchen bringt aber wieder die Möglichkeit, daß das „Flötenhaus“ nicht blos ein Klub bleibe von Männern, die noch nicht verheiratet sind, sondern daß es ein echter Hagestolzenklub werde, der auf die Ehe pfeift. Das Flötenhausmädchen ersetzt die Frau hinsichtlich der erotischen Bedürfnisse des Mannes. Das Klubhaus ersetzt ihm die Annehmlichkeiten eines Familienheims. Die Kinderfrage läßt sich auch sozial regeln. „Für etwaige Kinder des Mädchens gelten sämtliche Männer, mit denen sie verkehrt hat, als Väter“ sagt Steinen. Der Klub, schließlich der Stamm haften da solidarisch wie bei den Pinguinen. Wenn man sieht, wie spät durchweg die jungen Männer dieser Indianer heiraten, so empfindet man, daß etwas derart wirklich dort schon eingetreten ist. Die Dinge stehen schon fast auf der Balance. Ehe ist da und gilt. Aber es geht auch ohne sie durch ein liebesfrohes Menschenleben.

Annäherungen an diese Sachlage hast du nun überall, die ganze Völkerschlange lang. Geh doch gleich zu uns. Auch bei uns hast du Männerklubs, die eine Macht gegen die Ehe bilden. Das einfache Wirtshaus ist ein Anfang. Das ganze studentische Leben hat eine Spitze hierher. Wer nun etwas vom „ewigen Studenten“ sich wahrt! Die Stelle des Flötenhausmädchens ersetzen uns reichlich das Verhältnis, die Prostituierte in ihren vielen Abstufungen. Der Mann braucht sich nicht mit Eifersucht zu plagen. Er hat keine Verantwortung für die Frau. Er kann verfügen, ob er zum Tort auf alle herrschenden Ehebräuche seiner Kultur Monogamist oder Polygamist sein will. Na ja, die Kinder. Aber erstens brauchen keine da zu sein. Und wenn, so mögen sie ins Findelhaus. Man zahlt in den Steuern, diesem großen Gesellschaftsschlauch, aus dem es überall hinfließt, eine Prozentsumme für ihre öffentliche Pflege mit, wie man es für die ehelichen Waisenkinder ja auch thut, wie man es für die Volksschule allgemein thut, und so weiter. Wer kennt

Digitized by Google

diese Rede pro domo des eingefleischten Kultur-Hagestolzen, der keineswegs dabei Asket sein will, nicht? Auch sie ist aber eine Melodie der Menschheits-Jahrtausende.

Es ist allerdings ein Punkt darin, der einen tiefen Widerspruch gleich ganz schreiend enthält. Kinder brauchen nicht da zu sein! Wo das Parole würde, höbe das Soziale sich selbst auf, anstatt bloß die Ehe zu bedrohen.

Hier mischt sich wieder eine spezifisch menschliche Separatsache ein, die für das Tier so noch nicht in Betracht kam. Sehr früh zweifellos ist der Naturmensch schon auf etwas geraten, was in alle diese Dinge, Flötenhausleben, Jugend-Ungebundenheit, Probeehen u. s. w., wichtig eingreifen mußte. Er hat gewisse Mittel und Wege entdeckt, die Befruchtung zu verhindern, auch wenn der Mischakt in weitgehendem Maße vollzogen wird.

Von der höchsten Warte besehen, greift der Mensch auch hier etwas mit seinem Bewußtsein, Willen und Werkzeug auf, was in der Natur längst ein großes Organprinzip war, das den höchsten Zwecken wie alle anderen diente. Im Pflanzenreiche findest du die kunstvollsten Einrichtungen, um eine Befruchtung zu verhindern, wenn sie aus irgend einem Grunde nicht eintreten soll. Staubgefäße und Weibesgriffel stehen sich vielfältig in der gleichen Blüte so nahe, daß die Existenz dieser Blüte eigentlich schon den äußeren Bedingungen nach einen permanenten Geschlechtsakt darstellt. Und doch soll sich keine Blüte der Inzuchtsgefahren wegen selbst befruchten. Also werden besondere Raffinements angewendet, das zu hemmen, die wahre Konzeption zu hemmen inmitten des räumlich sozusagen beständig vollzogenen Aktes. Wir haben davon schon früher gesprochen. Du erinnerst dich auch, wie es ähnlich bei Tieren war, die Zwitterorgane hatten. Auch da eine Fülle, bildlich

Digitized by Google

gesprochen, von Gummiartikeln der Natur, um trotz des förmlichen Zwanges zu Mischakten um die Konzeption herumzukommen.

Doch das alles ist eben dort wieder als Organ, als unmittelbare Körperanlage entwickelt. Du kannst Säugetiersamen auf Fischeier gießen, so viel du willst: es entsteht kein Fischmensch, denn die Keimsubstanz hat eben selber ihr Gesetz in sich, das trotz aller äußerlichen Berührung die wahre, innerlichste Mischung, die echte Konzeption, verhindert.

Wie nun der Mensch sonst alles Naturkönnen in seinem Geiste zu einen beginnt, um es fortan von höherer Basis aus mit seinen Mitteln bewußt fortzusetzen zum großen Weltenziel, so ist es an und für sich gewiß eine reine und notwendige Sache, daß er auch dieses Reservemittel für mögliche Mißverständnisse bewußt in seine Hand bekomme. Wenn er der Stärke der erotischen Triebe gegenüber (die als solche so nötig sind, wie etwa in der Blüte der Zwitterbau aus anderen Gründen für sich nötig war) unter Umständen den Mischakt nicht hemmen kann in seinem äußerlichen Verlaufe, — so ist es von enormster Wichtigkeit, daß er in ganz bestimmten Fällen doch die wahre Einigung der Eizelle mit der Samenzelle, aus der der neue Mensch ersprießt, hemme.

Ich meine, an diesem Gedanken ist gerade vom hohen Gesichtspunkt aus nicht zu rütteln. Je mehr wir die furchtbaren Schäden einzusehen beginnen, die ein planloses Weitervererben krankhafter Körperveranlagungen anrichtet, — je mehr wir begreifen, daß wir mit einem Vererbungsgesetz wirtschaften müssen, daß alle Sünden unrettbar bis ins siebenmal siebente Glied an unseren Nachkommen heimsucht, — desto stärker muß uns die Pflicht fassen, hier gegenzusteuern, soviel jeder kann.

Der einzelne Mensch muß ja nicht notwendig sich durch leibliche Kinder in Kontakt mit der Menschheit, mit der Zukunft halten. Er ist doch Mensch, und der Mensch hat noch andere Wege. Ich kann auch Liebe säen, aufopfernde Menschenliebe, die fortwirkt. Ich kann Bücher schreiben, die unendlich weiter

Digitized by Google

zitternde Kreise werfen. Der Mensch hat geistige Kindermöglichkeiten. Wenn sein Gehirn gesund, seine Lunge aber krank ist, so soll er mit dem Gehirn zeugen und die Nachwelt wird es ihm danken, aber er soll nicht körperliche Krüppel zu ihrer eigenen Qual erzeugen, die seine Lunge erben. Für diese Fälle hat die Konzeptionsverhütung einen heiligen Sinn als Willensthat des Menschen genau so wie ihn die Schutzmittel in der Blüte gegen Selbstbefruchtung hatten.

Aber es zeigt sich auch hier sofort wieder, wohin die Entscheidung über den Gebrauch dieses zweischneidigen Schwertes gehört: in die Hand des Arztes. Es gehört in die Hand des reifen Menschen, der die große innere Erleuchtung gehabt hat, da der Begriff der Menschheit ihm als ein religiöses Moment aufgegangen ist. Dieser Mensch wird neben der negativen Pflicht stets auch die andere, positive sehen: nämlich daß es Pflicht jedes gesunden Mannes, jedes gesunden Weibes ist, den ganzen Liebesweg der Natur mitzugehen bis zum wirklichen Kinderzeugen, genau so große, genau so heilige, genau so unumgängliche Pflicht. In die Hand dieses Menschen kannst du getrost das Arkanum legen, das unsere Wissenschaft heute noch gar nicht besitzt: nämlich ein absolut sicheres Konzeptionshemmungsmittel für alle Fälle, und du hast die Sicherheit, daß er es nicht mißbrauchen wird.

Das von der hohen Warte aus. Aber diese Warte ist ein Schluß der Menschheit, nicht ein Anfang. Der Anfang mußte auch hier ein mehr oder minder wüstes Experimentieren sein, mit allerhand Möglichkeiten und Gefahren.

Die eine Seite menschlichen Spintisierens war dabei ziemlich harmlos. Sie hatte etwas vom Suchen nach dem Stein der Weisen an sich. Man forschte nach irgend einem Medikament, das absolut konzeptionssicher machen sollte, wie man anderswo ein Geheimmittel erstrebte, das kugelfest in der Schlacht machen könnte. Diese Versuche, unendlich variiert, sind doch alle resultatlos verlaufen. Die Philosophie mischte sich

Digitized by Google

ein. Der Samen unfruchtbarer Bäume, Weiden oder Pappeln, in Theeaufguß, sollte Unfruchtbarkeit erzeugen, Gleiches durch Gleiches. Der Volksaberglaube läßt sich noch heute den Weidenthee, von dem die alten Griechen und Römer schon schrieben, nicht ausreden. Eine andere Volkstheorie glaubte an die Unfehlbarkeit von Birnen und Mispeln, die auf Hagedornstämme okuliert waren. Alles umsonst. Zimmttinktur und englischer Balsam, milder Honig und die schärfsten Drastika wie Aloe und Myrrhen halfen nichts. Eine ganze schwarze Hexenküche ist eingetrichtert worden. Die Natur aber schlug ihr Schnippchen. So leicht ließ sie sich nicht dreinreden.

Gefährlich wurde der Feldzug erst, wo eine Grundthatsache des ganzen Liebeslebens glücklich begriffen war: nämlich die Rolle des männlichen Samens als eine auf alle Fälle unumgänglich notwendige Voraussetzung.

Die Methoden, die auf einfaches Abdämmen des Lebensquells von der Empfängnisstätte zielten, gelangten im Prinzip alle wirklich ans Ziel, so wenig man auch eigentlich noch ahnte, was da abgedämmt wurde. Jahrtausende, ehe das Mikroskop das erste wirkliche Samentierchen, das Lebensfischlein im heiligen Quell, wies, ist das durch kühnes Drauflosexperimentieren gefunden worden. Im alten Testament hast du schon eine offizielle Sagengestalt dafür, den Onan. Dieser Onan hat allerdings das weltgeschichtliche Verhängnis erfahren, daß sein Name über ein ganz falsches Kapitel des menschlichen Liebesbuches geraten ist: es wurde nach ihm die Onanie benannt. In Wahrheit verewigt er die Erinnerung an den Brauch des Zurückziehens als eine uralte negative Möglichkeit der Menschheit.

Dieser Brauch ist keineswegs eine raffinierte Kulturerfindung: die Neger und andere Naturvölker üben ihn gelegentlich genau so wie der Kulturmensch. Bei einzelnen Stämmen, besonders in Indien und auf Java, wird auch durch künstliche Eingriffe wohl die Gebärmutter verschoben, so daß die innere Pforte

Digitized by Google

sich zeitweise geschlossen findet. Soll ein endgültiges Hemmnis geschaffen werden, so weiß die Australierin schon Mittel, die Eierstöcke zu zerstören, etwas gröber, aber fast so gut, als es leichtsinnige Pariser Ärzte heute willigen Patientinnen besorgen. Von der grausigen Mikaoperation, die gar das Mannesglied seitwärts anbohrt, um die Leitung zu stören, haben wir schon gesprochen.

Summa Summarum ist klar, daß diese „Möglichkeit" in alle zuletzt geschilderten Prozesse stark eingreifen mußte. Sie muß von früh an ihre Rolle gespielt haben bei den Probeversuchen der Jugend. Immerhin war sie hier ungefährlicher, da ja doch die Ehe stets als Ziel dieser Versuche hoch aufrecht ragte. Sie beschränkte die Zahl der vorehelichen Kinder auch bei weitestem Spielraum für die Probewahl, ohne die Ehe selbst zu berühren. Wo aber das „Flötenhaus" die Ehe zu bedrohen begann, da war plötzlich die wirkliche Gefahr da.

Es ist ein hochinteressantes Schauspiel immer wieder, wie in der Naturentwickelung allem Raum gegeben wird, sich zunächst einmal zu entfalten. Erst in der Praxis werden die tollen Linien dann allmählich ad absurdum geführt, um endlich so zu sagen an ihrer eigenen widerlogischen Lächerlichkeit zu Grunde zu gehen. Diese Praxis mag ihre grausame Seite haben vom Standpunkte der armen Versuchsopfer. Aber es macht durchaus den Eindruck, daß sie nötig war, wie die Dinge einmal lagen. Das Absurde durfte nicht verschwiegen, unterdrückt werden, es mußte frei ans Tageslicht, mußte sich offen zu Grunde leben. Nur so konnte es für immer herausgepaukt werden. Wer Gelegenheit gehabt hat, auch nur im kleinen mit Menschen zu wirtschaften — sei es selbst nur in einem winzigen Verein, einer geringfügigen politischen oder

Digitized by Google

sonstigen Parteiecke: er wird, seltsam genug, aber wahr, die gleiche Erfahrung gemacht haben. Es gilt, die Dummen nicht mit Autorität zu unterdrücken, sondern sie wirtschaften zu lassen; an sich selbst müssen sie sich erleben, ihre Dummheit. Wahr bleibt, daß damit manches Unheil angerichtet wird gegen Andere, Unschuldige, und grausam ist's, als Sehender Blinde ins Verderben rennen zu lassen. Aber man kommt schließlich auch zum Schluß, daß es nicht anders geht, wenn das Ganze vorwärts soll, auch in den einzelnen Dummen selber soll; es ist ihre einzige Rettung, am eigenen Kreuz endlich klug zu werden, — wobei freilich zum vollen Trost noch etwas tiefere Gedanken über Individualität und ihre Schicksalserziehung gehörten.

Genug: auch in unserer Linie hat sich viel ausgewirtschaftet, aber auch abgewirtschaftet. Aus dem Flötenhausmädchen, dessen Kinder der Stamm übernahm, ist die Prostituierte erwachsen, die im Artbilde des Menschentiers wieder etwas darstellt wie eine geschlechtsverkümmerte Ameise. Die Idee des Kindes ist bei ihr ausgeschaltet. Die Ehe ist in jeder Form mit gefallen. Damit ist aber auch die Liebeswahl als solche illusorisch geworden, das ganze individuelle Wahlprinzip ist schließlich ebenfalls ausgeschaltet: es steht der Prostituierten nichts im Wege, mit jedem Manne zu verkehren, wenn es nur sonst irgend einen kleinen Vorteil bringt. Bei diesem kleinen Vorteil setzte aber eine Linie ein, die wieder Soziales und Wirtschaftliches auf einem neuen Wege berührte. Die Prostituierte versucht, in eine Schutzgemeinschaft mit allen Männern zu treten, heischt von jedem eine kleine Unterstützung: sie versucht, sich als einen Gesellschaftsbesitz wieder ins Soziale einzuordnen.

So weit läßt sich die Linie wirklich ganz hübsch durchziehen und es ist in der Menschheitsentwickelung thatsächlich immerfort versucht worden, sie zu ziehen und logisch zu halten. Die Züchtung dieser sterilen Amüsements-Ameise, die das Recht hatte, eine Art sozialer Steuer in jedem Gebrauchsfalle zu erheben, schien so und so oft geradezu gelungen bis auf eine

Digitized by Google

Höhe, wo die logische Sanktionierung einsetzen konnte. Und doch ist instinktiv immer wieder durchschlagend begriffen worden, daß die Rechnung einen absoluten Fehler, eine nicht auszumerzende Absurdität enthalte.

Die Prostituierte, als soziale Institution geschaffen, negiert mit ihrem Ausschalten des Begriffes „Kind" dieses Soziale, sie ist eine immerwährende Gefahr gerade für den Sozialbegriff Mensch, der eine Folge der Geschlechter, eine „unsterbliche Menschheit" über das Individuum hinaus braucht. Das Soziale hebt sich hier selbst auf wie die Wurst auf dem Bilderbogen, die in der Luft sich selbst verschlingt. Die Prostituierte als soziale Institution löst ferner die individuelle Liebeswahl wirklich auf und schneidet damit eine Wurzel ab der beständigen Weiterentwickelung in der Gesamtheit. Für sie bleibt keinerlei Ausweg mehr für individuelle Bevorzugung, wenn sie nicht gerade das wirtschaftliche Verhältnis zerstören will, in dem sie zu der Gesamtheit steht. Jeder, der sie benutzen will, ist verpflichtet, sein Teil abzutragen an ihren Unterhaltungskosten, er muß gewissermaßen die Steuer erlegen, für die das Dasein einer solchen sterilen Lustameise in der Gesellschaft ermöglicht wird. Aber mit Erlegung dieser Steuer tritt der Betreffende auch in das volle Besitzrecht zum Liebesakt ein und die Prostituierte hat logisch keine Macht, sich diesem Besitzrecht individuell zu entziehen. Was selbst beim gröbsten Ehekauf nur scheinbar oder erst in schon degenerierender Abirrung möglich war, das tritt hier als absoluter logischer Zwang auf: die Vernichtung des ganzen individuellen Wahlprinzips, also der ganzen riesigen Linie, die vom Paradiesvogel zu uns heraufkommt.

An diesem doppelten Mißsinn ist das Prinzip der Prostituierten immer wieder gescheitert und wird immer wieder scheitern als echter Menschheitsfaktor.

In seiner Unlogik liegt der wahre Grund, warum die Prostituierte in wachsendem Maße einer so vernichtenden moralischen Verachtung verfallen ist.

Digitized by Google

Wir sind uns einig, nicht wahr, daß niemals in der Weltgeschichte eine „Moral“ von einem übernatürlichen Himmel heruntergeregnet ist. Auch in allen Moralanschauungen walten die einfachen natürlichen Gesetze, die auch deine Arme und Beine geschaffen haben. Jedem Moralgesetz liegt zu Grunde das instiuktive, ahnende Tasten nach einer Logik im positiven, einer Unlogik im negativen Sinne. Je sicherer der Instinkt ging, desto größer ist die weltgeschichtliche Kraft eines solchen Moralgesetzes, — wobei natürlich der Entwickelung freier Raum bleibt; eine zeitliche Unlogik braucht nicht ewige Dauer zu behalten und damit muß der logische Instinkt sich modeln und in seiner Folge wieder die Moral sich ändern; im allgemeinen aber ist die Geschichte der Menschheit in ihren paar hellen Jahrtausenden noch so außerordentlich kurz, daß ein starkes Wechseln der Linien an den Hauptpunkten nicht wahrscheinlich ist: daher die Thatsache der relativen Zähigkeit, der Altehrwürdigkeit in unseren wichtigsten Moralsätzen, die doch nur der ganz Oberflächliche, der um jeden Preis neuern möchte, übersehen kann.

Uns, die wir in die Sache automatisch eingedrillt sind, erscheint es selbstverständlich, daß die Prostituierte eine „unmoralische“ Rolle spiele. Ohne jene Unlogik wäre aber ursprünglich gar kein Anlaß zu solchem Werturteil gewesen.

Es war für die sich entwickelnde Menschheit an sich nichts Unmoralisches, daß ein Weib mit mehreren Männern verkehrte. Es widersprach das der Dauerehe, aber wir haben gesehen, daß diese Dauerehe sich erst langsam aus der Zeitehe herauskryställisiert hat, und wir reden eben ja gerade von Möglichkeiten, wo das Soziale bei den Menschen die Ehe überhaupt wieder durchkreuzte. Es war auch nichts Unmoralisches, daß ein Weib auf seinen materiellen Wert taxiert wurde und daß der Werber eine Herde Ochsen zahlte, um es zu gewinnen; dieses Prinzip beherrscht gerade die Ehe in ihren ganzen menschlichen Anfängen, es ist keineswegs von der Prostitution

Digitized by Google

ausgeheckt worden. Es war endlich auch an sich nicht unmoralisch, unter Umständen die Lebenswelle zwecklos zu verschlendern, den Trieb auszuleben, ohne seinen tiefsten Sinn zu erfüllen. Wo sollte die Kritik der Ehe hin, wenn sie rigoros diese Forderung durchdrücken wollte, daß der erotische Akt nur vollführt werden dürfe ausgesprochen zum Zeugungszweck und nach dieser Erfüllung jedesmal so und so lange überhaupt nicht mehr. Hier kommen stärkere Naturdinge in Betracht, als wir sind. Der Mensch ist uns von Anfang an gegeben mit diesen seltsamen Thatsachen so langer Trag- und Nährzeit beim Weibe — und andererseits so fast permanenter Brunstmöglichkeit viele Jahre lang. Das sind Thatsachen, an denen einstweilen nichts rüttelte, mit ihnen mußte die Menschheit als oberster Reallogik sich auseinandersetzen, so gut es ging. Vergiß auch nicht, daß gerade die streng monogamische Dauerehe nur möglich war mit dieser Voraussetzung zahlloser Akte, von denen feststand, daß sie im Sinne wirklicher Zeugung sinnlos waren, beispielsweise während der Schwangerschaft der Frau. In der Polygamie konnte der Mann, dessen Liebesbereitschaft ohne größere selbstgesetzte Pausen viele Jahre fortdauerte, die Frauen je nachdem wechseln, theoretisch, wenn es not gethan hätte, 365 mal im Jahr, und theoretisch jedesmal zu echtem Zeugungsakt. Mit einer Frau dauernd leben, erforderte aber auf diese Ziffer ungezählte Kompromisse. Von den Wünschen der Frau selbst ganz zu schweigen, deren erotischer Trieb ihr ebenfalls durchaus nicht so überkommen ist, daß er etwa auf zwei Jahre Schwangerschaft und Nähren mit einem einzigen Konzeptionsakt zufrieden wäre. Womit sich dann noch jene ärztlichen Gesichtspunkte einten, die unter bestimmten gesundheitlichen Voraussetzungen überhaupt die Konzeption individuell lieber ausschlossen, ohne doch in diesen Individuen den erotischen Trieb selber mit einer Fischblase oder einem Pessarium absperren zu können.

Eine ganze Kette widerwärtiger Erscheinungen des Prosti-

Digitized by Google

tutionslebens von heute, die uns ohne weiteres in den Begriff des Unmoralischen mit eingehen, ja ihn wohl am stärksten vordrängen: die individuelle Verrohung und geistige Verwahrlosung der Mädels, die alle Degenerations- und Anachronismuserscheinungen unserer Kultur in scheußlichster Fratze zu vereinigen pflegt, das Zuhälterwesen und anderes sind auch nicht Grund der Moralverachtung, sondern eine Folge dieser Verachtung, wie sie lange Jahrhunderte geübt worden. Sie sind die Giftblüte eines fortgesetzten Lebens in der öffentlichen Verachtung, in ihnen steckt die furchtbare menschliche Tragödie des Prostitutionswesens. Es berührt das ein Kapitel, wo jenes oben erwähnte Martyrium der Unlogik den schon feiner organisierten Geist aufs schmerzhafteste immer wieder verletzt. Jeder Verbrecher ist der Märtyrer seiner Unlogik. Auch sein Kampf hat einen tiefsten Sinn: den Sinn des Adabsurdumführens eines falschen Prinzips. Aber es ist doch individuell stets eine Tragödie, gerade ein solches negatives Fortschrittsmoment durchfechten und mit seinem Kopf zahlen zu müssen. Mit einer Grausamkeit ohne Erbarmen hat die Kultur auch die Prostituierte gefoltert, sie zur Wilden und zur Verbrecherin hinabgestoßen. Die Folgen sind vor aller Welt Augen, aber als Folgen. Die Moral selbst ist älter als sie und keineswegs erst ihr Produkt. Im Urbilde der Prostituierten liegt an sich noch keineswegs, daß sie halb idiotisch, besoffen, roh und die Genossin eines Banditen sei, dem sie sich in der Not ihres rechtlosen Daseins angeschlossen hat. Aber es liegt schon in ihm, daß sie ein unlogisches Prinzip vertritt. Ein Prinzip, das das Liebesleben der Menschheit innerlich auflöst. Und das hat der moralisch bildende Instinkt allerdings von früh an erfaßt.

Aber lösen wir die Prostituierte wieder aus unserm Bilde. Laß die arme sterile Lustameise mit ihrem verpfuschten Lauf

Digitized by Google

durch die Menschheit ruhig fallen. Wirf auch alles nach, was bloß daran anklingt. Es ist dessen auch in unserer Kultur ja mehr, als man gemeiniglich Wort haben will. Ich denke an Prostitutionszüge mitten in unseren Ehen. Frauen, die aus offen erklärtem Leichtsinn, aus den Bequemlichkeiten der Weltdame heraus auch in der Ehe überhaupt keine Kinder mehr haben wollen und in diesem Punkt mitten in der schirmenden Gesellschaftsform der Ehe ein mehr oder minder verblümtes Kokottendasein führen, dem es meistens auch an sonstigen Ähnlichkeiten nicht fehlt. Dann Verschiebungen und Hemmungen der natürlichen Liebeswahl durch Irrwege der Erziehung, die das junge Mädchen vielfach garnicht fähig machen, eine echte individuelle Liebeswahl zu treffen, die es dann plötzlich in die Ehe werfen, wobei ihm nachher erst die Augen aufgehen, wie es seiner Natur nach hätte wählen sollen. Wer in unser Leben ernst hineinschaut, ohne sich durch Worte täuschen zu lassen, der sieht solche und verwandte Züge die Menge, die das Wort Ehe nur sehr schlecht übertüncht, auf denen allen aber der Fluch des Prostitutionswesens tausendfach ruht.

Doch es giebt da noch eine zweite und viel interessantere Linie, die auch bei jenen freien Flötenhausmädchen im Urwalde anknüpft.

Jene soziale Liebesform, die über die Ehe hinweg springt, braucht ja die Schäden der Prostitution nicht zu umschließen. Das Flötenhausmädchen könnte so gut seine Kinder kriegen wie die Ehefrau, — wie das denn bei den Bakaïris auch wirklich der Fall zu sein scheint. Auch das Flötenhausmädchen brauchte sich nicht wahllos und zwangsweise jedem Manne hinzugeben, der es haben will, es könnte eine gewisse Wahlfreiheit sich wahren trotz der größten Liberalität im Verstreuen seiner Liebesgaben an viele verschiedene Männer. Und es brauchte, an diesen Stellen logisch geschützt, keineswegs der allgemeinen moralischen Verachtung zu unterliegen, — wieder ein Punkt, der schon bei den Bakairis wirklich erfüllt scheint.

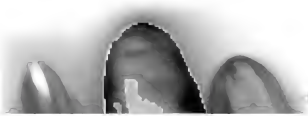
Digitized by Google

An dieser Stelle tauchen in dem großen, jahrtausendalten Traum der Menschheitsseele nicht die Fratzen und geschminkten Totenmasken armer Prostitutionsopfer auf, sondern es schieben sich im Gegenteil Phantasmagorien von berückender Pracht ein, wunderbare Sehnsuchtsbilder des ekstatischen Schauens in ein höchstes Weltenglück.

Da wird paradiesische Himmelsseligkeit gemalt, in die der Brave nach seinem irdischen Tode eingehen soll. Der Mohammedaner denkt sich ein Erwachen auf blumiger Wiese, wo ihn schöne Mädchen umringen, die Mädchen des Paradieses, die nicht als Ehefrau zu einem Einzelnen gehören und doch alle süßeste Harmonie und Seligkeit höchster Liebe ihn endlich ganz auskosten lassen. Der Orient hat das in glühenden Sinnenfarben ausgemalt. Aber auch Goethe träumte von der Houri, in deren Armen er aufwachen würde und die zu ihrem Dichter spräche: „Sing mir die Lieder an Suleika vor, denn weiter wirst du's doch im Paradies nicht bringen." Und wieder solche ins höchste idealisierten Flötenhausmädchen sind es, die im Traum des alten Germanen als Walküren den tapfer verbluteten Krieger empfangen zu ewiger freier Sonnenliebe in der ewigen Methalle von Walhall.

In unsern Tagen projiziert man solche Sehnsuchtsbilder nicht mehr gern in die Metaphysik. Man wirft ihr leuchtendes Farbenband in die reale Zukunft der Menschheit, in die große Artunsterblichkeit und ihren Fortschritt. Auch da aber erscheint das Houri-, das Walkürenideal. Das Weib, befreit von aller Trübe des Prostitutionshaften, aber auch befreit von den Schranken der Ehe, ganz Houri, ganz Walküre, das ins Kolossalische des Ideals gesteigerte Flötenhausmädchen. Es gehört jedem, dem es seine Liebe schenken will, und so lange wie es will. Seine freien Liebeskinder aber wachsen auf in der unendlich ausgegossenen Sonne der menschlichen Gemeinschaft, glücklicher als heute die so ungleich bedachten Ehekinder.

Erst in solchen Bildern wird die Frage glatt, ob nicht


Digitized by Google

auch beim Menschen ein beständiges Anwachsen, eine unablässige Vervollkommnung des Sozialen im großen Stil den kleinen Sozialversuch der Ehe wieder auffangen und überflüssig machen müsse als eine Zwischenstufe der Entwickelung, die ihre Schuldigkeit gethan hat und nun gehen kann?

Wenn irgend etwas dabei sicher ist, so ist es der unaufhaltsame Fortschritt sozialer Ordnung in der Menschheit. Hier waltet eine so schlichte Logik, wie zwischen den Glasteilchen eines Kaleidoskops, die eine Weile durcheinander rollen mögen, dann aber unerbittlich in ein bestimmtes Harmoniemuster einfallen müssen. Noch steht die Menschheit in ungezählten Fällen auf ihrem Planeten im Stadium dieses Rollens, und aus den rohen Zusammenstößen quillt Blut und klagt die Stimme der Unterdrückung und der Not. Aber schon schweben die großen Linien des harmonischen Musters über uns wie ein ungeheures mathematisches Netz, die Runen einer mathematischen Ethik, nur dem Eingeweihten bereits lesbar.

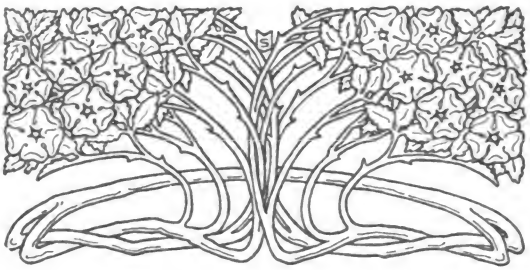
Die bunten Steine werden sich schon einordnen.

Die Höhle im Kalkfels, wo die Schar Mammutjäger sich zusammenthat, war ein Stoß im menschlichen Kaleidoskop hierher. Christus war einer. Auch was wir heute soziale Frage nennen, ist nur wieder einer. Und so werden die Jahrtausende nach uns noch mehr Worte für große Stationen finden. Am Resultat aber, meine ich, ist kein Zweifel. Auch hier schreitet ein Naturgesetz seine Bahn. Und was Milchstraßen harmonisch gebaut hat, das wird auch ein paar hundert Millionen Menschen auf einem winzigen Stern schließlich in soziale Harmonie bringen können.

Aber ist es das Horoskop des Untergangs nun zugleich für die Ehe, was in diesen schönen Sternen glänzt? Muß sie untergehen, dieses uralte flammende Gestirn des Liebeslebens, wenn jenes Sternbild einer friedlich geeinten Menschheit, in der Not und Vergewaltigung gestorben sind, an der anderen Himmelsseite langsam hoch und höher steigt?

Die Frage berührt interessanterweise noch eine zweite.

Digitized by Google



Es geht ein alter Zug durch die denkende Menschheitsseele, ihre Zukunftsideale zugleich auch zu projizieren in die geschichtliche Vergangenheit.

Das Paradies, das nur das Ergebnis eines rastlosen Ringens um ein ganz fernes Lichtideal der Zukunft sein könnte, wird an den Anfang der Erdendinge und Menschendinge schon einmal hingeträumt. So schaut Rousseau das Zauberland seiner fleckenlosen „Natur" nicht am Ende der Tage, in einer vom Hochgeist der menschlichen Liebe bezwungenen und geläuterten Natur, sondern er sucht es an der Basis unterhalb aller Kultur, Jahrtausende jenseits noch der Menschenliebe bei nackten Wilden. In unseren Tagen war es jene Idee von der Auflösung der Ehe in einem sozialen Ideal, die wieder einmal zu der Zukunft sich auch die älteste Vergangenheit erobern wollte.

Die Zukunft lag so blau. Eine realistischere Epoche wollte sich lieber auf den festen Grund greifbarer Vergangenheitsthatsachen stützen. Jene soziale Auflösung der Ehe, hieß es, ist als Zukunftswert im Grunde bloß eine große Heimkehr zu Anfangsdingen den Menschheit. Als die Menschheit sich aus dem Tier herauskrystallisiert hatte, kannte sie keine Ehe. Was sie mitbrachte, war eine mehr oder minder ausgedehnte Sozialgliederung: größere und kleinere Genossenschaften hielten zusammen. In diesen Genossenschaften aber herrschte bereits

Digitized by Google

absolut freier Geschlechtsverkehr. Jedes Weib durfte so viel es wollte mit jedem Manne verkehren; die Kinder aber gehörten gemeinsam dem ganzen Stamm. Wohl bemerkt: es fehlte in dieser ehelosen Ungesellschaft völlig der Begriff der Prostitution. Die Freiheit des Geschlechtsverkehrs umschloß weder einen Zwang für die Frau, der die Liebeswahl ertötet hätte, noch hemmte sie die natürliche Kinderproduktion.

Nichts konnte also unglücklicher gewählt sein als das Wort, das ein erster Beobachter in diese Dinge hineinbringen wollte: die Bezeichnung dieses Urzustandes nämlich als „Hetärismus", — als sei er eine Stufe allgemeiner Prostitution gewesen. Es war freilich nicht leicht, überhaupt ein treffendes Wort zu prägen. „Gemeinschaftsehe", das vielfach aufkam, ist auch schlecht, denn wenigstens im reinen Anfangsbilde kennt diese Theorie ja überhaupt keine Ehe und gerade darin liegt ihr eigenartigster Besitz, den das Wort auch nur wieder trüben würde.

Doch lassen wir das Wort. Aus diesem freien Urboden wäre erst innerhalb der Geschichte das Pflänzlein der menschlichen Ehe aufgesproßt, besonnt und begossen nur durch Dinge, die lediglich eine vorübergehende Bedeutung im großen Menschheitsheraufgang besitzen konnten. Die anschaulichste Fortsetzung der Theorie lautet hier etwa folgendermaßen.

Von der reinen Allvermischung als Urzustand aus kann man zunächst gar nicht auf die Ehe geraten, wenn nicht etwas ganz Neues hinzutritt. Laß den strengen Totemismus sich ausbilden. Erst wird innerhalb jeder Totemsippe frei geliebt. Das soll aber zu Inzuchtsgefahren führen und so wechseln die Sippen ihre Weiber übers Kreuz. Aber es entsteht noch immer keine Ehe, selbst wenn das Gesetz aufkäme: innerhalb des eigenen Totem darf nicht mehr geliebt werden. Stamm zu Stamm stände dann einfach im Stadium des Genossenschaftsbesitzes in der Liebe: allen Stammesbrüdern gehörten alle Stammesschwestern von drüben gemeinsam, allen Büffeln etwa alle Bärinnen. Und doch soll die Ehe in dieser

Digitized by Google

Gegend in das Spiel hineingeraten sein. Sie kam durch den Frauenraub!

Alle Weiber im Stamm gehörten allen Männern, hier gab es kein eheliches Monopol, keine Anfänge von Privatbesitz. Jede Frau machte, was sie wollte, und verkehrte, mit wem sie wollte, ohne daß irgend ein Einzelmann ein Recht gehabt hätte, ihre Liebe für sich zu besitzen. Aber die Männer zogen hinaus, sie zogen in den Kampf mit fremden Stämmen. Wild ging es da her. Beute wurde gemacht, Schätze und Waffen — und auch Frauen. Die Beute wurde verteilt. Da erhielt jeder Tapfere auch seine Frau oder seine Frauen zuerkannt, wie man ihm ein Schwert, einen Goldschmuck zuerkannte. Sie „besaß" er fortan wirklich, sie waren zugleich seine Sklavinnen und seine Frauen. Wer sie ihm anrührte, brach den Rechtsvertrag der Kampfgenossen. Wie jeder früher sein Stück Fleisch vom gemeinsam erlegten Mammut erhalten hatte, so hatte er jetzt sein Stück lebendiges Menschenfleisch rechtlich erhalten und da durfte ihm kein anderer daran. Diese Frau aus der Kriegsbeute aber, so schließt die Theorie, war die erste „Ehefrau". Privatbesitz, Inventarstück, Sklavin des Mannes, des Einzelmannes. Je mehr die schrankenlose Liebesvermischung aller mit allen im Stamme zurücktrat, der Inzuchtsgefahr wegen, desto mehr verlegte jeder Mann seine erotischen Wünsche auf diese eroberten Weiber, die ihm folgen mußten und zwar ihm allein. Erst jetzt, mit der Ehesklavin, der Frau in der Allgewalt des Mannes, kam der Begriff des Ehebruchs auf, des Rechtsbruchs, dessen sich der Verführer am fremden Gut, der Auflehnung, deren sich die Ehebrecherin als Sklavin schuldig machte.

So endete mit der Ehe die Freiheit der Frau. Jahrtausende der wehrlosen Versklavung zogen für sie herauf. Bis endlich das soziale Leben wieder die Kraft gewinnt, wie allgemein, so auch hier die Kette des Privatbesitzes zu sprengen. Die alten Spuren des Raubes schwinden. Indem alles in die Gesellschaft, die soziale Einheit sich auf höherer Stufe wieder

Digitized by Google

auflöst, kehrt auch die Frau dorthin zurück. Sie wird wieder das freie Wesen, das nur sich und die Gesellschaft anerkennt, aber nicht den Privatbesitzer, der sich vergewaltigend dazwischen gestellt. Und so rauschen die Blütenzweige des Zukunftsparadieses wieder über den alten Quell und finden ihr Spiegelbild da unten wieder.

Es war so viel, was in diese moderne Schöpfungsgeschichte der Ehe bedeutsam einklang. Das stolze Vertrauen auf den endlich erwachenden allbeglückenden Sozialgeist überhaupt. Und dann die Stimme der Sehnsucht der Frau von heute, die ebenbürtig neben dem Manne stehen will inmitten dieses knospenden Sozialfrühlings. Alles Erringen schien da leichter, wenn man sich sagen durfte, daß man nur die goldenen Kugeln zurückeroberte, mit denen die Menschheit als unschuldiges Kind schon einmal gespielt hatte.

Theorien, in denen in dieser Weise Herzblut einer tiefen, großen, heilig ringenden Zeit steckt, sind schwer mit kühlem kritischen Wort des Forschers abzuthun. Ob die Form fällt: es steht ein Geist in ihnen immer wieder auf.

Wenn du die Linie der Theorie, wie sie hier im losesten Aufriß gegeben ist, vergleichst mit dem breiten Unterbau, wie ich ihn dir aus dem höheren Tierreich für Ehe wie Soziales aufgemauert habe, so wird dir der Kern klar werden, um den es sich bei der Wirklichkeitsfrage der Theorie allein handeln kann.

Die Ehe war vor dem Menschen schon da, — dieser Satz steht fest und wer ihn leugnen will, der muß die ganze Tierkunde über Bord werfen, also das große Genesisbuch unserer modernen Menschenbibel. Neben der Ehe war freilich auch das Soziale schon gegeben, im Tier unterhalb des Menschen schon gegeben.

Digitized by Google

Und jene erste These der Theorie läuft auf Grund dieser Ursätze also hinaus auf die einzig diskutierbare Frage: sollen wir uns denken, daß der Mensch bei seinem Auftreten bereits ein so soziales Tier war, daß das Soziale bei ihm die Ehe bereits vollständig wiederaufgelöst hatte?

Der Urmensch jener Theorie hätte sich in einem Stadium befunden, wie es bei den Pinguinen etwa bereits sich nähert, bloß noch ein Stück weiter vorgeschritten.

In dieser Fassung ist die Sache, wie gesagt, überhaupt erst diskussionsfähig, wenn man nicht der Zoologie, in deren Lehrbuch der Mensch doch einmal hineingehört, ins Gesicht schlagen will. Jetzt fragt sich aber, was für die Vermutung an Beweisen beigebracht werden kann, denn ohne weiteres klar ist nach sonstiger Tieranalogie ein solcher sozial schon aufs Höchste gesteigerter Uranfang des Menschentiers durchaus nicht.

Die Beweise sind nun durchweg schwach.

Sie hatten, als sie zuerst kamen, allerdies etwas Verblüffendes, weil eine ganze Menge interessanter Dinge, die wir schon besprochen haben, als da sind Mutterrecht, Frauenraub, Totemismus mit Kreuzehen und so weiter, bei Gelegenheit dieser Beweisführung zum erstenmal als Thatsachen recht ans Licht traten. Aber es fragt sich, ob gerade diese Thatsachen richtig hineingedeutet sind in die Theorie.

Eine Zeit lang hieß es, die Erde sei heute noch allerenden voll von Völkern, die außerhalb jeder Ehe in regellosem Geschlechtsverkehr lebten, also den Urzustand lebend vor Augen führten. Davon ist es aber wieder still geworden.

In verhängnisvoller Weise hatte sich hier besonders die Verwechslung eingedrängt mit jener so weit verbreiteten freien Liebelei der noch Unverheirateten. Du hast gesehen, wie sie eine Konzession an die möglichst intensive Liebeswahl darstellt, die gemacht wird, gerade weil die Ehe besteht und in möglichst fester Form bestehen soll.

Digitized by Google

Anderswo sind Phasen mit der Ur-Phase verwechselt worden, die eben nach jener Theorie ganz späte, nacheheliche sein müßten: Fälle von großer Geringschätzung des Weibes, wie sie die auflösende Wirkung der Polygamie und des Weiberüberflusses mit sich bringt. In solchen Fällen liegt den Männern nichts daran, Weiber auszutauschen, sie fühlen sich wie ein Besitzer riesiger Viehheerden, denen es nicht auf ein Schaf ankommt. Gerade hier aber ist das Weib ausgesprochen „Besitz", es fehlt ihm jede eigene freie Verfügung. Wir sehen in ganz abgezweigte Arabeskengewinde anstatt auf den einfachen Urgrund.

Wiederum hat das Umgekehrte verwirrend gewirkt: Verhältnisse wilder Völker, bei denen die „Seltenheit" der Frau entscheidend war. Wenn es in Australien Bräuche giebt, die einen verheirateten Mann seine Frau auch seinen ledigen Brüdern zur Verfügung stellen lassen, so sollte das ein bedeutsamer Abendrotstreifen einer Sitte sein, da Brüder ihre Frauen gemeinsam hatten, und das wieder ging zurück auf Genossenschaftsbesitz an allen Stammesfrauen oder auch auf zwei Stämme, von denen alle Stammesbrüder des einen alle Stammesschwestern des andern in freier Liebe besuchten. Aber wo immer solche Spuren aufgetaucht sind, da sind sie — abgesehen von der großen Unklarheit der Überlieferung an sich, die gewichtige Beweisstücke rasch wieder zum Unkenntlichen verflüchtigt hat — immer und immer wieder erklärbar durch den Verdacht der Seltenheit. Das Weib ist in diesem Falle eine Kostbarkeit, zu kostbar für einen Mann. Mehrere müssen sich teilen darein, und am naheliegendsten ist da, daß es Brüder thun. Eine zwangsweise Vielmännerei (Polyandrie) statt Polygamie ist hier in die Ehe geraten, aber die Ehe selbst bleibt unberührt, sie ist das ältere, das nur auf einen Kompromiß auch hier eingegangen ist.

Endlich sind ins Feld geführt worden sonderbare Dinge, die da und dort in der Naturgeschichte des Menschentiers spuken und in denen in der That ziemlich deutlich gewisse Auflösungen,

Digitized by Google

Anätzungen der Ehe durch das Soziale merkbar werden im Sinne deſſen, was ich dir früher erzählt habe. Aber immer fehlt der Beweis, daß es ſich auch dabei um Reſte eines ſchon einmal in Urtagen voll erfochtenen Sieges und nicht viel mehr um kleine Anſätze und gelegentliche Verſuche bloß zu ſolchem Siege handle.

Da iſt das berühmte jus primae noctis. Es iſt mit ſo viel Sagen und Fabeln umgeben, daß ſeine wahre Geſchichte zur Zeit noch gar nicht erzählt werden kann. Nur der Ideenkern ſei dargelegt.

Gehen wir an die Sache mit einem modernen Bilde, ſtatt ein Kapitel aus alten Ritterromanen zu erzählen. In einem großen Warenhauſe einer modernen Weltſtadt befinden ſich ein Chef und ſo und ſo viele Verkäuferinnen, ſorgſam zuſammengeſuchte hübſche Mädchen. Dieſe Mädchen mögen ihre privaten Liebſchaften haben. Aber es iſt hergebracht, ein ungeſchriebenes Gewohnheitsrecht, daß der Chef ſie vorher einmal verführt, einmal beſeſſen hat. Es iſt ſein Chefrecht, das auch hier gewahrt bleibt. Der Fall iſt leider nicht aus der Luft gegriffen. In dieſer loſen Form iſt das „Recht auf die erſte Nacht“ (jus primae noctis) zweifellos in der Menſchheit immer wieder aufgetaucht und geübt worden, ſo lange es „Chefs“ giebt, — ſetze dir an Stelle des Warenhauswortes nur ein Dutzend nahe liegende andere.

Inwieweit dieſes ungeſchriebene Gewaltrecht in näheren oder ganz grauen Tagen ein faktiſches „Recht“ geweſen ſei, alſo etwa der Gutsherr oder Ritter von ſeinen Bauern amtlich fordern konnte, daß man ihm die Blüte der Braut opfere, wenn er nicht dem untergebenen Paare einfach den Heirats-

Digitized by Google

konsens versagen sollte — das ist eine historische Streitfrage, deren dickes Aktenbündel wir hier nicht aufblättern wollen.

Sicher aber ist, daß beim Menschen auch hier nur etwas durchbricht, das beim Tier schon ganz klar gezeichnet ist. Du hast den Affenhäuptling gesehen, dem über die Köpfe aller Ehepaare in der Herde hinweg als „Chef" noch einmal alle Äffinnen kollektiv angehören, so oft er sie haben will. Hier kreuzt das soziale Recht des Stammesanführers in der That die Einzelehe. Ich habe dir auch betont, daß da eine „Möglichkeit" lag, in fortgesetzter sozialer Ausbildung die Ehe wirklich im Grunde zu erschüttern. Wenn die Menschheit schon vom Affen vererbt Bräuche nach Art des jus primae noctis mitbrachte, so hatte sie diese „Möglichkeit" also auch mit „in sich".

Aber die ganze bestehende „Thatsächlichkeit" des menschlichen Liebeslebens ist ein eklatanter Beweis, daß es bei dieser „Möglichkeit" ohne besonderen Fortschritt des Prinzips auch geblieben ist.

Die echte Ehe hat triumphiert und das jus primae noctis ist bis auf den heutigen Tag in allen seinen Formen als ein äußerst fataler Zwang empfunden worden. Es ist ja auch erklärlich, was da entgegenarbeitete. Das „Recht" warf einen sozialen Zwang zwischen die individuelle Liebeswahl, brachte also etwas von dem einen großen Schaden der Prostitution in die Sache. Das Weib wurde aus einer freiwilligen sozialen Mithelferin wieder einmal stärker darin zur „Sklavin des Sozialen". Das soziale Verdienst des Führers sollte sie büßen durch eine Einbuße an ihrem freien erotischen Wahlrecht: sie **mußte** ihm zu Willen sein, wenn er kam. So ist das jus primae noctis mit aller Wucht von der Morallogik zurückgedämmt worden, anstatt ein Keim echter sozialer Eheauflösung zu werden. Wie anders klingt das aber, als das Wort der Theorie: das jus primae noctis sei als der Rest eines ursprünglichen Besitzrechtes

Digitized by Google

aller Männer des Stammes auf alle Weiber anzusehen, das sich symbolisch endlich in dem Stammeschef konzentriert hätte: indem sie sich von ihm entjungfern ließ, soll die Braut sich symbolisch noch einmal von dem großen Stammesbesitz für die Privatehe losgekauft haben. Was wird wohl jener Chef des erwähnten modernen Warenhauses von solcher symbolischen Rettung prähistorischer Gesellschaftszustände wissen! Er probiert einfach das alte Pavianprinzip aus eigener Machtmöglichkeit heraus neu, wie es millionenfach so probiert worden ist. Gelegentlich, wo die Macht lange unbeirrt so bestand, mag sich das zu einem „Recht" wirklich geformt haben. Aber jene Gegenströmung hat es ebenso oft wieder ausgemerzt und sie wird es heute an allen solchen „Machtstellen" immer wieder schließlich ausmerzen. Um fort und fort noch lebendige Möglichkeiten der Menschen handelt es sich hier wie in so vielen Fällen, — nicht um Symbole und Reliquien. Die Möglichkeit spinnt sich vom Pavian des Urwalds bis zu uns im blauen elektrischen Licht der Großstadt. Daß sie schon einmal innerhalb dieser Linie absolut erfüllt und dann erst wieder zurückgedrängt wäre, ist pure Konstruktion ohne jeden Grund.

Als eine Variante dieses jus primae noctis des Gewaltherrn ist das religiöse Jungfrauenopfer dann ausgespielt worden.

Das gangbare Beispiel stammt aus dem alten Babylon. Ehe das Mädchen heiraten darf, muß es in den Tempel der Venus Melytta gehen und sich dort einem unbekannten Manne preisgeben. In dieser Grundform sollte auch ein uralter Gesellschaftsbeweis liegen. Die Frau kaufte sich auch durch diesen

Digitized by Google

Tempelakt gleichsam noch einmal vom Urzustande los, in dem sie allen Männern gehört hatte. Und das klingt ja wieder so plausibel. Aber es ist die Erklärung, wie sie eine Zeit in die Dinge hineininterpretiert, die von der Wucht des Religiösen in der Menschheit keine Ahnung hat.

In Wahrheit handelt es sich hier um etwas unvergleichlich viel komplizierteres als es das einfache Herrenrecht und Pavianrecht des jus primae noctis darstellt.

Der Akt im Tempel der Liebesgöttin zu Babylon ist ein Gottesopfer. Den Göttern wird unter Umständen alles dargebracht: heute die erste Frucht des Feldes, die ihnen lieblich als Brandopfer duftet, morgen ein Widder, dann gar ein Mensch, der auf dem Altar verblutet, dem das rauchende Herz mit scharfer Steinklinge aus der Brust geschnitten wird wie im alten Mexiko, der im hohlen Bauche des ehernen Molochbildes gebraten wird. In diese Steigerung gehört auch die weibliche Unschuld, die Jungfrauschaft. Wohl liegt ein gesteigerter Sozialgedanke ganz tief auch hier darunter: der Gott ist der alleroberste, absolute Herrscher, dem alles zusammen mitgehört und zuerst gehört, was der Einzelne hat. Aber das hat sich dann durchgewühlt durch das ganze Labyrinth menschlicher Phantasie, hat die ganzen unendlichen Komplikationen des Religiösen erfahren.

Die Götter sind keine bloß ins Riesige vergrößerten Symbole sozialer, wirtschaftlicher Dinge. Es sind wilde Traumgestalten, Halluzinationen, leibhaftig die erregte Phantasie durchwandelnde Gespenster. Wie das Waldgespenst wirklich mit Steinen wirft oder den Bauern Milch forttrinkt, so kommt der Alp, der Nachtmar, nachts zu der Jungfrau ins Bett und raubt ihr die Jungfrauschaft. In solche ganz realistischen Bilder der religiösen Phantasie muß man sich zuerst eindenken. Der Alptraum, das Fieber, der Wahnsinn, die unberechenbar aus dem Innern heraus schaffende Phantasie, die ganze Grenze, wo die Welt schwankt zwischen etwas von außen mir Gegebenem

Digitized by Google

und meiner selber weltschaffenden Vorstellung, — dieses ungeheuere Gebiet des Überwältigenden, das aus dem Menschen selbst quoll, ob er auch die Augen geschlossen hielt, ob er wie tot da lag und von allem sonst Sichtbaren nichts sah, — — das ist die eine tiefe Urwurzel religiösen Grübelns, die mit Sozialem, mit Wirtschaftlichem, mit Ehe, mit alledem zunächst gar nichts zu thun hatte. Was hierher stammt, will auch ganz besonders verrechnet werden.

Verfolgt man auf die rein religiöse Linie hin, so erhält man viel deutlichere Bilder als das alte sagenhaft ausgeschminkte aus Babylon als Grundphänomen. In Indien ist es noch heute der Gott selber, der die Jungfrauschaft raubt, freilich der Gott im Sinne schon der Verkörperung, der Bannung gleichsam des Unberechenbaren, Gespenstischen in ein greifbares Götzenbild. Das Götzenbild ist schon eine Stufe des Auswegs. Das ganz Inkommensurable des Gespenstes ist eingefangen in ein äußeres Bild, die Phantasie hat sich befreit, hat geboren, geschaffen. Mit diesem Götzenbild läßt sich jetzt schon erträglicher leben. Der Kultus umgiebt es, der Priester setzt sich als Wächter, als Sprecher daneben. Das Unberechenbare wird etwa so berechenbar!

Nun denn: das Götzenbild entjungfert also auch auf Verlangen. Im indischen Lingamdienst setzt sich die Braut auf das Götzenbild, das mit einem männlichen Gliede in Nachahmung versehen ist, und wird so entblättert, ehe sie in die Ehe tritt.

Je mehr dann, auf noch weiterer religiöser Stufe, aber der Priester als Mensch von Fleisch und Bein wieder das starre Götzenbild ersetzt, zum Vollstrecker des Gottes, zum Gespensteraustreiber, zum Medium zwischen dem Menschen und dem Dämonischen wird, desto näher tritt, daß auch er übernimmt, was ursprünglich der Dämon selbst und dann das Götzenbild leisteten. Wie der Priester schließlich das Opferfleisch ruhig ißt, das zur Versöhnung der Gottheit in den Tempel gebracht wird, so pflückt er die Mädchenblüte, mit der

Digitized by Google

die Braut sich vom Dämon loskauft. In Nikaragua entjungferte der Oberpriester pflichtmäßig die Braut, und Ähnliches findet noch jetzt bei indischen Brahminen statt.

Wieder von hier ist aber noch nur ein kleiner Schritt zu einem weiteren Brauch menschlicher Nachhilfe, — Nachhilfe durch den dämonisierten Menschen schlechthin. Zu den Momenten, in denen das Dämonische sich selbstthätig aus der Menschenseele gebar, gehört seit alters auch der Rausch. Ungeheuer ist seine Rolle in allen Phasen des niederen, gröberen religiösen Lebens, als heilige Orgie, dämonische Trunkenheit. Die Gemeinde der Frommen berauscht sich: jetzt ist jeder des Dämons voll, er ist für eine Stunde aufgelöst in der Gottheit, der Gott handelt durch ihn. Das Mädchen, das von ihm in dieser Orgie des Dämonischen entjungfert wird, verfällt nicht ihm, in der Schranke menschlicher Sozial- und Ehesatzungen: es ist Gottes geworden durch ihn, hat sein Gottesopfer gebracht, nach dem es geläutert, dämonologisch gerettet zu dem Erwählten seines Herzens zurückkehren kann, ohne daß der Gott es dort mehr abverlangen wird.

Erst von hier gerätst du im wahren Sinne auf die babylonische Sachlage, wo ein Beliebiger die Braut im Tempel entblättern kann, — wenn es nur eben innerhalb der heiligen Orgie von einem dämonisch Berauschten geschieht. Durch die Geschichte aller Religionssysteme zieht sich der zähe Glaube, oft verketzert, aber ebenso oft auferstanden, daß solche Momente der heiligen Verzückung, die die versammelte Gemeinde überkommen, alle Moralschranken brechen und für eine Weihestunde im Reich freier Liebe herstellen dürften, dessen Handlungen keiner folgenden Moralkritik unterlägen. Die erotischen Orgien zahlloser Sekten zeugen davon, bei wilden wie zahmen Völkern. Nüchtern physisch gesprochen liegt zweierlei darin: die dumpfe Anerkennung des Dämonischen im Rausch, des plötzlichen Aufwachens der unberechenbaren Phantasiegewalten unter dem Einfluß der Narkotika — und die Erfahrung des plötzlichen, ebenso

Digitized by Google

unberechenbaren Erwachens stürmischer erotischer Wünsche durch den gleichen narkotischen Reiz. Ist der Rausch vorbei, so begreifen alle nicht, wie sie das thun konnten. So muß es der Dämon gewesen sein. Er heiligt alles, auch den erotischen Exzeß, der sonst die bittersten gesellschaftlichen Strafen forderte. Von hier versteht man, daß nicht bloß das Jungfrauenopfer an die Gottheit in diese Orgie verlegt wurde, sondern auch, daß periodisch wiederkehrende Orgien kleine Zwischenreiche freier Trunkenheitsliebe, wo jeder jedem gehörte ohne Unterschied, im sonst ganz festen Eheleben bilden konnten. Erinnere dich der antiken Aphrodite-Feste, der Saturnalien und des ganzen dem Kultus eng nachschleifenden Kometenschwanzes karnevalistischer „Freizeiten" bis auf den heutigen Tag.

Es genügt, diese für sich so unendlich verwickelte religiöse Linie so weit aufzurollen, — mehr führte aus dem Rahmen unseres Gespräches zu weit hinaus. Aber du siehst, denke ich, dabei wieder das gleiche: nichts in diesen Dingen weist auf ein schon einmal errungenes Urreich sozialer Freiliebe mit Ausschaltung der Ehe. Auch dieser Liebeskompromiß mit den Göttern läßt die Ehe als das Ursprüngliche erscheinen, das auf Kompromisse einging, nichts weiter. Wo die Existenz der Jungfrauschaft für die Ehe eine sittliche Voraussetzung war, da haben alle diese religiösen Dinge offenbar sogar nicht einmal die Macht besessen, jene Konzessionen zu erzwingen.

Wie mit diesen Stützen der Theorie, so geht's auch mit den andern. Das Mutterrecht sollte unmittelbar auf eine Zeit deuten, wo für das Kind nur die Mutter genau nachweisbar war, während der Vater unklar blieb, sintemalen die Mutter mit beliebigen Männern des Stammes frei verkehrte. Wie dort die religiöse, so wird aber hier die medizinische, die

Digitized by Google

embryologische Seite übersehen. Du hast selbst mit verfolgt, wie leicht und restlos das ganze Mutterrecht auch in einen Gedankengang sich einfügt, der einen Urstand der freien Geschlechtsvermischung ohne Ehe weder braucht noch findet.

Verwickelte Verwandtschaftsbeziehungen bei Indianern, Australiern, Polynesiern, seltsame Bezeichnungen da, die uns unbegreiflich dünken, mußten herhalten als Fossilien, als Winkelreste einer Urverwandtschaft, die sich auf Allbesitz aller Männer an allen Weibern des eigenen oder eines zweiten Stammes beziehen sollten. Aber umsonst ist es, in dieses Labyrinth mit irgend einer festen Theorie eindringen zu wollen. Ein Dutzend Theorien der verschiedensten Art lassen sich alle darauf gründen, alle mit Spitzfindigkeiten, alle ohne Gewähr, daß ihrer nachträglichen Logik zwar nicht die freie Liebe, wohl aber die freie Phantasie und Rechtsklügelei der Wilden ein Schnippchen schlägt.

Diese unendlich spintisierende Völkerphantasie, die sich in den tollsten Sittenarabesken manifestiert, hat ja unsere Zeit, die das Religiöse überall in seiner Wurzelwucht unterschätzt, ebenso willig vernachlässigt, — die Theorien dieser Zeit büßen aber auch dafür. Sie haben nur zu oft etwas an sich von dem Mathematiker, der festgestellt hat, daß die gerade Linie die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten sei, und der nun für absolut selbstverständlich hält, daß jeder Wanderer, der vom einen Punkt kommt und bei dem zweiten anlangt, diese gerade Linie gegangen sei. Ach, die Menschheit hat Zeit gehabt. Sie war verliebt, verträumt, verspielt, besoffen, tausenderlei, und alles Auf und Ab dieser Stimmungen lag auf ihrem Wege. Ein Rösselsprung der Phantasie war dieser Weg, keine mathematische Linie!

Fällt aber die eheloſe Urliebe im Ganzen dahin, so wird auch die Hilfstheorie ziemlich gleichgültig, die allen menschlichen Eheanfang aus dem Frauenraub herausdestillieren möchte.

Ich gebe gern zu, daß der Frauenraub und Frauenkauf

Digitized by Google

die Ehe, die vom Sozialen ſtets leiſe angegriffen worden iſt und das ſicher in Urtagen ſchon ebenſo, immer wieder hat feſtigen helfen. Er machte das Weib „ſeltener“, „koſtbarer“, indem es aus fremdem Stamm durch Arbeit des Mannes erworben werden mußte, anſtatt ſich ihm im eigenen bequem darzubieten.

Ganz einſeitig aber wäre es, ſcheint mir, das „Beſitzrecht“ des Mannes an der Frau im böſen Sinne, das Sklavinnenrecht, um das ſchärfſte Wort zu gebrauchen, einfach ſchon aus dieſem Raubverhältnis oder Kaufverhältnis abzuleiten. Es brauchte keineswegs daraus zu reſultieren. Brunhild iſt nicht Siegfrieds Sklavin, weil er ſie erobert hat. Sie iſt es nur, wenn eben noch eine beſondere wirtſchaftliche und ſonſtige Dauerlage in der Ehe dazukommt.

Die menſchlichen Verhältniſſe haben maſſenhaft auf ſolche Lage geführt und dann iſt die Frau innerhalb der Ehe allerdings dem Manne gegenüber verſklavt. Dieſe Linien gehen bis auf den heutigen Tag.

Daß das Weib im Stadium des Weiberraubes an Wert ſtieg, kann aber nicht in dieſe Linie gehören. Je koſtbarer ein Beſitz, deſto geringer das Mitfüßentreten, deſto höher die Achtung. Das kannſt du ſchon an einem Beſitzer ſeiner Rennpferde ſehen, wie der mit ſeinen Tieren umgeht. Man könnte ſich faſt ſtreiten, wer da der Sklave iſt. Erſt innerhalb der ziemlich überſchaubaren Menſchheitsgeſchichte iſt das Beſitzrecht des Ehemanns am Eheweibe im gefährlichen Sinne periodiſch ſtärker geworden, ja es iſt vielfach bis heute zu einer Bedrohung der weiblichen Individualität ausgeartet.

Dahin wirkte, wie ich ſchon beim Tier erwähnt habe, in erſter Linie das ungeheure Übergewicht, das der Mann als ſozialer Führer erlangte. Die Ehe hatte Mann und Frau. Die Herde hatte aber beim Tier ſchon in der Mehrzahl der Fälle über dieſen Ehen noch einmal einen Geſamtanführer und der war — ein Mann. Mit dieſem Schema haſt du

Digitized by Google

das ganze Übergewicht auch des Menschenmannes durch das Soziale und seine Führerrolle darin. Das siehst du noch heute in unserem gesamten öffentlichen Leben verkörpert: der Mann sitzt fast ausschließlich überall im Präsidium, sobald mehr als zwei Menschen beisammen sind, er ist der „Beamte", das Staatstier, das die sozialen Centra besetzt hält, der soziale Dirigent. Diese Machtstellung verdankte der Mann schon als Lamahengst oder Pavian zunächst seiner größeren physischen Kraft, — dieser Kraft, von der ich dir sagte, daß das Weib sie ihm ursprünglich selber erst angezüchtet hat. Aus diesem ungleichen Verhältnis physischer Stärke im Bunde mit dem Sozialen und seinem Anführerprinzip ergaben sich dann aber wieder wachsende Ungleichheiten, die das Weib auch in der Ehe „schwächer" in jedem Betracht machten. Und „Schwachsein" in jedem Sinne umschließt allerdings stets eine wachsende Wahrscheinlichkeit der „Versklavung".

Immerhin wollen wir aber nicht vergessen, daß auch die Gegenströmung hier gewaltet hat, die Strömung zur Rettung der Individualität der Frau in der Ehe.

Ich habe dir früher schon wiederholt betont, daß jede Liebesform den Keim des Todes in sich trägt, die dauernd zu einer Vergewaltigung des einen Liebespartners führt. Wäre der Mensch dauernd auf eine Versklavung des Weibes eingegangen und hätte seine Entwickelung hierher wachsend eingestellt, so wäre er an seinem kritischsten Fleck unrettbar in der Degenerationslinie gewesen. Er hat es aber nicht gethan. Überall neben drohenden Konstellationen im Menschheitssystem, die eine Versklavung der Frau fürchten lassen, stehen auch die Regulierungen mit einer festen Naturgesetzlichkeit, wie droben im Planetensystem, wenn Jupiter und Saturn sich zu nahe kommen.

Eine solche Selbstregulierung war das langsame Wiederzurücktreten der Polygamie. Ein Riesenruck solcher Selbstregulierung war das Auftreten des Christentums mit seiner Idee der Gleichheit von Mann und Frau vor der obersten

Digitized by Google

Welteinheit, mit seiner flammenden Beleuchtung des „Menschlichen“ über Mann wie Frau und in Mann wie Frau, mit seiner Idealerfüllung der Ehe nicht bloß als einer wirtschaftlichen Arbeitsteilung, sondern als einer seelischen Schutzgenossenschaft zweier Individuen auf dem großen Wege zur Weltharmonie. Eine neue Regulierungsstufe endlich steckt in dem guten und berechtigten Teile des heutigen Freiheitskampfes der Frau, dessen Vorboten übrigens auch schon auf eine weite Zeitspanne zurückgehen.

Für diese Kampfesphase von heute sind besonders zwei Punkte wichtig, die allerdings noch keineswegs von allen Beteiligten gesehen zu werden pflegen.

Das Vorrecht der sozialen Anführerschaft verdankte der Mann, wie gesagt, zunächst und noch in der Tierwelt seiner physischen Stärke. Das ist beim Menschen lange Zeit nur weiter unterstrichen worden: der Mann war der „Krieger“ im Gegensatz zum physisch hilflosen Weibe, noch ganz anders einseitig als je beim Tier. Aber noch wieder allmählich hat sich an Stelle dieser physischen Stärke eine intellektuelle, eine geistige gesetzt. Heute tritt in unserem ganzen Sozialleben die physische Stärke schon weit zurück gegen die intellektuelle. Damit ist aber ein neues Verhältnis geschaffen für Mann und Frau. Zunächst hat der Mann auch mit diesem Intellekt das Erbe des alten, physisch erworbenen Besitzes der Führerschaft ruhig weiter angetreten. Aber es fragt sich, ob das so bleiben kann. Es fragt sich, ob auf diesem Intellektboden die Frau ihm jetzt nicht plötzlich wieder gleich „stark“

Digitized by Google

gegenüber steht, so daß auch da, wo der reine Konkurrenzkampf grob waltete, die Parteien wieder ebenbürtig wären und sich fortan reinlich in die Führerschaft teilen müßten.

Die beliebte Antwort ist, daß gerade der Intellekt der Frau erst recht schwächer sei als der des Mannes. Urteiler, die einer Mode schmeicheln und die Wahrheit dafür in Kauf geben, haben das zum Überdruß „nachzuweisen" versucht. Es giebt Einzelfrauen genug, die jede einzeln genügen würden, diese ganze Spintisiererei in usum des Herrn-Mannes als absoluten Wert unrettbar ad absurdum zu führen. Trotzdem muß man auf eine Entschuldigung für jene Ansicht hinweisen, die ihr einen Schein heute von Recht, nicht vor Einzelfällen des Genies, wohl aber vor der Allgemeinheit, zu geben pflegt.

Zwischen Intellekt und physischer Kraft besteht eine geheime Beziehung, die zweifellos im Kern bis in die Urthatsache reicht, daß Körper und Geist innerlich eigentlich ein und dasselbe Phänomen sind.

Die große Masse unserer heutigen Kulturfrauen (bleiben wir bloß bei denen jetzt!) ist nun körperlich in einer leichten Weise degeneriert.

Es ist das der Fluch der Nichtbenutzung der physischen Kraft bis in Zeiten hinein, wo für diese Nichtbenutzung absolut kein Sinn und Grund besteht.

Die gangbare Meinung ist ja, das Weib müsse physisch schwächer sein als der Mann. Früher sagte man, das sei von Gott so gesetzt, sie sei halt nur eine Rippe, er das Ganze. Heute wird uns naturwissenschaftlich bewiesen, daß aus so und so viel anatomischen und physiologischen Gründen ein Mißverhältnis bestehen müsse.

Mindestens soll dem Weibe beständig ein riesiger, nicht einzuholender Kraftverlust aufgebürdet sein durch seine Geschlechtsarbeit von der Menstruation bis zum Gebären und Säugen. Doch auch außerhalb dieser Dinge wird der weib-

Digitized by Google

liche Körper in der Regel heute für weichlicher, leistungsunfähiger erklärt.

Ich halte es nun für mehr als ein blendendes Paradoxon, wenn ich sage: das ursprüngliche Verhältnis ist das umgekehrte. Im Tierreich ist ursprünglich die Mutter, wie wir schon einmal besprochen haben, der physisch leistungsfähigere Teil. Sie trägt in ungezählten Fällen die ganze Last des Existenzkampfes genau wie das Männchen, und sie trägt als Zuthat obendrein noch ihre ganzen Mutterpflichten. Soll ich von hier einen allgemeinen Satz bilden, so könnte er nur heißen: die Natur hat, um die Mutterpflichten durchzudrücken, das Weib mindestens mit anderthalber Kraft ausgerüstet.

Höher hinauf hast du dann in der Ehe allerdings die Arbeitsteilung, die die Sachen etwas verschiebt. Das Verhältnis wird eine Weile wieder normal zwischen den Geschlechtern: das Männchen nimmt dem Weibchen so viel an Existenzkampf ab, wie das in seiner Mutterschaft an Kraft zusetzt. Aber wie stark bleibt doch auch da noch das Weib! Man muß eine Henne beobachten, die ihre Küchlein verteidigt! Und es kann viel Kraft bleiben, denn im Grunde ist die Mutterschaft überall bis zum höchsten Tier keine aufnutzende, sondern immer eine kraftstählende, kraftentwickelnde Sache, ihre Hauptstationen vollziehen sich gesund und rasch und die ursprüngliche mächtige Kraftnatur schlägt immer wieder durch, jeden Moment bereit, das alte Plus, wo es not thut, doch auch noch wieder aus der Reserve zu ziehen und zur ganzen Mutterkraft auch noch eine ganze Vaterkraft zu bewähren.

Das geht nun noch stark in den Naturmenschen ein. Wie leicht werden der Wilden einerseits noch die weiblichen Pflichten: erinnere dich nur an die erzählten Fälle vom einsamen Gebären und vom harten Arbeiten noch am gleichen Tag. Anderseits aber: wie enorm pflegt noch die physische Arbeitslast für den Existenzkampf zu sein, die trotz aller Ehe und Arbeitsteilung auf dem wilden Weibe lastet.

Digitized by Google

Aber wiederum höher hinauf verschiebt sich das Bild nun mehr und mehr wirklich. Fasse ich es im Resultat zusammen, wie es unsere höhere Kultur dir zeigt, so sind zwei Punkte darin bezeichnend.

Auf der einen Seite wird das Weib immer mehr von aller physischen Arbeit entlastet. Es erscheint uns auf gewisser Kulturstufe nachgerade wie etwas Verrücktes, daß ein Weib etwa in der Armee dienen sollte. Auf der anderen Seite aber werden die Mutterfunktionen diesem Weibe immer schwerer und schwerer, jede Menstruation macht sie zu einer Kranken, jede Geburt ist ein Akt auf Leben und Tod, dem erst wieder eine lange Rekonvaleszenz folgen muß, zum Säugen wird sie vielfach überhaupt schon zu schwach, so daß die Kraft nicht einmal mehr ordentlich langt, auch nur diesen einen Pflichtenkreis auszufüllen.

Ich kann mir nicht helfen: ich meine, der eine Punkt erklärt den anderen, im Ganzen aber steckt eine gewisse Degenerationserscheinung, die mit dem ursprünglichen Kraftstande des Weibes gar nichts zu thun hat. Die Menschheit hat ihn erst aufkommen lassen, und an ihr ist es jetzt, ihn auch allmählich wieder auszumerzen.

Mehr und mehr haben wir das Weib ferngehalten von der wirklich körperlich stählenden, gesund erhaltenden physischen Arbeit. Ich erinnere nur an das alte Schreckenswort: der Ofen und die Frau gehören ins Haus. Ja hinter den Ofen, verpäppelt und verzärtelt bis über die Ohren, — so hat man lange genug das Mädchen gehabt, als Käfigvogel, dessen Kräfte mit wahrem Raffinement nicht entwickelt wurden. Nun kam die Zeit der Mutterpflichten — und die unterdrückte, unentwickelte Kraft versagte selbst da. Wenn aber das Kulturweib sich bei der schlichten Mutterfunktion windet und dreht, als gehe ihm eine fremde Teufelsmacht an den Kragen, statt daß es hier gerade es selbst in der Blüte seiner Kraft ist, — dann kommt der neunmal Weise und redet vom „schwachen" Weibe,

Digitized by Google

das Schonung und immer wieder Schonung verlangt, das „hinter den Ofen“ gehört, damit die gesunde Luft des Lebens es nicht erkälte. Ich muß an die Tiere des Zoologischen Gartens denken die in manchen Arten von dem Tage, da sie im Käfig sitzen, trotz alles behaglichsten Schlaraffenlebens keine Jungen oder doch nur Mißgeburten bringen.

Die zunehmende Unkraft des Kulturweibes in seinen geschlechtlichen Naturfunktionen sollte uns das brennendste Mene Tekel sein, daß wir mit unserer Auffassung von der Schwachheit des Weibes völlig auf dem Irrwege sind. Das Weib ist nicht schwach wegen Menstruation, Schwangerschaft, Gebären und Säugen: sondern es ist in unserer Kultur schwach durch lange Verrottung und Nichtstählung seiner physischen Gesamtkraft, und *weil* es von hierher schwach ist, greifen jene schlichten Aufgaben seiner Natur, die ursprünglich auf ein Plus an Kraft, einen physischen Reservefonds berechnet waren, sein ganzes Kapital an, ja werden mit diesem nicht einmal mehr ordentlich ausgezahlt.

Erst wenn es uns wieder gelingt, durch Turnen und alle Sorten gesunder Leibesübung Mädchengenerationen zu erziehen, deren *gesamtes* physisches Kraftniveau wieder der guten Menschenhöhe sich nähert, werden auch diese spezifisch weiblichen Geschlechtsleistungen wieder ins „gesunde“ Niveau kommen.

Den treuen Eckarden, die da meinen, die echte naturbestimmte „Weiblichkeit“ des Weibes möchte leiden durch Ausbildung der Körperstärke in angeblich „männlicher“ Muskelstählung und physischer Durcharbeitung und Ausarbeitung des ganzen körperlichen Kraftapparats, — ihnen rufe ich zu, daß erst diese Stählung uns das Weib wieder zur echten Mutter, zum echten „Weibe“ machen wird.

Von hier aber finde ich nun auch die Ansatzstelle für jene intellektuelle Frage. Sie ist, wie schon gesagt, im Urgrunde selbst nichts anderes als eine physische Frage. Gewiß: wenn

Digitized by Google

man den Heraufgang der Dinge bei uns ansieht, so tritt ein groß Teil grober Physis als überflüssig zurück in unserm Kulturleben, und es wird noch mehr zurücktreten. Studenten werden sich in absehbarer Folge keine blutigen Ehrenkerbe mehr in die Backen hauen, und Kulturnationen werden nicht mehr mit Pulver und Blei eine umgekehrte „Auslese der Passenden" durch Aufopfern ihrer gesundesten Kräfte in barbarisch-anachronistischen Kriegen üben. Ungezählte schlechte, physisch abnutzende, aber nicht stählende Körperarbeit unseres Wirtschaftslebens wird in gleicher Frist wieder verschwinden. Aber erst recht wird darum der „gesunde Körper" wichtig und immer wichtiger werden als Basis der intellektuellen Leistung: — der Kulturmensch wird mehr und immer mehr seinen ganzen Leib als eine Energiemaschine für die Arbeit seines Gehirns schätzen und pflegen lernen, und so wird die höchste Stufe intellektueller, vergeistigter Kultur auch die höchste Stufe raffiniertester Sorgfalt in der beständigen Stählung und Gesunderhaltung des Körpers sein. Es ist der Geist, den wir stählen und gesund erhalten mit diesem Körper.

Das wieder ergiebt aber für den Kampf der Frau die große Folgerung, daß jeder Schritt zur körperlichen Besserung der Frau ihr auch die Bahn zugleich aufschlägt zur wachsenden Teilnahme an der immer zunehmenden Vergeistigung der Kultur.

Die gleiche Frau, die durch Wiederherstellung ihrer vollen, ursprünglichen menschlichen Körperkraft wieder ihren Mutterpflichten sich in gesundem, harmonischem Sinne gewachsen zeigt, wird jenseits dieser Pflichten einen neuen Frühling ihres Intellekts erleben, vor dem alle Ofenweisheit auch von der geistig schwachen Frau verstummen muß.

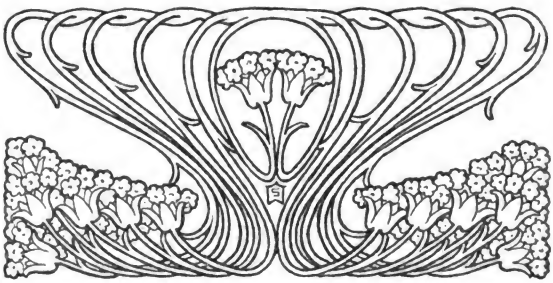
In der Frau wird nichts Größeres, aber auch nichts Geringeres erscheinen, als — der Mensch. Dieser Mensch aber in seiner Vollkraft, in seiner Kraft, die stark ist, heute in den Sternen zu lesen und morgen ein Kind zu gebären, ohne daß eines das andere stört.

Digitized by Google

Auch das Tier, das arme, kämpfende, niedrige Tier, hat ſeine Jungen zur Welt gebracht und aufgezogen — und hat daneben und trotzdem etwas noch ſo viel Größeres getragen, genährt und endlich geboren aus ſich: nämlich den Menſchen.

Auch das Menſchenweib wird beides können, wenn es ſich auf ſeine ganze Kraft beſinnt: den Menſchen als Kind, als das ewige natürliche Evakindlein zu gebären kraft ſeines Schoßes, — und den Menſchen zugleich als Geiſtmenſchen, als das ewige Jeſuskindlein, das Geiſtgotteskind, fortzupflanzen kraft ſeines Gehirns.

Digitized by Google



Aber dieſe geſchichtlichen Dinge können in Wahrheit ruhig dahinfallen.

Das Reich der Liebe als Ideal der Menſchheit ſteht und fällt keineswegs mit der moſaiſchen Kosmogonie, in der das Paradies ſchon einmal am Anfang der Tage duftet. So wenig wird der ſoziale Traum mit ſeiner Auflöſung der Ehe innerlich berührt von der Wahrheit oder Nichtwahrheit irgend einer Theorie über die ſozialen und ehelichen Anfänge des Urmenſchen.

Nur ein bisher immer erneutes, aber im Grunde doch kindliches Streben ſteckt in dieſer ewigen Suche nach einem Wiederaufleben der höchſten Zukunft in der tiefſten Vergangenheit, als wäre die Weltentwickelung wirklich nur das alte Symbol der Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, und nichts weiter. Es iſt der gleiche Denkweg, der am Anfang der Dinge ſich eine ſinnloſe Materie konſtruiert und dann nicht raſten mag, bis er alle Herrlichkeit der Milchſtraßen und Menſchenhirne wieder aufgelöſt hat in dieſes Chaos hinein. Die wahren Beiſpiele der Entwickelung, die wir in der Natur ſehen, mit ihren geheimnisvollen Phänomenen der Zeugung, der Verwandlung, der Überbietung, ſie lauten nirgendwo ſo einfach. Auch der Baum, der ein Jahrhundert lang gegrünt

Digitized by Google

hat, stürzt keineswegs spurlos wieder in die indifferente Materie ab, sondern seine Wirkungen als Baum in diesem Jahrhundert rinnen individualisiert durch den folgenden Weltgang in alle Äonen hinein. Es wird uns endlich allen klar werden, daß die einzig ersprießliche Projektionsseite unserer Ideale die Ferne vor uns ist, und daß kein Ideal dadurch besser wird, daß es schon einmal hinter uns erfüllt gewesen sein soll. Vorwärts geht unser Weg, nicht rückwärts. Und kein Ideal wird heute mehr dadurch geschaffen, daß ein vergilbtes Pergament uns vorgelegt wird mit dem Siegel irgend eines verschollenen Jahrtausends. Gerade darin sind wir heute neue Menschen, die sich von so unendlich vielen starren, erstarrten Mächten der Vergangenheit, von so viel Mottenstaub mit blutendem Herzen, aber im Banne unentwegter Sehnsucht losgerissen haben auf allen Gebieten des Lebens. Wir haben die Vergangenheit hingegeben um der Zukunft willen. Jetzt, meine ich, soll es uns auch mehr und mehr gleichgültig sein, ob diese Zukunft doch nur eine verkappte Vergangenheit, ob das neue Testament unserer Ideale nur ein wieder erobertes altes sei.

Wenn die Menschheit auch nicht ihre Bahn begonnen hat schon bei einer vollkommenen Auflösung der Ehe ins Soziale, so bleiben doch die fort und fort zu uns heransteigenden Symptome solcher Lösung und die große Frage bleibt, eben als Zukunftsfrage, ob es nicht doch also die ideale Schlußlösung der Dinge sein werde: absolute Zersetzung der Ehe durch die soziale Organisation der Menschheit im folgerichtigen Entwickelungsgang der Menschheit.

Erst das ist die Stelle, wo alle jene Fäden, die wir bis heran aufgesponnen, sich zusammenweben zu der tiefsten, schwersten, aktuell für uns beweglichsten Frage: nämlich der Frage nach dem Dauerwert der menschlichen Ehe.

Aus der Zeitehe wurde einst die Dauerehe. Aus dem Tier wurde der Mensch. Aber nun wandert dieser Mensch in

Digitized by Google

sich aufwärts. Der Mensch von heute ist schon nicht mehr der vor tausend, vor zweitausend Jahren. Unendlich erweitert ist der Lichtkreis seines Schauens. Was wird er von der Ehe als Dauerwert darin schauen?

Geben wir uns nach der einen Seite keinen Täuschungen hin.

Wir haben die Ehe geschichtlich heraufkommen sehen auf allen möglichen praktischen Schutzgründen. Sie selber schien nur ein kleiner Sozialversuch. Eine Schutzgenossenschaft baute sich in ihr wie ein kleines Bretterhäuslein über dem Quell der Liebe im großen wilden Erdenurwald. Die Linien dieser alten praktischen Begründung haben wir nun auch heute noch allenthalben in unserem praktischen Alltagsgebilde handgreiflich deutlich. Auch wir sehen noch im Vater den notwendigen Ernährer der Familie, wir sehen in der Ehe einen Schutz der Frau, der Kinder, einen wirtschaftlichen Kristallisationspunkt und Schwerpunkt, ohne den die Menschheit nicht erhalten bleiben könnte. Täuschen wir uns aber nicht darüber, daß diese groben wirtschaftlichen Schutzdinge sich wirklich eines Tages bei uns auflösen müssen in eine höhere Sozialordnung hinein.

Der wilde Urwald, um in jenem Bilde zu bleiben, mit seinem Dorndickicht, seinen Schlangen und Tigern wird eines Tages zum lichten, sonnenerhellten Kulturwald ohne Raubgezeug und mit müheloſen Parkpfaden werden. Du magst dir das fern oder nah denken, denken mußt du es, wenn du überhaupt an einen Fortschritt der Kultur glaubst, wenn du in ihr eine Weltbestimmung siehst und nicht bloß ein sinnloses Gaukelspiel, — von Zukunftswerten aber reden wir ja hier.

Nun denn: in diesem Kulturwalde wird der Quell der Liebe kein Schutzdeckelchen von einem Dutzend Tannenbrettern der Nützlichkeit im groben Sinne mehr brauchen, — er wird frei sprudeln dürfen überall, wo er aus sich heraus die Kraft

Digitized by Google

zum Sprudeln hat. Wenn die Ehe für ihn nichts weiter bedeutet, als jenes Bretterhäuschen, so wird sie eines Tages dahinfallen wie dieses, muß sie dahinfallen. Die Sonne des Parkwaldes will sich frei spiegeln im Quell und darf es fortan. Der soziale Organismus der Menschheit, aus einfachen Anfängen aufwachsend zu einem neuen, höheren Leibe dieser Menschheit, verlegt allen Einzelschutz in die Gesamtheit der harmonisch organisierten Gesellschaft. Und diese Gesellschaft wird die Möglichkeit geben, Kinder zu erziehen und Suppe zu kochen auch ohne Ehe.

Wenn die Ehe bloß hier auch bei uns verankert liegen soll, so wird sie fallen, denn sie weicht gerade hier einfach einer höheren, einer vollkommeneren Anpassung der Menschheit, sie geht dahin wie die Fischkieme oder der Affenschwanz in unserem einzelnen Menschenleibe dahingegangen sind.

Geschichtliche Gründe werden ihr dabei gar nichts nützen, denn Alter allein macht nicht heilig, sonst könnten auch Mord und Raub und geistige Vergewaltigung heilig gelten. Alle Geschichtswerte ohne Gegenwartszweck sind galvanisierte Leichen, deren Moderhauch hinter noch so viel Weihrauch schließlich doch jeden belehrt, wie es um sie steht.

Nach dieser ganzen Seite dürfen wir uns schlechterdings keine Illusionen machen. Die sozialen Siege der Zukunft werden nichts Halbes sein, sie fassen die Wirtschaftslinien, die äußeren Schutzlinien der Menschheit entweder ganz oder gar nicht. In dem „ganz“ aber liegen in jenem Sinne dann in der That auch die ganzen Wurzeln der Ehe mit: die Ehe verwebt sich in den großen Stamm bis zur Unsichtbarkeit, sie wird im wirklichen Umfang dann aufgesaugt vom Sozialen, sie ist nur noch eine Erinnerung, keine fortzeugende Idee mehr in der Menschheitsseele.

Digitized by Google

In dieſem Sinne ja!

Die große andere Frage aber iſt, ob die Ehe nicht während ihrer Exiſtenz doch noch eine zweite und viel tiefere Wurzel in das tiefſte Erdreich der Menſchheit an einer Stelle getrieben hat, an die alle Sozialentwickelung nach unabänderlichem Ratſchluß der Weltentwickelung niemals heran kann.

Es fragt ſich, ob in jenem Bilde die Ehe nicht außer ihrer vergänglichen Rolle als Schutzhäuschen über dem Liebesquell noch eine unlösbare Beziehung hat zu dieſem Quell ſelber, — ob ſie nicht auch die Leitung iſt, in der dieſer Quell aus geheimnisvollen Urtiefen der Erde in den grünen Wald heraufſprudelt, — die Leitung, die auch der große ſoziale Kulturgärtner dieſes Waldes niemals verſtopfen, ſondern im Gegenteil mit allem Fleiße heilig und unverſehrt erhalten wird.

Das Einzige, was die Ehe in dieſem Sinne halten kann, iſt ihr Verhältnis zum Individuellen.

Das klingt ja trivial. Gewiß, wenn alles vom Sozialen verſchlungen wird, wie von einer großen Sintflut, und es ſoll doch noch eine Arche gerettet ſein, ſo kann ſie nur durch das andere Extrem, den Individualismus, oben ſchwimmen. Die Sache muß enger geſagt werden.

Im Getriebe der Dinge, wie wir ſie überſchauen, giebt es zwei große feſte Einſchläge.

Der eine iſt vorläufig überſchaubar, berechenbar, durchſchaubar, iſt greifbar, bewältigbar für unſeren Verſtand. Der andere iſt, vorerſt wenigſtens, dunkel, unberechenbar, er hat etwas vom Walten von Imponderabilien; ich meine damit nicht eine myſtiſche Unfaßbarkeit, aber einſtweilen eine Schranke unſeres objektiven Durchdringens.

Der erſte hat ſein Reich im Sozialen, der zweite im Individuellen.

Aus dem Individuellen ergießen ſich geheimnisvolle Quellen, fort und fort. Ihren Grund ſehen wir nicht. Dieſe Quellen bilden aber, ans Licht getreten, alsbald ein ungeheures

Digitized by Google

Stromnetz, das Soziale. Ungeheuer, wie es ist, liegt es doch ganz oben auf der Fläche, und wenn wir nur die nötige Höhe des Beobachterstandpunktes gewinnen, so können wir hoffen, es durchaus mit dem Verstande aufzulösen. Wir sehen es zuerst in Gestalt feindlich aufeinander loseilender Wellen. Wilde Kämpfe toben. Aber aus diesen Kämpfen gestaltet sich endlich ein feineres harmonisches Netz mit geregelten Kreisläufen. Der soziale Kampf geht über in soziale Ordnung, immer höhere Ordnung, bis die Harmonie jedes feinste Äderchen umspannt, das Netz eine wundervolle rhythmische Figur bildet.

Inzwischen bleibt aber als Voraussetzung die Thätigkeit der Quellen von unten herauf. Sobald sie erlahmte, versiegte der ganze Strom, die schöne Figur verblaßte. Es versagte das Leben in der Netzfigur, das unablässige Strömen: aus dem Ganzen würde zunächst eine stagnierende tote Pfütze, deren übler Geruch leichenhaft zum Himmel dränge. Es versagte die ewige fortschreitende Neuregulierung der Harmonie des Netzes, die nötig wird durch das stille Sichwandeln des Planetenbodens unter ihm, durch den Umschwung der großen kosmischen Verhältnisse, denn es flösse kein neues unberechenbares Material aus den Quellen, mit dem neue Rechnungen sich einstellen können.

Die Arbeit dieser beiden großen Faktoren hast du in der ganzen Entwickelung, von der wir bisher gesprochen haben. Immer hast du einen mehr oder minder durchsichtigen Teil, den sozialen, und ein Geheimbuch, das Individuelle. Denke an die Entwickelung etwa von Tier- und Pflanzenarten. Hier die großen, hellen Gesetze der Auslese im Daseinskampfe, der Anpassung, der Bildung dauernd harmonischer Arten; dort als Grundmaterial die immer neuen individuellen Varianten, das ewige Geborenwerden individuell etwas verschiedener, vom Gegebenen abweichender Einzelwesen, mit denen dann jene große helle Arbeit wirtschaften kann.

Wie gesagt: ich will hier durchaus keine Wunder haben.

Digitized by Google

Auch das Individuelle wird im tieferen Weltzusammenhange keines sein. Bloß ein Stockwerk tiefer liegt es. Und die sichtbare Welt ist das Produkt beider Stockwerke.

Aus jener Artentwickelung im Tierreich erwuchs — der Mensch. Auch in ihm walten beide Räder fort, das große Stromrad oben, und das feine Quellrad in der Tiefe. Auch er dehnt seine Welt zum Sozialen, dieses Soziale spannt sich als Menschheit über die Erde und es bleibt darin die große Verstandesklarheit offen waltender Gesetze und Vorgänge, — fort und fort in diesen sozialen Körper mit seinen meßbaren Gewichten aber mischen sich die wundersamen Imponderabilien des Individuellen. Nicht nur wird der Mensch überhaupt immer neu als Einzelzelle der Menschheit hier geboren, sondern es geht auch in jede dieser Geburten ein das Geheimnis individueller Besonderheit. Es waltet im Körper, es waltet im Geist. Es baut das winzigste Fältchen deiner Hand, die kleinste Linie deiner Nase.. Aber es baut auch jede Regung deines Geistes. Wohl springst du alsbald mit deinem geistigen Erwachen ein in das große soziale Stromnetz. Es giebt dir einen unendlichen Schutzanhalt, es giebt dir die „Menschheit" als Hilfe, als Hintergrund. Aber auch du giebst diesem Netz etwas unschätzbar Köstliches: den Quellwert deiner neuen Persönlichkeit. In diesem Quellwert kann der Umschwung zu einer neuen Welt liegen, der Umschwung zu einer ganzen neuen Harmoniestufe des Netzes. Aus solchen Quellwerten steigen die Genies, die unschätzbaren Plusvarianten, die die fortschreitende Anpassungsauslese in der Menschheit so gut braucht wie sie in Tier und Pflanze die spontan auftauchenden zweckmäßigeren Körpervarianten unumgänglich brauchte.

Niemals ist eine Unterdrückung dieser Individualwerte durch das Soziale denkbar ohne Vernichtung des gesamten Spiels.

Und wenn also jetzt die Ehe irgend einen Punkt hat, wo sie auch beim Menschen doch dauernd verankert liegt auch in

Digitized by Google

dieſen Individual-Imponderabilien, ſo kann auch ſie niemals ernſtlich vom Sozialen verſchlungen werden.

Sie hat aber meines Erachtens dieſen Punkt.

Die Ehe als Ideal hat zwei Idealmomente in ſich, die das Individuelle im Innerſten berühren.

Das Eine liegt in der individualiſierten Liebeswahl; das andere in der individualiſierten Kindererziehung. Halte den Gedankenfaden hier einmal ganz ſcharf durch, damit kein Mißverſtändnis entſteht.

Zwei beliebige Weſen finden ſich und zeugen miteinander ein Kind. Das iſt die einfache Grundlage, wie bei dem Sozialen erſtes Arbeitsmaterial überhaupt geſchaffen wird. Damit die Sache glatt verlaufe in einer böſen Welt der Gefahren, bilden die Eltern über die Zeugung hinaus eine Schutzgeſellſchaft, ſchützen ſich gegenſeitig und ſchützen ihre Kinder. Das bleibt ganz in jener Linie. Nachdem es aber eine Weile ſo hergegangen, iſt das Soziale allgemein erſtarkt, die Enkel und Urenkel haben große Genoſſenſchaften gebildet, die fortan alle Zeuger und Erzeugten als Geſellſchaftsglieder tragen und ſchützen, ohne daß die kleinen Schutzgeſellſchaften der Familie noch not thäten. Das iſt die Geſchichte der Ehe, wo du gar nicht auf das Individuelle höheren Sinnes, wie ich es jetzt meine, kommſt. Folgerichtig muß ſich bei dieſer Definition die Ehe ins Soziale reſtlos auflöſen.

Nun aber eine andere Einſtellung bei der Erzählung, und es erſcheint eine völlig neue Sachlage.

Ich gehe nicht von „zwei beliebigen“ Weſen aus, ſondern zunächſt nur von einem. Dieſes eine aber iſt ein ganz beſtimmtes Individuum mit jenem tiefen Wurzelwert des Perſön-

Digitized by Google

lichen. Dieses Individuum sucht jetzt ein zweites Individuum. Es sucht nicht ein beliebiges Wesen bloß vom anderen Geschlecht. Es sucht innerhalb des anderen Geschlechts ein Individuum, das ergänzend zu seinem tiefsten persönlichen Wurzelwerte steht. Diese Ergänzung kann in mancherlei Richtungen sich ergehen. Sie kann auf bestimmten Contrastgründen beruhen, die doch gerade ein vielseitiges Ganzes ergeben. Sie kann auf einfacher Ähnlichkeit beruhen, so daß die Vermischung von Gleich mit Gleich ein einfaches Plus des Wurzelwertes, der individuellen Wucht ergiebt. Voraussetzung ist aber auf alle Fälle eine ganz bestimmte Beziehung der individuellen Kernpunkte beider aufeinander.

Nun kommt das Kind aus dieser Verbindung. Es ist nicht bloß einfaches soziales Material als neue Menschennummer. Es ist auch nicht bloß ein neuer Wurzelwert an sich aus dem Unbekannten heraus. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach, so viel wir vom Geheimnis der Vererbung wissen, gleichzeitig eine Steigerung jener beiden elterlichen schon so verwandten Individualpunkte, es drückt eine ganz bestimmte Individualkonstellation weiter durch.

Und das muß von einer eminenten Bedeutung sein für die gesamte Rolle und Wirkungskraft des Individuellen im Entwickelungsspiel. Dieses auf bestimmte individuelle Richtung hin gezeugte „Wahlkind" ist ein ganz anderes Ding als das beliebige einfache „Zeugungskind". Mit Schutzgenossenschaft und so weiter im wirtschaftlichen Sinne aber hat diese ganze Sache absolut nichts zu thun, sie wird also auch von allen sozialen Fortschritten nicht berührt. Höchstens daß du sagen kannst: je weniger Rücksicht auf Schutzgenossenschaft bei den Eltern nötig wird, je mehr das soziale Dach sich schützend auch über sie breitet, desto leichter wird die höchste Verfeinerung der individuellen Sympathiewahl werden. Das ist wichtig und ist für Zukunftsbetrachtungen sogar sehr wichtig. Aber bleiben wir jetzt ganz in der individuellen Linie.

Digitized by Google

Es liegt auf der Hand, daß diese feine Individualwahl auf Grund tiefster Sympathien der beiden elterlichen Individuen beim Menschen mit zunehmender Kultur unausgesetzt zunehmen und an Bedeutung gewinnen muß. Denke bloß an die unsagbar verfeinerten Mittel, mit denen wir unsere tiefste Individualität geistig zum Ausdruck bringen können, je entwickelter unsere Bildungshöhe ist. Denke, was allein die menschliche Sprache hier geboten hat, was der unendliche Komplex von Möglichkeiten ethischer Handlungen, was die Bewährung von Wissen, von ausübenden Talenten, von feinem Lebenstakt. Und nun denke, wie gerade bei uns die feinsten vergeistigtsten Züge der Individualilität die wichtigsten als Wurzelwerte geworden sind. Nicht matter, sondern immer raffinierter muß dieses Spiel der individuellen Wahl werden. Je raffinierter es aber wird, desto stärker wächst die Wahrscheinlichkeit, daß zwei Individuen, die sich als echt ergänzend erkannt haben, auch dauernd zusammen bleiben wollen für ein Menschenleben.

Dahinein mischt sich aber sogleich noch ein zweiter, erst recht spezifisch menschlicher Grund.

Das Vogelmännchen und Vogelweibchen hielten über die Zeugung hinaus zusammen, um ihre Kinder zu schützen. Denken wir uns diese Sorte groben Schutzes beim Menschen sozial abgelöst und also gleichgültig. Bleibt nun im Sinne jener individuellen Linie keine Notwendigkeit mehr, die Eltern und Kinder trotzdem zusammenhielte? Es bleibt in Wahrheit eine ganz außerordentlich große, eine schlechterdings unschätzbare.

Jene Übertragung des Individuellen von den Eltern aufs Kind, jene Fortleitung der elterlichen Wurzelkonstellation geht nicht bloß durch die Zeugung, also durch Samenzelle und Eizelle. Deine Individualität als Kulturmensch umfaßt ganz andere Dinge noch als das, was deine Geschlechtsorgane in deinem Leibe produzieren. Mit deinem Zeugungsapparat kannst du nicht Goethes Faust übertragen. Du kannst ein Kind damit machen, aber dieses Kind bleibt ein Tier, wenn du ihm

Digitized by Google

nicht noch nach der Geburt Geistesblut beständig weiter zuführst.

Nun wirfst du wohl ein, gerade das könne aber ja das Soziale auch. Eine Gemeinschaftserziehung könnte die Kinder sämtlich lesen lehren und ihnen Goethes Faust zur rechten Stunde in die Hand geben. Was braucht's da gerade der individuellen Eltern!

Und doch behaupte ich, daß auch an dieser Stelle eine Lücke ist. Der eigentümliche Zauber individueller Imponderabilien, der in die Zeugung hineinarbeitet, waltet beim Menschen auch noch darüber weit hinaus, wenn Eltern und Kinder beisammenbleiben. Der Zeugungsakt erschöpft unsere riesenhaft erweiterte menschliche Individualität in keiner Weise, kann sie nicht erschöpfen. Erst die Erziehung, mindestens in einer ersten Reihe von Jahren, kann mit ihren Mitteln der Sprache, mit ihrem ganzen bewußten Anblick den vollen seelischen Strom jener Imponderabilien vollständig machen: sie gehört notwendig dazu, die eigentliche „individuelle Aristokratie" (wenn das mißverständliche Wort erlaubt sein soll) jedesmal in ganzer Wucht zu begründen. Was wüßte ich, was besäße ich von meinem Vater, wenn ich bloß durch die Samenzelle mit ihm verknüpft sein sollte und nicht durch die Jahre, wo mein erwachendes Weltbewußtsein sein schwaches Flämmchen fort und fort an seiner alten, großen, durch und durch individualisierten Flamme nährte und steigerte? Diese individuellen Imponderabilien, alle laufend in der gleichen Richtung der Grundanlage, hätte eine soziale Erziehung ohne individuellen Richtpunkt niemals geben können, ja sie würde sogar verhängnisvoll im umgekehrten Sinne gewirkt haben. Dabei ist das Wort „Erziehung" vielleicht schon zu grob, sieht noch zu sehr nach der alten Schutzsache für des Lebens Not aus. „Zusammenleben" entspricht viel eher dem feinen Weg des Überströmens individueller Geisteswerte noch jenseits der Zeugung, — Zusammenleben in seinem tiefsten Sinne.

Digitized by Google

Was ergiebt sich aber auch da wieder anderes, als eine neue Wurzel der Ehe?

Und wiederum ist es eine Wurzel, die nur stärker werden kann, je mehr die groben Schutzdinge im Verfolg einer großen Sozialordnung überflüssig werden. Je mehr Freiheit, je mehr stille Möglichkeit für alle Quellen, im grünen Kulturwalde ohne Trübungsgefahr zu sprudeln, — desto lebhafter und aussichtsvoller der Wunsch, das Beste und Vergeistigtste unserer Persönlichkeit unseren Kindern nicht bloß durch die Minute einer Weibesumarmung, sondern durch lange Jahre freien Bewußtseinsverkehrs zu übermitteln. In diesem Zeugungsaugenblick ist es, als falle eine Wolke auf unser Bewußtsein. Laß sie, es ist die Wolke, in der Jahrmillionen vorüberziehen, in der das ganze Besitztum deiner Ahnen im Extrakt eines winzigen Tröpfchens heiligen Weltenstoffes von dir vorübergeht. Aber wenn aus dieser Wolke sich dann das wirkliche Kind erhebt, so beginnt der andere, ungeheure Apparat deines Bewußtseins um so mächtiger zu arbeiten, auf den Flügeln der Sprache entläßt er seine Engel zu diesem Kinde. Dein Gehirn ist es jetzt, das dort das Zeugungswerk fortsetzt. Willst du diese ganze Riesenseite der Individualarbeit einfach über Bord werfen, weil eine verbesserte Sozialordnung dein Kind auch nährt und kleidet und auf die nötigen Schutzsignale des Lebens eindrillt, auch wenn du dich nicht um es bekümmerst?

Ich meine, daß von diesen höchsten individuellen Imponderabilien der Erziehung im großen und ganzen genau das gleiche gilt, wie von der körperlichen Zeugung: sie wird nie auf den Markt in die Masse gehören, wie auch die Welt und ihre Moral sich wandle, sondern ins enge Kämmerlein, wo zwei Menschen nach nichts anderem Verlangen tragen als nur nach sich, weil sie in sich die Welt fühlen, die mit den Schauern des ewigen Geheimnisses über sie rauscht.

Seien wir ehrlich, so müssen wir bekennen, daß im dumpfen Empfinden dieses wahren unvergänglichen Wurzel-

Digitized by Google

grundes der Ehe immer ja auch ihre stärkste Verteidigung — wenn auch oft unbeholfen — gelegen hat. Wenn es hieß, die Ehe sei in den Sternen der Zukunft schon ausgelöscht, so regten sich diese ganz kristallhaft einfachen Gemütserinnerungen: Eltern im Kreise ihrer Kinder, unter dem Weihnachtsbaume, alles in sich durchdrungen und zugleich nach außen abgeschlossen von dem großen Lichtbade individueller Imponderabilien, das wie ein schirmender Heiligenschein die „Familie" umfing. Gegen dieses Bild ist keine noch so herbe Kritik, kein noch so wilder Aufschrei aus zerstörten, verwirrten, zersprengten Sonderverhältnissen aufgekommen. War es nicht im ganzen erfüllt, so war's ein Ideal. Auch die soziale Harmonie ist ja nur ein Ideal, ein Zukunftsideal. Warum sollten die beiden Ideale sich totschlagen?

Ich glaube also nicht an diesen Totschlag. Ich sehe wohl im Sozialen der Menschheit die endliche Ablösung dieser Menschheit von ihrer Tierheit im Sinne kleinlicher Schutzbedürfnisse. Aber wo immer das Materielle, das Grobe einmal wieder absinkt, da zeigt sich darunter wie das glashelle Elfenflügelchen unter der harten Deckschale des Käfers das Feinere, das Vergeistigte, das Höher-Menschliche in einer verklärten Gestalt als das nächst höhere Bedürfnis. So sehe ich den groben Schutzzweck der Ehe, wie ihn das Tier hat und der Mensch thatsächlich heute auch noch hat, still abgelöst zu Gunsten eines viel höheren Schutzzweckes: zu Gunsten der individuellen Quellbildung im großen Stromnetz der sozialen Kultur.

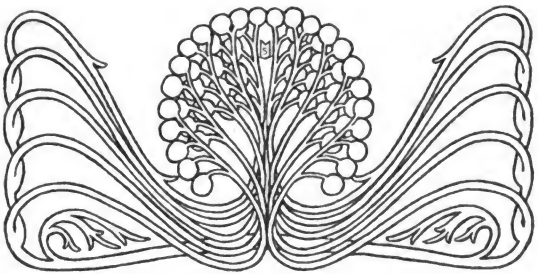
Und auf den Flügeln dieses neuen Sinnes sehe ich eine Ehe der Zukunft aus der Puppe unserer „Ehe" steigen, die sich wohl zu dieser wie ein Ideal verhalten mag, aber im Grunde ist dieses Ideal schon heute und längst in unserer Menschensehnsucht gewesen, wenn wir von Ehe gesprochen haben.

Und damit sei diese Seite der Liebesbibel endgültig auch umgeschlagen.

Digitized by Google

Kurz nur iſt der Weg jetzt, den wir noch zu gehen haben, um vom Waldſchratt des Kongowaldes dort zu ſein, wo wir hinwollten: — bei der lieblichen Menſchenmutter des Fidus — oder, noch heller ſtrahlend darüber, der ſixtiniſchen Madonna.

Digitized by Google



Draußen rauſcht der Sturm.

Das Licht in der roten Ampel zuckt bisweilen leiſe auf. Dann bewegen ſich ſpukhaft die Schatten an der Wand, als wollten ſie lebendige Weſen werden, vorkriechen, ſich mit dem Doktor Fauſtus zu verbünden zu dunklem Werk. Die alten Möbel bekommen glühende Augen und lange Naſen. Aber die Flamme wird wieder ſtät und jäh ſind die Kobolde fort. Das ſtille Gemach liegt wieder da, in der guten Heiterkeit ſeiner Bücheraugen, ſeiner Sternenaugen.

Jede Entwickelung hat auch ihr Geſpenſt.

Es läuft nach, wie dem Wanderer in der Sonne ſein Schatten. Geht die Sonne der Entwickelung abwärts, ſo wird es rieſengroß, ein Vorbote der Dunkelheit, die endlich dieſen verfehlten Punkt ganz wieder verſchlingen wird. Wenn aber die Sonne des aufſteigenden Lebens auf den Zenit loswandert, ſo ſchmilzt das Geſpenſt immer mehr vor ihr dahin, bis im ſcheitelrechten Stande endlich das letzte Stäubchen des ſchwarzen Doppelgängers geſchwunden iſt: die Entwickelung hat triumphiert über ihr Geſpenſt.

Überall, wo immer du die tauſend und tauſend Verſuchsformen des Lebens anſchauſt auf dieſer Erde, gewahrſt du auch dieſen Geſpenſterſchatten. Er lauert hinter jeder noch ſo ſchönen Einzelanpaſſung.

Digitized by Google

Vielfältig wie die Entwickelungsbahnen selbst, sind auch seine proteisch wechselnden Formen, immer aber bezeichnet er den Sonnenstand der Art: ob sie noch aufsteigt oder schon sinkt. Einseitigkeit, Übertreibung, Degeneration, Erstarrung, das alles sind nur Gesichter des einen Dämons. Hekatomben ausgestorbener Arten liegen bereits als seine Opfer in den Gesteinsschichten des Erdenschoßes, gefressen eines Tages von ihrer Nacht, weil die Sonne der Fortentwickelung für sie unterging. Wohin du heute siehst im Tier- und Pflanzenleben, siehst du die Gezeichneten schon, die nachstürzen werden. Die zu eng Angepaßten, die lebendig Versteinten, die wandelnden Automaten, die keiner Umbildung mehr fähig sind, die paradoxen Phantasten, die sich in ein Extrem verstiegen haben, — Todgeweihte sie alle.

Nur eine Lebensform dieses Planeten giebt es, die bisheran ihren Schatten immer mehr besiegt hat, — du selbst, der Mensch. Er ist der große Zenitwanderer hier unten.

Diese wachsende Überwindung, so deutlich vor Augen im ganzen Gang der Kulturgeschichte, in jeder neuen Erfindung, jeder wissenschaftlichen, ästhetischen und ethischen That, ist das Tröstliche im Labyrint auch dieser Menschengänge. Im übrigen hast du hinter dir und neben dir thatsächlich des Schattens noch genug. Vom ersten Tage an ein Riese, hat der Mensch auch einen Riesenschatten von sich gestreckt. Er streift auch durch sein Liebesleben. Schon haben wir ihn ein paar mal auf unsern Wegen jetzt durchkreuzt. Aber ihm gebührt noch ein besonderer fester Blick.

Du kennst die Geschichte des Phaethon. Sie ist nicht bloß ein lustiges ovidisches Märchen. Wie alle diese alten Völkersagen, die Extrakt tiefsten Erlebens sind, enthält sie ein wunderbares Symbol.

Phaethon ist der erste Mensch, der mit Menschenkraft die Natur meistern will. Seit Äonen rollen die Gestirne ihre Bahn, im Bann von Gesetzen, die eine Weltschicht tiefer liegen als der Mensch. Aber eines Tages steht dieser junge Mensch

Digitized by Google

da. Er sieht der Sonne in ihr Werk und er fragt sich, ob er das nicht auch kann, ob er es nicht gar besser kann. Und er schwingt sich auf den Sonnenwagen. Das Ende ist bekannt: er zündet den Himmel an und stürzt selber in Tod und Verderben. Er war zu schwach.

Es giebt einen Weg wo er nicht zu schwach wäre. Phaethon wird ein weiser Chaldäer, der tausend und tausend Nächte still in den Sternen liest. Phaethon wird Aristarch und Ptolemäus, er wird Kopernikus und Newton; er weiß endlich nach welchem Gesetz die Weltkörper laufen. Phaethon wird Faraday und Edison und er bringt die Kräfte der Natur, die vom fallenden Stein und Blitz bis zu Monden und Sonnen walten, eine um die andere in seine Gewalt. Wenn Phaethon noch einmal hunderttausend Jahre nach dem gelebt haben wird, so wird er sich fragen, ob er seinen Planeten nicht verlassen kann, ob er nicht wandern kann mit dem Licht, das vierzigtausend Meilen in der Sekunde saust, ob er nicht die Gravitation in seine Macht bringen kann wie ein Kind an einem Uhrzeiger dreht. Das ist Phaethon, der langsam, aber in unveränderlicher Stäte aus dem Schatten geht, der wahren Scheitelsonne zu. Wenn sie einst über ihm ist, wird sie zugleich er selbst sein: die Entwickelung liegt dann in seiner Hand, nicht mehr in unberechenbar fremden Gewalten; in jenen Tagen fährt Phaethon selber als Sonnengott im goldenen Wagen, er ist die Natur, die sehend aufgewachte Natur.

Aber dieser Phaethon der Jahrtausende ist es nicht, den die Sage meint. Sie starrt in das Dunkel der werdenden Menschheit erst und sie sieht den Phaethon der Gefahr, der mit der Sehnsucht allein schon fahren will ohne die Kraft.

Auch durch das Liebesleben rauscht dieser Phaethon der Gefahr. Der Mensch, sehend zum erstenmal, denkend — und nun sogleich der Mensch, der die Hand ausstrecken möchte, Herr der Liebe zu werden.

Es ist ja so wunderbar, dieses Erwachen des Menschen.

Digitized by Google

Er denkt! Das ist im ersten Anklang wirklich der allgewaltige Phaethonzauber, mit dem er am Ende die Welt besitzen wird. Aber wie unendlich viel liegt zwischen hier und dort, zwischen diesem ersten roten Sonnenblitz, der alle Schatten erst herausarbeitet, und der Zenitstunde da es dem Sieger keinen Schatten mehr giebt und er ganz einfließt in die große Sonne über sich, in den Lichtgedanken des Alls . . . .

Da ist noch einmal die Höhle im Kalksteingebirge, vor der die Sterne brennen und der Eisgletscher blinkt. Und da steht dieses Rätselwesen, das aus der Puppe des Tieres entschlüpft ist, — und denkt.

Vor ihm vollzieht sich zum erstenmal das Dämonische, das heute noch durch all unsere Philosophie spukt: die „Welt" reißt auseinander in zwei Stücke: hier das „Ich" und dort die „Natur". Im gleichen Augenblick aber erhebt sich im Einen auch die unendliche Sehnsucht, das Andere zurückzuerobern, zu meistern, wieder für sich zu bekommen als Glied, als Organ. Es ist der eigentliche Menschenkampf, er, der die Wurzel bildet aller Technik mit ihren praktischen objektiven Versuchen, aller Naturforschung, — und aller Gottessehnsucht, alles Ringens der Seele, im tiefsten Weltgedanken auch geistig, als Ich selber wieder heimzukehren in die Natur als unser tieferes Selbst.

Von Beginn an sah der Mensch in dem Komplex wilder und milder Dinge, die als „Natur" auf ihn eindrangen, sich vor zwei Möglichkeiten, zwei Wegen.

Als er zum erstenmal aus dem Feuerstein einen Funken zu locken lernte, zum erstenmal merkte, daß man auf einem gehölten Urwaldstamme einen Strom überqueren könne, — da sah er den einen Weg. Eine Natur, die sich bewältigen,

Digitized by Google

die sich reiten ließ wie eines der Wildpferde in der Blumensteppe der Nacheiszeit da draußen. Eine Natur, unterthan als Technik. Es war die Linie, wo der erste Glaube an die eigene echte Phaethonschaft erwachsen durfte und erwuchs. Die berechenbare Natur!

Aber daneben stand ein anderer Teil. Auch Natur, aber starr, riesig, unberechenbar. Die Sonne. Der Winter. Der Tod. Und Ähnliches. Das kam, kam einfach; keine Technik griff daran. Kein Seil zog die Sonne heran, kein Balken bannte den Winter zurück, kein Werkzeugbesitz wahrte vor Alter, vor Tod. So schien es wenigstens. Wie sollte Phaethon damit fahren? Dumpf ahnte er auch hier ein Gesetz. Aber wo dieses Gesetz erfassen, daß es die Dinge auch hier zum gefügigen Werkzeug machte? Du weißt, was da versucht worden ist. Was der Wilde versucht. Spuk, Dämonen, Wunder sucht er hinter diesen Dingen. Er betet, er beschwört, er sucht mit Gewalt ein seelisches Verhältnis. Er opfert, kasteit sich, blutet, flucht, winselt, — alles in der Hoffnung, es möchte auch dieser unberechenbare, unfaßbare Teil seiner Natur sich doch zum Feuerstein, zum Schiff noch umwandeln lassen. Phaethon, der wild losfährt, ohne Übersicht, ohne Halt, blind experimentierend. Und Phaethon, der immer wieder in die Flammen stürzt. An dieser Stelle ist der Mensch eine Gefahr für sich selbst, für die Entwickelung gewesen. In der Sehnsucht, den Himmel zu bezwingen, lief er beständig Gefahr, ihn anzuzünden und elendiglich mit ihm zu verbrennen.

Und nun dieser Mensch vor seinen eigenen Liebesthatsachen. Zum erstenmal mit denkenden Augen vor Erektion, Menstruation, Zeugung, Schwangerschaft, Niederkunft! Wohin gehörte das? In die Technik, den Naturteil, den man eroberte mit Feuersteinfunken, hölzernen Kähnen, Angeln und Pfeilen? Oder in jenen anderen, mysteriösen, wo Sonne und Mond aufstiegen, sich plötzlich verdunkelten und so weiter? Den Teil der Natur, den man durch Beten, Beschreien, Tamtamschlagen zu beeinflussen suchte?

Digitized by Google

Auf einmal ſchleift der Schatten, der gefährliche Entwickelungsſchatten, dir daher, — rieſengroß. Sieh feſt hinein und du ſiehſt in ſeinem fahlen Halbdunkel einen geſpenſtiſchen Zug. Die Liebe, ausgeliefert dem wilden Phantaſieren des Menſchen. Phantasia, non homo, heißt ein altes Wort bei Petronius. „Eine Phantaſie, kein Menſch.“ Über dem ganzen Zuge ragt ein rieſenhaftes graues Kreuz, an dem ein ſchönes Weib hängt. Die Liebe, gekreuzigt an der wild durchgehenden Phantaſie des Menſchen. Das hatte kein Tier gewagt. Der Maulwurf hatte geliebt, geliebt in alt eingeprägten Formen. Aber kein Moment war in ſeinem Leben, da er nach eigenem Klügeln losfahren wollte mit dieſer Liebe wie Phaethon mit dem Sonnenwagen. Da er ſich fragte, was hinter dieſer Liebe vielleicht noch ſtecken könnte, als Myſterium, das man irgendwie nötigen könnte, wenn man die Liebe mit tauſend tollen Dingen durchſetzte, ſelber ins Abſtruſeſte nötigte . . . .

Da kommt das menſtruierende Mädchen, — eine Märtyrerin des Phantaſieſchattens. Es kommt als Auſtralierin. Blut rinnt ihm aus dem Munde. Denn zur Feier ſeiner erſten Geſchlechtsblutung hat man mit ihm die Operation Tſchirrintſchirri vorgenommen: ihm auch noch zwei Zähne ausgeſchlagen. Es dreht und wendet ſich wunderlich und das nicht bloß vor Schmerzen. Ihm iſt heilig eingeſchärft, daß es drei Tage lang keines Mitmenſchen Rücken ſehen darf. Sonſt ſchließt ſich ihm der Mund, daß es Hungers ſtirbt. Die beiden Zähne aber bleiben ein Jahr lang in einem Futteral aus Straußfedern, ſonſt wachſen dem Mädchen zwei ſo rieſige nach und in den Kopf hinein, daß es davon doch noch den Tod hat.

Dahinten der kleine Käfig, nur 6—8 Fuß hoch, mit dem vergitterten Lichtloch wie ein Apparat zum Gänſemäſten, ſtammt

Digitized by Google

von der Beringstraße: in ihm steckt ein armes Koljuschenmädchen mit geschwärztem Gesicht. Ein Jahr lang steckt es jetzt schon darin. Seine Sünde war die erste Menstruation. Die Neubritannierin muß es ähnlich fünf Jahre und mehr in einer einsamen Waldhütte aushalten.

Der vage schweifenden Phantasie ist die Menstruation nämlich nicht das erste hoffnungsfrohe Sichentfalten der weiblichen Liebesblüte. Sie ist ein Schrecken, ein Vampyr, ein Ungeheuer. Da schreitet im Zuge der dicke Plinius, Allerweltsapotheker der ganzen antiken Realweisheit von der Natur. Er belehrt dich, daß von der Berührung mit der Menstruierenden das blankeste Rasiermesser augenblicklich rostet. Das trächtige Vieh kalbt vor der Zeit schon bei ihrem Anblick. Der Hund, der von dem Blute leckt, wird toll. Setzt die Unselige sich unter einen Baum, so fallen die Früchte welk herab und die Pfropfreiser dorren. Aber auch dort der kraftlose, sieche Indianer, von dem Plinius noch nichts gewußt hat, ist so, weil er auf, Menstrualblut getreten hat. Am Orinoko breitet sich Wüste, wo eine Menstruierende ein Bedürfnis verrichtet hat. Im heutigen Italien, wo die Volksphantasie noch üppig blüt, berührt die Verfehmte die Wiese und alles Gras ist welk wohin sie tritt, ja es sproßt auf dieser Brandstätte niemals wieder. Ein Hebammenbüchlein des 18. Jahrhunderts kündet dir, daß dieses Geblüt nicht anders wirkt denn Scheidewasser. Der Spiegel dort mit seinen zwei unheimlichen runden Flecken, die sich tief durch Glas und Quecksilber gefressen haben, ist so gezeichnet vom Dreinschauen einer Blutjungfrau: ihre Augen haben die Löcher gebrannt. Die Schlange, die dort herankriecht, ist in der Brutwärme eines Misthaufens aus dem Haar einer Menstruierenden entstanden. Der Mensch, der sich dort in Krämpfen zu Tode windet, ist nicht von einem tollen Hunde gebissen, sondern von einem blutenden Weibe.

Der Leibarzt des großen Kurfürsten, Baldasar Timäus von Güldenklee, unterrichtet dich im Jahre 1704, daß das

Digitized by Google

Monatsblut unter den Medikamenten einfach als schweres Gift zu rechnen sei, „denn dieses, so es in den Leib genommen wird, machet den Menschen vergessen, stumpfsinnig, melancholisch, unterweilen gar rasend und unsinnig oder aussätzig und diesem armen Heinrich ist dawider nur noch zu helfen durch einen anderen Höllentrank aus Melissenwasser, Viperngift, Bezoar und Theriak."

Freilich auch einige gute Wunder verrichtet die Blutende. Dort das Boot aus den Tagen des Plinius hat sich aus dem wilden Sturm gerettet, weil eine solche Frau an Bord war: da weigerte der Meergott sich, dieses unreine Fahrzeug zu verschlingen. Drüben die Kappadozierin derselben Tage kommt von einem Frühgang durchs Feld, ihr Gift ist in den Dienst der Oekonomie gestellt worden, denn sie hat dabei ihr Gewand bis zu den Lenden gerafft und alsbald sind wie ein prasselnder Hagelschauer alle bösen Insekten von den Bäumen gefallen. Hätte die Sonne sie freilich überrascht, so wäre bei dem Anblick die ganze Saat verdorrt. Ein beflecktes Stücklein des Gewandes bringt nach jenem Hebammenbüchlein, wenn es auf dem bloßen Leibe getragen wird, Glück im Spiel und im Kampfe Sieg, heilt Krankheit und löscht Feuer, kurz es ist ein Stein der Weisen, dieses rote Tröpflein in der Leinewand.

Weiter rollt der Gespensterzug. Immer toller werden die Schatten.

Dort der blutende Knabe ist ein kleiner Hottentotte. Ihm ist wie allen seinesgleichen am Tage, da er in die Reihen der Männer tritt, die linke Hode ausgeschnitten worden, — er soll davor bewahrt werden, Zwillinge zu erzeugen. Denn Zwillinge sind wieder ein Alp für die Schattenphantasie.

Dort das Elternpaar aus Nord-Transvaal ist wie von der Tarantel gestochen. Die eheliche Treue ist bewahrt. Trotzdem hat die Frau Zwillinge zur Welt gebracht. Die armen Dinger selbst sind allsofort umgebracht, in einem Topf am Flußufer verscharrt worden. Dann ist der Medizinmann, der

Digitized by Google

Zauberkönig, geholt worden. Einen dicken Batzen hat man ihm in die Hand gedrückt: nun soll er das Haus vor Wiederkehr solchen Schreckens schützen. Er hat also alle Kleider konfisziert als käme er von Koch und Pasteur zu einem Cholerakranken: ein mystischer Antiseptiker, der den Gespensterbazillus zu bannen hofft. Als probatestes Generalmittel aber hat er angeordnet, daß keiner das Haus durch die Thür verlassen dürfe, eine Gewaltöffnung ist zu brechen an der Hinterwand. Hinterdrein humpelt aber auch noch eine alte Bauersfrau mitten aus unserm lieben Deutschland und versichert dir, die Frau, die Zwillinge bringt, sei es selber schuld, denn sie habe im schwangeren Zustande zusammengewachsene Rüben gegessen.

Jetzt wieder die Ägypterin hier ist runde viertausend Jahre alt. Sie will wissen, ob die Hand der Gottheit sie berührt hat, ihr Geschlecht zu mehren. Sie trägt zwei Säcke in ihren Händen, mit Weizen und mit Gerste. Die hat sie in ihrem Urin geweicht. Wenn sie keimten, war ihr Wunsch erfüllt. That es nur der Weizen, so giebts einen Knaben, die Gerste aber bedeutet ein Mädchen. Die Zigeunerin aus Siebenbürgen, die folgt, trägt einen Napf mit Wasser, in den sie ein rohes Ei ausgegossen hat. Sie hat außerdem hineingespuckt und nun wird sich am anderen Morgen für sie die Schwangerschaftsprobe entscheiden: schwimmt das Ei an der Oberfläche, so ist sie so weit, — hat sich der Dotter vom Eiweiß getrennt, so ist's ein Sohn, haben die Teile des Eies sich vermählt, so wird es eine Tochter. Jetzt geht sie in den Abend hinaus und lugt, ob sie Gänse fliegen sieht: das giebt ihr auch noch die Zeit, sie wird am Morgen gebären.

Die arme Wöchnerin, die dort schwankt, ist eine Negerin. Bei ihrer Niederkunft umstanden sie die weisen Frauen des Stammes. Kam das Kind mit den Füßen statt mit dem Kopf zuerst, so wurde es von ihnen sofort getötet. Gleiches Los traf natürlich Zwillinge. Auch später drohte dem Kinde noch der Tod, wenn nämlich die Oberzähne zuerst bei ihm durch-

Digitized by Google

brachen. Das Fruchtwaſſer wurde ſorgſam aufgefangen, denn der Häuptling beanſpruchte das als Gott weiß was für wunderſame Medizin für ſein Zauberhorn. Die Wöchnerin aber muß recht ſchlecht ausſehen, es geht nicht anders, denn ſie hat drei Tage lang nur ihren eigenen Urin zu trinken bekommen. Erſt am dritten Tage ließ man das Kind, das bis dahin Brei bekommen hatte, an ihr ſäugen, nachdem ihre Brüſte erſt angeſchlitzt und mit Wurzelmedizin eingeſeift worden waren.

Was jetzt heranflattert, iſt nicht etwa eine Fledermaus. Es iſt der Geiſt Aſuang, geboren in der Phantaſie der Bewohner der Philippinen. Unten den Achſeln hat er myſtiſche Öldrüſen, die geben ihm die Kraft des Fliegens. Krallen hat er außerdem und eine lange Zunge wie von ſchwarzem Leder. Er iſt der Vampyr der Schwangeren. Er frißt ihnen das Kind aus dem Leibe, wobei ſie ſelber ſterben müſſen. Wie der Teufel in der deutſchen Sage hat er ſeinen Küſter, einen Nachtvogel, — wenn der ſingt, ſo erſchauert alles, denn man weiß, der Aſuang geht um. Aber auch die ſchwangere Eſthin dort wirft ihre Schuhe fort: ſie macht das jede Woche einmal, denn es bringt den Teufel, der bei ihr Aſuang ſpielen möchte, von ihrer Spur ab; er iſt doch immer mächtig dumm, dieſer Volksteufel! Da die arme Zigeunerin iſt freilich trotz aller Schliche dem Verfolger erlegen: ſie hat nämlich ein einziges Mal — recht verzeihlich — in ihrem Zuſtande gegähnt, hat aber vergeſſen, die Hand vorzuhalten und alsbald iſt ihr ſo ein böſer Geiſt in den Leib geſlitzt.

Die Kirgiſin daneben iſt nur mit einem ganzen Arſenal vor dem „böſen Geiſt der Nachwehen“ verteidigt worden. Schon während der Geburt iſt beſtändig Fett ins Zeltfeuer geworfen worden. Dann haben ſie aus dem Geſtüte das Pferd geholt, das die größten Augen hat; es mußte den Buſen der Frau berühren. Nach dieſem holte man eine Eule ins Zelt, die ſo lange geärgert wurde, bis ſie ſchrie: das alles kann

Digitized by Google

der böse Geist nicht leiden. Ein anderer Raubvogel wurde der Armen direkt auf die Brust gesetzt, mit Stachelbeeren wurde sie beworfen, damit der Böse daran kleben bleibe. Neben ihrem Kopfkissen lag ein Schwert mit der Schneide nach oben begraben. Zuletzt, wenn die Nachgeburt immer noch nicht kommen will, vom Geiste gesperrt, so tritt — nicht der Arzt, sondern der Sänger des Stammes ins Zelt, wirft sich auf die Leidende und verprügelt sie gelinde mit seinem Stabe. Diese Rolle des „Sängers" kennt übrigens auch die voigtländer Bäuerin dort: zu ihr kam der Nachtwächter, als die Geburt sich hinzog, und sang ihr ein geistliches Lied. Sie selber mußte dazu geweihten Kümmel nehmen, der in der Johannisnacht um Zwölfe gepflückt war, im ganzen Hause wurde mit Zwiebeln geräuchert und alle Schlösser wurden aufgesperrt. Die Steiermärkerin daneben hat sich Heiligenbilder dabei auf die Haut geklebt, sie hält die getrocknete Kniedrüse des brünstigen Gemsbocks in der Hand und trägt eine Natternhaut um den Leib. Die Pfälzerin riecht, während sie sich in Schmerzen windet, an einer im Wasser entfalteten Rose von Jericho.

Hörst du das wahnsinnige Getrommel und Gepfeife? Es sind die Freundinnen der nackten Niam-Niam-Frau in Afrika, die so lange fanatisch musizieren, bis die Kreißende in ihrer Mitte beim Ziel ist. Der ernste Mann aber wieder daneben mit den glühenden Phantasieaugen des Mittelalters ist Franz von Piemont, der Meister von Neapel um 1340. Auch er hat eben eine Wöchnerin in Behandlung. In ihrer linken Hand muß sie Magnesia, vermischt mit der Asche von Eselsklauen und Pferdeklauen, halten. Das Getränk aber der armen lechzenden Kehle ist nach des Arztes strenger Vorschrift Wasser mit Tinte. Doch ist es nicht gemeine Tinte, sondern Tinte, die bereits einen Vergeistigungsprozeß durchgemacht hat. Mit ihr ist nämlich auf ein Pergamentblatt der Psalm „Miserere mei Domine" bis zu den Worten „Domine labia mea aperis"

Digitized by Google

geschrieben worden, dann ist die Tintenschrift mit Wasser wieder abgewaschen worden und das jetzt trinkt die Leidende, das Psalmwort symbolisch mitverschluckend. In ihr rechtes Ohr wird zugleich „Memor esto Domine“ mit drei Paternostern gesprochen und um ihren Hals hängt das „Dixit Dominus Domino meo“ auf einem Blatte, durch das eine reine Jungfrau einen wollenen Faden gezogen hat.

Auch der alte Plinius erhebt noch einmal seine Stimme dazu: er empfiehlt einen Adlerstein, im Neste des Vogelkönigs gefunden, als Talisman zur Niederkunft herbeizubringen. Über die Schulter des alten Cäsarenfreundes, der in Pompeji mitverunglückt ist, aber lächelt dich verschmitzt ein ganz modernes Gesicht an: ein Bauerndoktor von Reichenhall in Bayern. Er besaß und verwertete in unseren Tagen noch den gleichen uralt berühmten Adlerstein. Ein braungelber Thoneisenstein mit lockerem Kern, ein sogenannter Klapperstein, ist es nach der Analyse unserer unheiligen Chemie. Er ist in Messing gefaßt, mit einer Öse zum Anhängen um die linke Hüfte der Gebärenden nach dem gleichen Rezept, das schon der brave Jakob Rueff von Zürich im Jahre 1554 in seinem „schön lustig Trostbüchle von den Empfangknussen und Geburten der Menschen“ giebt. Einige Stellen sind ausgeschabt: da haben wohl der Wunderdoktor oder seine Vorfahren gelegentlich einmal einer ganz besonders gut zahlenden hohen Patientin etwas Thoneisenstein auch innerlich vergeben. Der Stein liegt übrigens jetzt, seinem mystischen Werk ins Profanste entrückt, im Berliner Museum für deutsche Volkstrachten.

Das nächste Paar, das im Zuge schreitet, stammt von der Insel Nias. Die Frau ist gesegnet, aber für das wilde Paar bedeutet das eine harte Zeit. Denn vom Tage an liegen sie im Netz der Phantasie ihres Volkes. Eine ganz neue Lebensweise hat für sie begonnen, jede Kleinigkeit wird abgewogen auf eine geheimnisvolle Beziehung zwischen den Alltagsthaten der Eltern und dem kommenden Kind. Wo ein

Digitized by Google

Mensch einmal totgeschlagen, ein Kerabauchse geschlachtet oder ein Hund nach Landesbrauch verbrannt worden ist, da dürfen sie nicht vorbeigehen, da sonst das Kind gekrümmt sein wird wie ein Sterbender. Kein Haus dürfen sie zimmern, kein Dach decken, keinen Nagel einschlagen, sich in keine Thür und auf keine Leiter stellen, kein Tabakblatt dürfen sie im Betelsack brechen, — am Kinde geschähe das alles in verhängnisvoller Weise mit. Der Nagel nagelt das Kind im Mutterleibe fest und erst wenn der Vater ihn wieder auszieht, wird die Geburt frei. Wenn sie in den Spiegel schauen, wird das Kind scheel, wenn sie eine Krähe essen, so wird es krächzen, wenn sie einen Affen greifen, so wird es einen Affenkopf haben, wenn sie ein Schwein vom Leichenschmause essen helfen, fliegt ihm die Krätze an, wenn sie einen Pisangbaum pflanzen, wächst er in ihm zum Geschwür, wenn sie eine Bockkäferlarve, den Leckerbissen des Landes, essen, so schlägt es ihm auf die Brust, wenn sie eine Schlange schlagen, so schlagen sie ihm die Lunge wund, wenn sie Öl keltern, so pressen sie ihm den Kopf. Gehen sie an einem Ort vorbei, wo der Blitz einmal eingeschlagen hat, so brennt ihnen das Kind kohlschwarz, wenn sie eine Eule essen, so schreit es eulengleich. Wenn sie ein dürres Feld anzünden und es verbrennen die Mäuse darin mit, so ist's, als sei auch das Kind in der Flamme. Wehe wenn einer über die ausgestreckten Beine des anderen tritt: er flicht einen Knoten in das Kind, der die Geburt hemmt. Der Ambon-Insulaner, der sonst harmlos am Abend vor die Hütte trat, seine Notdurft zu verrichten, muß, wenn die Frau schwanger ist, selbst bei diesem unschuldigen Akte Vorsichtsmaßregeln treffen: entblößt er leichtsinnig vor der blanken Mondscheibe sein Mannesglied, so sehen es die Mondfrauen und fühlen sich beleidigt; an ihnen aber hängt Wohl und Wehe der Geburt.

Sie sitzen überall, diese Geister. Dort die russische Hebamme trägt etwas eilfertig fort und murmelt dazu. Es ist

Digitized by Google

die Nachgeburt, sie muß in besonderem Topf im Hofraum beigesetzt werden, sonst fällt das Kind in schwere Krankheit, und bei diesem Begräbnis muß die Hebamme beten: „Geh zu Grunde, geh zu Grunde.“ Es ist ein böser Kobold, den sie verscharrt. Auf Ambon macht man's poetischer. Da kommt der Mutterkuchen in weißes Linnen und das in eine Fruchthülse mit drei Löchern. Dieses Särglein wird feierlich begraben, mit sieben lodernden Fackeln auf dem Hügel, die sieben Nächte brennen müssen. Ein besonderer Wächter wird dabei angestellt, der den Fleck zugleich beständig mit frischen Blumen bestreut. In die sieben Tropenflämmchen hinein leuchtet dir aber ein wilderes Licht. Aus Norwegen glüht es und ein kleiner Scheiterhaufen ist's. Hier hat die Hebamme zuerst die böse Nachgeburt regelrecht wie ein lebendiges wildes Tier mit dem Messer abgestochen und nun verbrennt sie sie, denn sonst kriecht doch noch der Unhold Utbor heraus, der sich klein machen kann wie eine Maus und doch brüllen kann wie ein Stier und die Mutter fressen will. Nun aber kommt gar ein Bratgeruch der Küche herüber: brasilianische Indianerinnen sitzen beisammen und verzehren die Nachgeburt. Auf Java wird sie ausgelost, damit die glückliche Gewinnerin sie esse und damit selber die Gewißheit erhalte, bald schwanger zu werden. Ein lieblicheres Bild ist wieder das Schifflein, das dort, ebenfalls auf Java, treibt: die Nachgeburt ist hier auf ein kleines Bambusfloß gebettet, Blumen und Früchte sind darum gruppiert und das Ganze ist mit brennenden Kerzen umsteckt wie ein Geburtstagskuchen. So treibt das Mosesschifflein den Strom hinab. Schließlich werden die Krokodile es fressen. Aber in denen wohnen ja die Seelen der Vorfahren, so kommt's an den rechten Ort.

Die Kerzchen verglimmen, doch nun kommt ein Heiligenschein. Wenn die Nachgeburt erscheint, so ist es nicht bloß der Atmungsapparat des Kindes, die Plazenta oder der Mutterkuchen, sondern auch noch das glasige Hüllkleid, in dem das

Digitized by Google

werdende Menschlein innerhalb der Gebärmutter wie ein Fischlein im Aquarium schwamm. Amnion nennt man es: die Eihäute sind es eigentlich. Nun denn dieses Amnion ist es, das die Phantasie mit dem Heiligenschein goldig umleuchtet hat. Wenn das Kind noch bei der Geburt ausnahmsweise selber mit ihm behelmt ist, anstatt daß es nachkomme, so gilt das als die „Glückshaube". In Modena heißt's heute noch das Muttergotteshemdlein. Es ist ein heiliges Amulet, das das Kind dauernd am Halse tragen soll. Dem Täufling wird es beigelegt, damit es selber die Taufe erhalte. Hebammen stehlen es oft und stecken es andern Kindern zu, daß sie Glückskinder werden. Aber in die Heiligkeit hinein tönt eine Marktschreierstimme. Zum ersten, zum dritten, zum letzten Mal! Im England des neunzehnten Jahrhunderts ist der Glaube an solche Zeichen und Mirakel noch so groß, daß eine feste Taxe für ein Glücksamnion besteht. In der „Times" standen Annoncen, in denen eins zu kaufen gesucht wurde. 1779 galt der Marktpreis noch 20 Guineen, 1848 hatte die Aufklärung ihn bis auf 6 Guineen gedrückt, — Börsenwert der Aufklärung! Dabei sind die Käufer nicht bloß Hebammen. Dort der Jurist hat sich heimlich so ein Ding als Glückshörnchen angehängt: denn es soll dem Advokaten Glück im Amt schaffen. In Island wohnt Fylgia, der Schutzgeist des Kindes, in dem Häubchen, es bleibt in Kontakt mit der Kindesseele. In Süd-Rußland rührt das Mädchen mit diesem treu bewahrten Amulet an eine nackte Körperstelle des Burschen und alsbald muß er sie lieben.

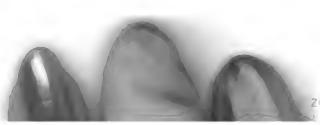
Siehst du aber jetzt die ungeheure Prozession, die endlos wie eine Midgardschlange von Weltenlänge da hinten durch den Nebel wallt? Dämonische Gestalten von Übermenschengröße, Männer und Weiber, dazwischen Kobolde wie kleine Kinder. Die Götter sind es, die hinter der Geburt stehen. Unzählige, wie sollten sie nicht. Erinnere dich, daß die Mexikaner in ihrem isolierten Erdenwinkel allein nach gelinder Schätzung zweitausend Götter hatten. Zweitausend Götter für zweitausend

Digitized by Google

menſchliche Bedürfniſſe. Wie gewaltig aber ſteht unter dieſen Bedürfniſſen das ungeheure nach dem Menſchen ſelbſt: Liebe, Zeugung, Geburt. Wo es Götter regnet in der Phantaſie wie weiße Kirſchblüten im Lenzwind, da häufen ſie ſich über dieſem großen Centrum am dichteſten.

Da ſchreitet die uralte Iſtar aus dem Euphratthal, aus der ſumeriſch-akkadiſchen Kultur, wo zuerſt Aſtronomie blüte, aber der ganze Sternenhimmel zugleich auch in Göttern auf die Erde kam bis in jedes profane Alltagsgeſchäft herein. Iſtar iſt das ſymboliſche All-Weib, das in jede Wöchnerin fährt, wenn ſie gebären ſoll, das in ihr, durch ſie aus dem All herausgebiert. Als die Sintflut brauſt — dort ſtammt ja der Mythus her, von dort iſt er uns im Keilſchrift-Urtext überliefert — da jammert Iſtar, daß ihre Menſchen, die ſie alle geboren hat, wie Fiſche ins uferloſe Meer tauchen ſollen. Aber Iſtar hat nicht nur Menſchen geboren. Mit dem Phantaſiegott hat ſie weitere Wunderweſen aus ſich erzeugt. Da wandelt Aſtarte, ihre babyloniſche Rieſentochter, auch ſie „Allgebärerin“. Durch ſie als Mittlerin rinnt die myſtiſche Zeugung, die hinter aller natürlichen gedacht wird, vom Mond, von den Sternen zur empfangenden Erde. Alles gehört ihr: die Jungfrau wie die Mutter, die Unſchuld und das Kind.

Sie wird Mylitta und in ihrem Tempel zu Babylon finden jene Weiheopfer der Weibesblüte ſtatt, von denen wir geſprochen haben. Da ſitzen die Frauen zu langen Scharen gereiht, das Haupt mit Schnurkränzen umwunden, Spalier bildend beiderſeits einer offenen Mittelgaſſe, die mit ausgeſpannten Stricken frei gehalten iſt. Die vornehmeren Damen ſind in einem geſchloſſenen Wagen angekommen, von Sklavinnen dicht umſchart. Alle aber harren des Gottesopfers. Nun nahen fremde Männer in der Mittelallee. Sie wählen nach ihrem Gutdünken. Ein Geldſtück klirrt in den Schoß der Erwählten (es kommt in den Tempelſchatz), dazu der Ruf „Mylitta“. Mylitta will, Mylitta hat gewählt. Schweigend folgt das


Digitized by Google

Weib dem Gottesboten und giebt sich ihm hin. Es ist der mystische Akt, der alle profanen überschattet, Mylitta, die in sie einfährt, um sie für immer zu besitzen.

Hörst du die wilde, berauschende Bacchantenmusik? Länger als ein Jahrtausend lang rauscht, pfeift, trommelt sie so fort im Tempelhain zu Hierapolis in Syrien. Astarte gilt sie, dem ewigen Mannweib und Weibmann zugleich, der zweigeschlechtigen, die jeder menschliche Zeugungsakt erst wieder ganz herstellt. Es ist hier die Gebetsform, dieser Zeugungsakt, der einzige Moment, wo der Mensch die Gottheit ganz erfassen kann. Weiber rasen daher, in Männerkleider gehüllt, Männer im Frauengewand. Sie vereinen sich: — sie beten. Priester regeln die Feier, die Musik ist heilige Tempelmusik. In unermeßlichen Scharen strömt das Volk herzu am Frühlingsfest. In prachtvoller Lage strahlt der Tempel vom Hügel über der Stadt herab. Jonische Säulen tragen sein Dach, auf gewaltigen Terrassen ruht sein Fuß. Und der ganze Tempelbezirk ist eine einzige Schatzkammer herrlichster Weihgeschenke. Wer nicht Gold schenkt, schenkt verschnittene Sklaven zum Tempeldienst. An der Pforte ragen zwei himmelhohe Obelisken, Symbole der männlichen Zeugungskraft in Gestalt eines steinernen Gliedes. Alljährlich klettert auf jeden ein Mensch im Geruch der Heiligkeit, um oben sieben Tage und schlaflose Nächte zu beten; unten häufen sich die Opfergaben der Gläubigen, die er in sein Gebet einschließt.

Und das rast und rast, während drüben allmählich jenseits des blauen Meeres die schönen Marmortempel der Griechen aufwachsen, zwischen deren Säulen Platon wandelt und von der Himmelsliebe philosophiert, — rast, als die Wölfin am Tiber ihre Senatoren und Cäsaren säugt, rast und trommelt, bis der Cäsar Constantin zum Christentum übertritt. Dann ebbt es im Großen ein, um im Kleinen immer noch wie ein unzerstörbares Gespensterlicht da, dort aufzubrennen, sobald die religiöse Stimmung wieder Nahrung giebt.

Digitized by Google

Süßer, geheimnisvoller ist die Musik, die etwas ferner herüber klingt. Durch Indien streift der Schattenstreifen dort, Lotosblumen blühen darin, der heilige Strom rauscht in der Tiefe. Da ragen gesondert die Pagoden des Nara-Lingam und der Nari-Nahamam. In ganz süßen Melodien hatte das eingesetzt. Ursprünglich war Nari die Liebe, die „goldene Welt-Gebärmutter", die sich mit Nara, dem Geiste, vermählte und so die Welt erschuf. In solchem lichten Bilde ist es, als breche die Phantasie hellseherisch wirklich für einen Moment die Schranken unserer Menschlichkeit . . . .

Aber so bleibt es nicht. Mit der Verweltlichung des Brahmanismus ist Nari nur noch die mystische Vergottung der weiblichen Liebespforte. Ihr Symbol ist das Nahamam, das weibliche Zeugungsorgan. Nara dagegen ist der heilige Mann als Mannesglied, als Lingam. Jede der beiden Gottheiten hat ihre Pagode für sich, in der ihr Symbol allerorten prangt, naiv wie andere heilige Zeichen in Gotteshäusern. Zur geweihten Stunde aber strömt es zu diesen Heiligtümern von Gläubigen. Die Männer zur Pagode des Nara, die Weiber zur Pagode der Nari. Dort sind Priesterinnen, wild sinnlich kostumiert, Blumen im Haar, in Wohlgerüchen halb erstickt, hier die Priester ebenso. Weihrauch dampft, es ist Gottesdienst und dieser Dienst ist regellose Zeugung. Neun Tage dauert in der Frühlings- und Herbst-Tagundnachtgleiche solches Liebesfest, eine einzige lodernde Orgie. Alle Einwohner des Ortes nehmen daran teil. Jeder trägt am Halse als Abzeichen ein männliches Lingambild, verschränkt mit einem weiblichen Nahamam. Und alle kehren heim mit dem Glauben, eine fromme Zeit verlebt zu haben, da ihre kleinen menschlichen Sünden von ihnen fielen in der Verklärung zum Gottesdienst. Ungeheuerliche Kraft der Phantasie!

Doch die Musik schweigt vor Schrecken, denn jetzt kommt ein lederner Pedant. Der Römer kommt, der alte Cato, der alte Cicero. Hier ist alles rechtlich fest geregelt, — auch die Phantasie. Jede Geschlechtsfunktion hat ihre Gottheit bis ins

Digitized by Google

Lächerliche hinein. Da kommt die Mena: die schützt die Menstruation. Lucina schützt die Schwangere, die in ihrem esquiliniſchen Haine Blumen opfert, vor falſcher Niederkunft. Noch wenn das Kind da iſt, ſetzt man ihr eine Woche lang täglich eine Verſöhnungsmahlzeit hin. Bei der Geburt ſelbſt helfen außer Lucina noch eine ganze Muſterkarte anderer Göttinnen und Götter. Die Prorſa hilft bei normaler Lage des Kindes als Göttin der Vorwärtslage, die Poſtverta, die „Verlagerte", bei verkehrter Stellung. Pilumnus, Intercidona und Deverra ſchirmen Mutter und Kind vor dem Spukgott Silvanus, Carna und Cunia hegen ſpeziell das Wiegenkind, Rumina iſt die Heilige des Säugens, Oſſipaga die des Knochenwachstums, Vatikanus und Fabulinus des Lallens und Schreiens, Vitumnus weckt das Leben, Sentinus und Sentina das Gefühl, Vagitanus das Atmen und Schreien. Hier wird das Göttliche zum abſolut reflektierenden Spiegel des Irdiſchen. Jeder Akt erhält ſein Gottesſpiegelbild, der Blick zum Himmel wie die erdwärts ſinkende Notdurft.

Doch der Schatten wallt und wallt. Da ſchreitet ein ſchönes Mädchen, eine Inderin, hold wie Sakontala. Sie kommt aus dem alten Bibelbuch der indiſchen Veden. Sie liebt, aber ſie hat eine böſe Nebenbuhlerin. Ihre eigenen Menſchenreize reichen noch nicht. So muß ein Myſterium hinzu. Eine Zauberpflanze trägt ſie in der Hand. Als ſie ſie ausgrub, hat ſie dazu geſprochen: „Dieſe Pflanze grabe ich aus, das kräftige Kraut, mit dem man die Rivalin verdrängt. Du mit den ausgebreiteten Blättern, heilbringende, kraftreiche, von den Göttern geſpendete, blaſe weit weg meine Nebenbuhlerin, verſchaffe mir einen eigenen Gatten. Herrlicher bin ich, o herrliches Gewächs, herrlicher als die Herrlichen, aber meine Rivalin, die ſoll niedriger ſein als die Niedrigen. Dir legte ich die ſiegreiche zur Seite, dich belegte ich mit der ſiegreichen; mir laufe dein Streben nach wie die Kuh dem Kalb, wie Waſſer dem Wege entlang."

Digitized by Google

Der antike Romantiker Apulejus folgt (aus der späteren römiſchen Kaiſerzeit), er trägt einen Liebestrank für das Herz einer reichen Erbin. Spargel ſchwimmen darin, Krebsſchwänze, Fiſchlaich, Traubenblut und die Zunge des Fabelvogels Iyop, eine wahre Schlemmerſchüſſel! Der Grieche daneben hat im Becher ein paar Tröpflein Blut ſeiner Liebſten, darin iſt das Hippomanes gelöſt: — zu Pulver verbrannt eine geheimnisvolle ſchwarze Haut von Feigengröße, die auf der Stirn eines neugeborenen Füllens gewachſen iſt.

Eine endloſe ſattgrüne Buſch- und Wieſenlandſchaft, nur von ungezählten blauen Kanälen durchzogen, auf denen die Kähne lautlos gleiten: der Spreewald. Auch der junge Burſch im ſchmalen Nachen dort ſinnt, während er die Ruderſtange rhythmiſch einſtößt, wie er ſein Mädchen feſt gewinnen könne. Er hat einen Froſch gefangen und in einen Ameiſenhaufen eingegraben. Nach ein paar Stunden hat er dann ein Beinlein des Märtyrers wieder hervorgeholt. Nun ſucht er die ſpröde Liebſte, um ihr das Froſchbein beim Händedruck plötzlich in die Hand zu geben, — das hilft unfehlbar. Der junge ſchwäbiſche Bauer dort mit ſeinem Topf in der Hand macht's noch umſtändlicher. In dem Topf hat er den Froſch, einen Laubfroſch, und ſo wird das Ganze in einen Ameiſenhaufen eingegraben. Denn heut iſt Georgitag. Übers Jahr wird er am gleichen Tage wieder nachſehen. Die Ameiſen haben den Gefangenen im Topf reinlich ſkelettiert. Von dieſem Skelett jetzt nimmt er einen Schenkelknochen, mit dem beſtreicht er heimlich ſein Mädchen in der Richtung auf ſich zu. Das hilft. Der Liebhaber danach ſtammt aus dem Samlande. Er trägt als Jagdbeute eine Eule. In der Mitternachtsſtunde wird er ſie kochen. Aus ihrem Kopf löſt er dann zwei Knöchlein, die einer Hacke und Schaufel gleichen. Den Reſt des Eulenleibes begräbt er unter der Traufe. Nun hat er ein Univerſalmittel: denn jede Maid, die er mit der Hacke berührt, muß ihm folgen. Will er ſie wieder los ſein, ſo berührt er ſie mit der Schaufel.

Digitized by Google

Aber auch das ostpreußische Mädchen dort hat etwas in der Hand: es ist eine Fledermauskralle. Auch sie krallt ihr den Bräutigam als wehrloses Opfer fest. Die kleine nette Italienerin dort aus Calabrien bannt die Liebe in die Schnupftabaksdose. Aber der Schnupftabak besteht in Wahrheit aus dem zu Pulver zerstoßenen Dörrleibe einer in Wein ersäuften Eidechse, — eine Prise, auf den Mann geworfen, macht ihn sterblich verliebt in die hübsche lebendige Lazerte.

Lies das Rezept auf der Flasche dort, die gewackelt kommt, — es ist eine Liebesmedizin, die Sprödigkeit bricht, wie Chinarinde das Fieber: Lorbeerzweige, Sperlingshirn, die Knochen der linken Seite einer Kröte, die die Ameisen angefressen haben, Hoden vom Esel, Pferd und Hahn, und weibliches Regelblut. Die Frau dahinter ist im Jahre 1859 in Berlin verhaftet worden, weil ihr nachgewiesen wurde, daß sie täglich mit ähnlichen Liebestränken die lukrativsten Geschäfte gemacht hatte.

Die Kröte, — warum überall die Kröte in diesem Schattenschweif der Liebesphantasie? Dort die tiroler Bäuerin mag dich lehren. Sie wallfahrtet zu einem Mirakel wie der arme Jüngling nach Kevlaar. Aber sie trägt kein wächsernes Herz als gelobtes Opfer dahin. In ihrer Hand siehst du ein kleines Monstrum aus Wachs: ein leibhaftiges Krötenbild, fett, mit gespreizten Beinen. Der Unhold trägt um den Hals eine seidene Schnur, an der wird er neben dem Heiligtum, etwa dem Altarbild einer Kirche, aufgehängt werden. Schweres Leid wälzt die Arme in ihrer Hoffnung so vom eigenen Leibe. Denn diese Kröte da ist nichts anderes, als das Sinnbild einer Gebärmutter. Am Altar geweiht, wird sie die furchtbaren Schmerzen lindern, die im Leibe der Bäuerin von der wirklichen Gebärmutter ausgehen. Das Mystische wird sie umfließen und von ihr eindringen in ihr reales Urbild, heilend wie ein Arzt. Aber warum gerade das Krötenbild als Symbol?

Die Phantasie-Nixe hebt den Stab: ja wohl, sie ist nichts

Digitized by Google

anderes als ſelber eine geheimnisvolle Kröte, die im Weibesinnern lebt, die Gebärmutter. Wie das Kind als ein Fremdes doch eine Weile im Mutterleibe wohnt; wie der Bandwurm als ſelbſtändiges, unerwünſchtes Weſen in unſerem Darm liegt; ſo iſt auch die Gebärmutter in der Völkerphantaſie eine Art ſeparat lebenden paraſitiſchen Tieres im Weibe. Uralt iſt dieſer Glaube. Die Gebärmutter will gefüttert ſein, ſonſt wird ſie unruhig und beißt. Der weiſe Salomo hat für dich ſchon den Spruch: „Drei Dinge ſind nicht zu ſättigen und das vierte ſpricht nicht: es iſt genug. Die Hölle, der Frauen verſchloſſene Mutter, die Erde werden nicht Waſſer ſatt, und das Feuer ſpricht nicht: es iſt genug.“ Plato lehrt dich, daß der Uterus ein Tier iſt, das Befruchtung als Speiſe verlangt; muß es hungern, ſo fängt es an zu wandern und den Körper zu quälen, in dem es wohnt. Aretäus, der weiſe kappadoziſche Arzt, ſagt dir: „In der Mitte zwiſchen beiden Flanken liegt beim Weibe der Uterus, ein weibliches Eingeweide, das vollſtändig einem Tiere gleicht, denn es bewegt ſich in den Flanken hin und her. Die Gebärmutter ergötzt ſich an angenehmen Gerüchen und nähert ſich denſelben, während ſie vor üblen zurückweicht. Sie gleicht daher einem Tiere und iſt auch ein ſolches.“ Und das geht nun bis heute. Der Malaye dort weiß es dir noch immer nicht anders zu ſagen: der Uterus lebt für ſich, er wohnt bloß in der Frau, und er muß Sperma eſſen, um geſund zu bleiben. Er ſagt es malayiſch. Die Bäuerin in unſerem Ennsthal ſpricht gut deutſch: „Wenn d' Muata aus 'n Häusl is, hilft nix beſſer als d' Muata fuatern.“ Sie kennt aber nicht bloß das natürliche, ſondern noch ein beſonderes phantaſtiſches Futter. Aus Roſeminze, Hirſchhorngeiſt, Honig, Muskatnuß und Katzenſchmalz formt ſie eine Pille, die kommt in eine Nußſchale. Dann werden auf ein Wachskränzchen drei Wachskerzlein aufrecht geklebt. Inmitten dieſer Kerzen wird die Nußſchale auf den Nabel der Kranken gelegt und nun werden die Lichter angezündet. Vor

Digitized by Google

ihrem lichten Schein kriecht die unruhige „Muata“ in ihr „Häusl“ zurück und die Leidende hat Ruh.

Aus solcher Idee denn wächst auch die Wallfahrt mit der Votivkröte. „Hansens Bibergers Tochter“, heißt es in einem Wunderbericht, „hatte die Bärmutter die ganzen Tage ohne Aufhören gebissen, bis sie sich mit einer wächsernen Bärmutter allhier verlobt.“ Die Krötengestalt mag der Umriß des dicken Organs mit seinen Hörnern veranlaßt haben, nachdem das Tier einmal feststand.

Gespensterzug. Rascher und rascher wirbeln die Schatten, daß die Übergänge verschwimmen.

Diese berückend schöne Teufelin hier ist Lilith. Eine unendliche Folge wehklagender Mütter bezeichnet ihre Spur, jede ein totes Kind im Arm. Schaurig rauscht die Hebräer-Sage, aus Wollust und Tod gemischt. Mit Lilith, dem wilden Waldgeist des Paradieses, hatte Adam gelebt, ehe Gott ihm die Eva gab. Eva war die erste treue Ehefrau. Lilith verkörpert noch die freie Geisterliebe. Als ihr Adam eines Tages nicht mehr gefiel, ging sie ihm auf und davon, wohl sich mit anderen Wesen ihres Urwaldes zu ergötzen. Aber Jehovah wollte nicht, daß sein Adam allein sei. Drei Engel sausen hinter Lilith her und stellen ihr eine grausige Wahl. Sie soll zu Adam zurück — oder jeden Tag ihres Lebens soll sie hundert ihrer Kinder durch den Tod verlieren. Adam muß dieser Titania des Paradieses wenig Freude gemacht haben. Denn sie wählt das letztere. Aber schauerlich ist auch so ihr Los. Wie diese Hekatomben um sie sinken, nimmt sie eine furchtbare Rache: sie erwürgt kleine Menschenkinder der Linie Adam-Eva. So ist sie der böse Geist der Wochenstube bis heute. Nur die Namen jener drei Engel, die Jehovah ihr nachsandte, Senoi, Sansenoi und Samangelof, retten vor ihr, wenn der Jude ihre Namen auf einen Zettel schreibt und ins Frauengemach hängt. Anderswo müssen sechs Männer aus der Synagoge am Bett der Mutter beten. Ein Kreide-

Digitized by Google

strich wird um die Mutter gezogen und an die Thür wird geschrieben: „Gott lasse das Weib einen Sohn gebären und diesem ein Weib werden, das der Eva und nicht der Lilith gleicht."

Der Zauberin aus dem Paradiese folgen unheimliche Tiere. Tiere, die sich mit Menschen vermischen. Aber es sind gar keine echten Tiere. Götter stecken in ihnen. Da ist der heilige Bock von Mendes im Nil-Delta. Scharenweise geben die berauschten Weiber sich ihm hin. Denn er ist der Sonnengott, der Allherrliche, der Weltbezwinger, der seine Zeugungskraft über die Welt strömt wie sein goldenes Sonnenlicht. In dem Stier dort steckt Zeus. Das bunte Gebilde, das da fratzenhaft gewackelt kommt, halb Tier, halb Mensch, halb bloß Arabeske und im Ganzen bloß Holz, hat doch übernatürliche Manneskraft auf Neu-Guinea: das Papuaweib wird schwanger, das sich in seiner Nähe dem Schlafe hingiebt.

Dann die Nachtmare, die Vampyre, der Alp, Inkubus, Sukkubus, — die Geister sind es des erotisch erregten Schlafes, der nächtlichen Pollutionen. Sie dringen zu Mann und Weib aufs Lager, nötigen sie, wecken ihnen Kinder, von denen im Wachen niemand weiß, woher. Unentwirrbare Rechtskonflikte bringen da ins geregelte Leben: der Elf nimmt die Gestalt des Ehemanns an, umarmt die Frau so, die nichts Böses ahnt: ihr Kind aber nachher ist ein Alräunchen, ein Elfenkind, ein verwunschener Zwerg, der in der Wiege plötzlich ruft, er sei so alt wie der Westerwald. Grinsend auf Urwaldästen reiten die Waldschratte und Waldteufel, die das Weib im Walde überfallen, in Deutschland im Fichtenforst so gut wie unter den Schraubenpalmen Polynesiens. Hinter allem aber nickt zuletzt die Hahnenfeder am roten Hut: der Satan lächelt dich an, der die Frauen verführt und sie dafür zu Hexen macht. Wechselbälge und Kielkröpfe sind die Frucht. Eisig kalt ist die Welle der Teufel, denn sie ist bei Menschenmännern gestohlen. Unendliche Protokolle liegen darüber vor.

Digitized by Google

Scheiterhaufen flammen rot, auf denen überführte Teufelsliebchen brennen . . . .

Vorbei! Vorbei! Noch ein paar Bilder rasen dahin. Da schleppt sich eine Chippeway-Indianerin mit einem seltsamen Bündel. Ihr Mann ist ihr gestorben. Nun muß sie ein Jahr lang, wo sie geht und steht, ein symbolisches „Modell" dieses Gatten im Arm tragen. Ihr bestes Kleid hat sie dazu genommen, wie eine Wickelpuppe ist es eingerollt und mit des Mannes Gürtel gebunden, mit seinen Schmucksachen verziert. Dort die Ostjakin führt als Witwe ein Brett mit, roh in menschliche Form geschnitzt. Auch das ist für die Trauerzeit ihr „Gatte". Sie putzt es, sie nimmt es mit in ihr verwaistes Bett, sie stellt ihm bei der Mahlzeit Speise und Trank hin. Märtyrerinnen sind sie, diese armen Witwen, weit über den einfachen Verlust des Liebsten hinaus. Wenn die indische Witwe sich auf dem Scheiterhaufen mit der Leiche des Gemahls verbrennt, so klingt noch etwas hinein von heroischer Liebe, die in den Tod folgt. Aber die Quälerei der Phantasie weiß ganz anders raffinierte Bußen für sie. Ein mystisches Band bleibt zwischen Gemahl und Witwe nach indischem Glauben, auch wenn die Witwe weiterlebt. Von ihrer Lebensart hängt die Seligkeit des Toten ab. Für immer ist sie fortan eine Gezeichnete, die eine heilige Diät halten muß. Nur einmal am Tage soll sie essen. Fleisch, Fisch und Nachtisch giebt es dabei nicht mehr für sie, dafür um so häufiger Fasten und Kasteien. Ihr schönes Haar darf sie nicht mehr pflegen, nie mehr darf sie in einen Spiegel schauen. Auf einer rauhen Matte muß sie schlafen, als Kissen ein hölzerner Klotz. Es ist, als sitze der Verlorene ihr noch wie ein Gespenst zeitlebens im Nacken.

Und was willst du? Dort keucht die Tolkotin-Indianerin wirklich daher unter einer Last schlotternden Totengebeins, — Gebeine ihres Mannes. Als der Gatte verbrannt worden war, mußte die arme Witwe die größten Knochen in einen

Digitized by Google

Sack aus Birkenrinde sammeln. Ein Jahr lang hat sie den beständig auf dem Rücken zu tragen. Auch danach aber ist ihre Pein noch nicht zu Ende. Noch jahrelang ist sie die ärmste Sklavin aller anderen Frauen im Stamm, vogelfrei für Prügel. Furchtbar ist ihre Strafe, wenn sie nicht mit den Fingern jedes Unkräutlein von der Stelle jätet, wo der Rest der Gattenasche bestattet liegt. Und erst im vierten Jahr schlägt ihre Befreiungsstunde. Nun giebt's ein großes Fest. Zum letztenmal erscheint sie mit den Knochen huckepack. Man nimmt sie ihr, nagelt sie in eine neue Kiste und hängt sie auf einen hohen Pfosten. Dann wird Gericht gehalten, ob die Witwe treu war. Hat sie auch das bestanden, so salbt der Häuptling ihr zum erstenmal wieder das Haupt mit Öl und schmückt sie mit Vogelfedern: nun darf sie wieder heiraten.

Auch dort die Andamanen-Insulanerin schreitet daher, als helfe sie beim Umzug in einer Anatomie. Von ihrer linken Schulter grinst über ihren nackten Brüsten ein Totenschädel, grellrot bemalt und mit Franzen aus Holzfasern verziert. Es ist der Schädel ihres Mannes, den die Witwe so lange auf der nackten Haut tragen muß, bis sie sich wieder vermählt.

Das nächste Bild scheint lustiger. Das Tamtam rasselt, bunte Gewänder wehen, eine prächtige Hochzeitssänfte naht. Das ist China. Aber auch hinter dieser Hochzeit steht unheimlich der Tod. Zwei Menschen werden noch nach ihrem Tode vermählt. Beide sind früh gestorben, als Kinder schon. Da naht nach der rechten Reihe der Jahre die Zeit, da sie heiraten müßten. Und alsbald gehen die Eltern daran, als sei durch den Tod nichts geändert. Ein Heiratsvermittler wird berufen, er macht zu jedem Knaben eine Reihe gleichaltriger, „gleichtoter" Mädchen ausfindig und umgekehrt. Die engere Wahl bestimmt das Horoskop der Astrologen. Eine „Glücksnacht" wird zur Hochzeit ausgesucht. Am Abend jetzt wird im Ceremoniensaale bei den Eltern des Bräutigams eine Papierpuppe des Toten im Hochzeitskostüm auf einen Stuhl

Digitized by Google

geſetzt. Nun geht die Sänfte ab, die Braut einzuholen. Ein Sprecher bittet im Brauthauſe, der Seele des Mädchens zu geſtatten, ſich in die Sänfte zu ſetzen. Dieſe Seele (oder nach Chineſenglauben eine der drei Seelen jedes Menſchen) ſitzt gewohnheitsmäßig bei ihrer Ahnentafel im Elternhauſe, ſie wohnt ſo zu ſagen im ſchriftlichen Stammbaum wie ein Hausgeiſtchen, das ſich in der Familienbibel etabliert hat. Da bleibt nichts übrig, als die Ahnentafel vom Altar des Hauſes zu nehmen und ſamt einem Papierbilde des Mädchens in die Sänfte zu legen. So kommt der Zug daher, mit zwei Muſikanten voran, der eine ſpielt auf der Laute, der andere haut wuchtig die große Trommel. Im Elternhauſe beim Bräutigam werden die beiden Puppen auf Seſſeln zuſammengeſetzt. Eine Tafel mit wirklichen leckeren Speiſen wird ihnen ſerviert und nicht weniger als ſechs Prieſter ſegnen und beſchwören ihren glücklichen Ehebund. Zuletzt kommt ein Brandgeruch: das papierne Ehepaar wird ſamt einer Maſſe von papierner Dienerſchaft, Sänften, Geldnachahmungen, Kleidern, Fächern und Pfeifen verbrannt. Im Rauche eint es ſich den Toten ...

Laß die Rauchwolke ſich breiten. In ihr verdämmert das ganze wilde Heer. Das letzte Bild war an der Grenze des Humors. Und du darfſt ihn wiederfinden.

Du lächelſt zuletzt. So viel Thorheit. So unſagbar groteskes Danebenhauen. So viel tolle Sprünge über die einfache Wirklichkeit. Dieſes Lächeln iſt aber die Erlöſung ſelbſt. Du, der vorgeſchrittene Kulturmenſch, biſt aus dieſem Schatten ſchon heraus.

Digitized by Google

Noch ist er dir ja nah genug. Um dich her hast du tausende von Menschen, die sich auch Kulturmenschen nennen und die doch heute noch neben dir gegebenen Falles sehr in Zweifel sein werden, ob die einfachen Regeln moderner Hygiene wichtiger seien etwa für das Wohl einer Wöchnerin — oder ein Fledermausknöchelchen, mystisch in ihr Kopfkissen vernäht. Aber das ist die Menschheit, von der ich dir früher einmal sagte, daß es für sie noch keine Frage giebt, ob der Mensch vom Affen abstammt, weil sie noch gar nicht „abstammt", sondern noch „ist". Diese Masse ist nicht das entscheidende. Den Ausschlag geben die paar Gerechten wie im Märchen von Gomorra. Diese drei Gerechten haben eine Hygiene, eine wissenschaftliche Zeugungslehre und Embryologie geschaffen, eine Wissenschaft an Stelle der Phantasiezüge. Sie haben erkannt, daß auch der Sonnenwagen der Liebe auf den Rädern tiefer Naturgesetze fährt.

Gewiß stehen wir auch hier erst bei den Anfängen einer Wissenschaft. Aber wir stehen bei diesen Anfängen. Im Moment, da der Blick zum erstenmal eingetaucht ist in diese wahren Mysterien der Zellenlehre, des Verhältnisses von Samentierchen und Eizelle, da zum erstenmal ein kleines Lichtband sich ihm aufgehellt hat in das geschichtliche Werden des ganzen Liebesapparates auch in uns: in dem Moment hat der Genius der Menschheit thatsächlich sein Entwickelungsgespenst nach dieser Seite besiegt.

Phaeton fährt noch nicht auf dem wirklichen Sonnenwagen. Wir fahren ja auch noch nicht mit Orionsternen, weil wir das erste A-B-C des Gravitationsgesetzes erkannt haben. Wie ein ferner blauer Traum liegt es uns noch im Weiten: daß unsere Wissenschaft auch im Liebesleben aus einem Erkennen einst ein Meistern werde; daß wir nicht mit Tamtamschlagen, sondern mit besonnener Forscherweisheit eingreifen könnten in die wirkliche innere Sonnenbahn dieser Dinge; die Zeugung lossteuern könnten in noch unendlich vervollkommnetere

Digitized by Google

Bahnen als die Natur unter uns es vermocht, zum Heil immer gesünderer, kräftigerer, glücklicherer Generationen!

Ich glaube an diese Bahn, weil ich keinen Schnitt sehe zwischen schaffender Natur und bewußtem Menschen. Der Mensch ist mir nur eine Stufe der Natur in ihrem eigenen Heraufgang. Wenn die Natur die Liebe bisher gebaut hat mit allen ihren Wundern, warum soll dieser Höhenmensch, der sich zur Wissenschaft aufgerungen, nicht weiter daran bauen? Ist diese Wissenschaft doch erst der Beginn unseres wirklichen tieferen Bewußtseins, des wirklichen Bewußtwerdens der Natur. Was ist die ganze Geschichte der Liebe, wie wir sie hier verfolgt haben, anders, als ein Bewußtwerden unserer selbst, der tiefen Fäden, auf denen wir heraufkommen als Planet und Tier und Urmensch, — als Natur. Es ist das große Naturwesen, das in uns (und gewiß gleichzeitig in ungezählten anderen Sternenwesen) sich zurückbesinnt auf sein Werk bisher. Wozu aber dieses Zurückbesinnen? Was kann diese plötzliche ungeheure Rückschau der Natur durch das Werkzeug des Menschenhirns anders bedeuten, als das Sichbesinnen, das Sichsammeln zu einem unerhörten noch höheren Entwickelungsruck selbst? Immer, wenn ich diesen Menschen als Naturstufe mir vergegenwärtige, kann ich mich der Ansicht nicht entschlagen, es sei all das, was wir Wissenschaft nennen, all dieses rastlose Sicheinbohren in das Historische, diese Titanenarbeit, das Vergangene noch einmal wieder aufleben zu lassen, nur eine solche Vorbereitungsarbeit, ein solcher Sammelmoment der Natur vor einer gewaltigsten Schlacht. Sie denkt noch einmal bis in die Nebelflecken, um mit dem nächsten Stoß eine ganz neue Schicht durchzustoßen. An welcher Stelle aber soll sie weitergehen, als eben in den Wesen, die sie bis hierher gebracht hat? Schon wir heute sehen, wie sich langsam das Erkennen zum Beherrschen formt, wie die erkannten Vergangenheitswerte sogleich Zukunftswerte werden, wie wir das Werden zwingen, weil wir am Gewordenen gelernt haben.

Digitized by Google

In uns sammelt sich die Natur, — mit uns bricht sie auch weiter durch.

Wenn Phaeton einst wirklich auf dem Sonnenwagen fährt, wird er der wirkliche Gott auch seiner Liebe, Zeugung, Geburt sein, — Gott in dem Sinne, wie der Mensch endlich durch eigene Kraft im Schiff das Meer, im Ballon die Luft durchqueren lernte, nachdem er lange genug auf eine mystische Überwelt gelauert, die ihn auf ihren Nereidenflossen oder Engelsflügeln tragen sollte.

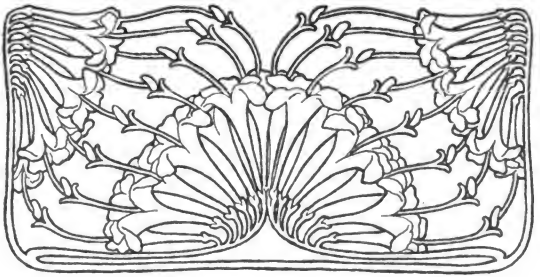
„Natürlich" wird das letzte große Zauberwort, das durchschlagende, mit dem die Natur sehend sich selber findet.

Ungeheures Wort!

Das Antäus-Wort ist es, in dem der Mensch endlich wieder die Erde berührt, nachdem sein frei gegebener Intellekt auf eine Ferienstunde zwischen der großen Arbeit genügend herumgetollt ist und Kobolz geschlagen hat, daß die Köpfe bluteten.

Im Moment dieses Anschlusses wird die Phantasie aus einer berauschten nackten Wilden, die sich die Brüste abschneidet und Pflöcke durch die Nase treibt, zur weisen Seherin, die in den Sternen der Liebe liest gleich jener anderen, die den Planeten Neptun errechnete, als ihn noch kein Menschenauge geschaut hatte.

Digitized by Google



Liebe! Forsche! Lächle!

Das sind die drei großen Imperative, die zu Gott führen, — zur Einheit mit der Gott-Natur, zum Einklang in ihren großen Weg, — die drei Versöhnungsworte mit dem Leben.

Ja wie gut wäre mit diesen drei Heilsworten wirklich durch das ganze Leben zu kommen. Mit Liebe beherrschten wir die Zukunft, so viel uns an Arbeit zuerteilt ist, mit Forsche die Vergangenheit und nochmals die Zukunft in ihr — und mit Lächle kämen wir über die kleinen Nüssigkeiten und Mückenstiche des wunderlichen Kreuzweges Gegenwart hinweg. Das letzte ist aber doch das schwerste, das immer wieder fast unmögliche. Wie glatt, wie schön leuchtet der Weltenlauf überall heraus, wenn man ihn auf große Vergangenheitslinien anschaut, auf Millionenjahre-Züge, auf Weltperspektive. Und wie noch viel idealer, glatter, harmonischer fliegt die Sehnsucht mit ihren Goldflügeln über das blaue Zukunftsmeer. Aber dazwischen steckt im Alltag etwas wie das Reich eines Kobolds. Er ärgert als „Objekt" im kleinen, als das Gespenst einer vollkommenen Sinnlosigkeit des Geschicks im großen, komödienhaft und tragisch. In Wahrheit steckt darin nur das Gewirre sich kreuzender Entwickelungsfäden, gesehen an einem unglücklich kurzen Querschnitt. Aber immer, wo du Welt-

Digitized by Google

geſchichte aufrollſt, ſtößt du auch auf dieſen Kobold. Er iſt die Gräte, an der ein Genius erſtickt, die ſchlüpfrige Stelle einer Planke, auf der der Sieger im Triumphmoment ausgleitet und in den Tod fällt.

Auch das Liebesleben des Menſchen hat ſeinen Kobold, der hinten im Faß ſaß. Eine von jenen Zugaben, die abſolut unberechenbar ſeine reine Bahn aus einer unzuſammenhängenden Ecke ſtreiften, wie es im alten Volksglauben der Komet thut. Der Bauer treibt fröhlich ſein Vieh auf die Weide. Da ſteht plötzlich der Komet am Himmel und wirft Peſtilenz herab. Es iſt, als wenn aus der Welt da oben jählings eine lange Naſe ſich vorſtreckte, zum Spott auf alle Logik. Seinen Originalkobold hat es, dieſes menſchliche Liebesleben, eigens erfunden, in ſeinen Blüten ſeinen Schabernack zu treiben. Kein anderes Weſen der Erde beſitzt ihn. Dennoch läßt ſich ſeine Vorausſetzung, ſeine ideelle Brutſtätte ſozuſagen, ſchon bei Tieren ſehr gut ſtudieren.

Du erinnerſt dich an den kleinen grünen Süßwaſſer-Polypen, von dem wir früher mancherlei Amüſantes im Punkte Liebesleben beſprochen haben. Dieſe grüne Hydra hat aber noch eine ganz abſonderliche Eigenſchaft, die ein Kapitel für ſich berührt. Ihre Leibkouleur Grün hat ſeit langem den Naturforſchern viel Kopfzerbrechen gemacht. Der Hydra-Polyp iſt ein echtes Tier, in der Verwandtſchaft nah den ſchönen blauen Oſtſee-Quallen und den bunten Tierblüten der Korallenriffe. Aber das Grün dieſes unzweifelhaft tieriſchen Weſens kommt gleichwohl auf eine echt pflanzenhafte Methode zuſtande. Es rührt her von ſogenanntem Chlorophyll. Chlorophyll heißt zu deutſch Blattgrün, und es iſt in der That jener charakteriſtiſche Farbſtoff, den die Pflanze bei der nötigen Belichtung und dem nötigen Eiſengehalt entwickelt und der in ihrem ganzen Lebenshaushalt eine außerordentlich wichtige Rolle ſpielt. Dieſes Chlorophyll giebt Malern und Dichtern ſeit alters das Bild vom „grünen Wald“, der „grünen Wieſe“,

Digitized by Google

dem „grünen Blätterkranz“. Im Farbenbilde der Erde verschmilzt es geradezu mit dem Begriff Pflanze. Und doch ist auch das Hydratier grün durch Einlagen solchen Pflanzengrüns in seiner Körperhaut. Nachdem man sich lange um die Frage gemüht, unter welchen aparten Umständen auch einmal ein Tier, dessen ganze Ernährungsart und chemische Lebensgrundlage doch so energisch verschieden von denen der Pflanze ist, Pflanzengrün chemisch erzeugen könne, hat endlich die Lösung doch noch etwas grundanderes, gewissermaßen drittes ergeben. Weder ist der Polyp eine Pflanze, noch schafft hier ein Tier gesetzwidrig Pflanzenprodukte. Sondern die „grüne Hydra“ ist im Punkte ihres Grüns einfach ein Mischprodukt: sie ist an sich ein nicht grünes Tier, in dessen Haut sich aber grüne Pflanzen eingenistet haben. Denke dir, deine Haare würden plötzlich grün und unter dem Mikroskop würde festgestellt, daß um jedes deiner Menschenhaare sich ein festes Gespinst grüner Pflänzchen wuchernd gewickelt und dir so chlorophyll-grüne Haare erzeugt hätte. Der Hydra-Polyp ist ein schon nicht mehr so ganz niedriges Tier, sein Leib besteht aus einer ganzen Masse einzelner Zellen, die allerdings zunächst genau wie deine Haut- oder Darmzellen sämtlich tierische Zellen mit tierischer Ernährungsweise sind. Da wo diese Zellen aber in dem Polypenleibe grün erscheinen, haben sich in sie hinein fremde Zellen eingeschmuggelt, die an sich mit dem Polypen und mit einem Tiere überhaupt gar nichts zu thun haben. Jede dieser Zellen stellt ein einzelnes winzig kleines, aber ganz in sich abgeschlossenes Pflänzchen dar, eine Alge aus jener niedrigsten Gruppe, wo der ganze Körper noch gar nicht zur Stufe einer Zusammensetzung aus vielen Zellen übergegangen ist, sondern nur aus einer einzigen einzelnen Zelle besteht. Diese Einzelzelle ist aber dabei doch schon regelrecht „Pflanze“ und weiß also in ihrer Leibesküche auch bereits regelrechtes pflanzliches Blattgrün zu erzeugen. Wie die Rose, die sich selber schmückt und damit auch den Garten, färben

Digitized by Google

dieſe Pflänzlein aber, indem ſie ſich ſelber grün machen, durch maſſenhaftes Einlagern in die innere Hautſchicht des Polypen auch ihren Garten, nämlich eben den Polypen, grasgrün.

Man nennt dieſen Prozeß der lebendigen Einſchachtelung eines Weſens in ein anderes „Symbioſe“, zu deutſch Zuſammenleben. Es iſt in dieſem Falle ſehr wahrſcheinlich, daß das Verhältnis der beiden Geſchöpfe, Polyp und Alge, ein mehr oder minder ganz behagliches iſt. Die Pflänzlein, die in der Tierhaut ſchmarotzen, haben dadurch ein ſicheres Dach über dem Kopf. Die Atmungsart der beiden Genoſſen iſt eine konträre, alſo atmet jeder dem anderen das zu, was er brauchen kann: die Alge ſpuckt Sauerſtoff als Atmungsexkrement aus und gerade den kann der Polyp brauchen. Ganz ſicher iſt auch die grüne Pflanzenfarbe dem Polypen als Schutz- und Jagdfarbe nützlich, indem ſie ihn in Verbindung mit ſeiner Geſtalt an der Waſſerpflanze, auf die er ſich feſtklammert, ſelber wie ein unſchuldiges Pflanzenknöſpchen erſcheinen läßt. Jedenfalls aber und wie weit das nun gehe: die Algen haben ihre Anlehnung an das Tier für ihr Teil bis auf den Gipfel des Möglichen getrieben. Dieſe beſtimmte Art Alge hat es völlig aufgegeben, noch außerhalb der Polypentiere ſelbſtändig vorzukommen. Seit undenklichen Zeiten wahrſcheinlich kennt ſie keinen anderen Wohnort auf dieſer ganzen großen Erde, als eben die Leiber immer neuer Generationen von Polypentieren. Ja Generationen? Aber wie kommt ſie immer wieder mit in dieſe neuen Generationen hinüber? Die früheren Beobachter, die noch meinten, der Polyp erzeuge ſelber Chlorophyll, alſo die ganze Algen-Schmarotzerwirtſchaft nicht ahnten, hatten als Waſſer auf ihre Mühle ſtets angeſehen, daß auch die jungen, aus Eiern friſch heranwachſenden Polypen allemal wieder grün würden. Die Grün-Erzeugung ſollte einfach im Polypenvolk erblich ſein. Als man nun auf die Algen kam, ſchien es in der That zunächſt eine harte Nuß, wie man über dieſen Punkt hinwegkommen ſollte. Man meinte

Digitized by Google

jetzt, die Algen müßten doch wohl jedesmal auf das ganz kleine Polyplein sich mit einem wahren Heißhunger sofort losstürzen, um es mit sich grün zu tapezieren. Aber woher? Vergebens suchte man im Wasser, wo die Polypen ihre Wochenstube hatten, nach den nötigen ringsum lauernden Algen. Zum Überfluß setzte man Polypen in ein sorgfältig rein gehaltenes, absolut algenfreies Aquarium, und sie heckten dennoch grasgrüne Junge. Des Rätsels Lösung ist endlich gewesen, daß die Algen schon im Mutterleibe des Polypen in seine Eier kriechen und so mit übertragen werden. Für gewöhnlich sitzt das grüne Algenvolk ziemlich tief in der Leibeswand des Polypen. Der Polyp hat nun die Eigenschaft, wenn er weibliche Eier erzeugt, diese wie Warzen aus seiner äußersten Hautdecke herausspriessen zu lassen. Sobald er damit aber im Gange ist und noch ehe die Eizelle richtig heraus ist, haben schon grüne Algen sich ebenfalls bis in diese Eiergegend vorgebohrt, sind in das Ei leibhaftig mithineingekrochen und treiben nun, während das Ei befruchtet wird und einen neuen Polypen aus sich entwickelt, in diesem Ei und werdenden Polypen selber fleißig Liebesleben, maßen sie sich durch einfache Selbstteilung nach Rumpelstilzchens Urbrauch massenhaft vermehren, bis sie endlich den fertigen neuen Polypen abermals mit einem ganzen innerlichen Geheimhemde ihres Pflanzengrüns überzogen haben. Bei solcher Kunst konnte allerdings dieses Algenvolk sein Sonderleben im Wasser draußen schließlich ganz aufgeben und sich auf seine Polypen beschränken.

Nun kannst du dir diese Geschichte leicht aber noch ein bißchen weiter ausdenken. Stelle dir vor, das Verhältnis zwischen dem Polyp und seinen Algen wäre kein so behagliches, wie es zu sein scheint. Etwa: die Algen da drinnen exkrementierten nicht bloß angenehmen Sauerstoff, den der Polyp wie Champagner gern säuft, sondern irgend welche Exkremente von ekelhafterer, dem Polypen zuwiderer Natur. Der Polyp bekäme also von seinen Grünfärbern die fatalsten Bauchschmerzen,

Digitized by Google

die eventuell ihm das ganze Leben vergällten. Aber was thun? Im Bauche hätte er sie nun mal. Jedes Kind, das er zeugte, kriegte sie vom Elternleibe an mit in den Bauch, unrettbar. Eine endlose Schraube der Quälerei. Wohl hätte die Algenfolge ein Ende, wenn die Polypenfolge aufhörte. Alle Polypen tot, wären auch alle Quäl-Algen tot, da sie ja im freien Wasser außerhalb der Polypen nicht mehr vorkommen. Aber es wäre doch die Kur des Doktor Eisenbart: ein Schuß durch den Kopf als Mittel gegen Zahnschmerzen. Wenn so ein Polyp denken könnte wie wir und sich aussprechen: er würde den Tag verfluchen, der seinen Vätern die erste dieser Schreckensalgen beschert hat. Den Kobold seines Lebens würde er diese Invasion der grünen Satane nennen. Welcher Höllenzufall mußte gerade eine solche unwahrscheinliche Kombination erzeugen: daß ein Wesen aus ganz anderer Gruppe, eine einzellige Pflanze, in ihn, das vielzellige Tier, sich nachträglich hineinschmuggelte. Und nicht bloß in ihn als Individuum, sondern in seine Unsterblichkeitsstelle auch noch: in sein Liebesleben. Was hatte dieses sein eigenes mühsam erworbenes Liebesleben mit diesen ihm total wurschtigen Vermehrungsabsichten im Liebesleben der Algen zu thun. Und doch maßten die sich an, ihm über Kinder und Enkel fort das Leben zu verekeln, indem sie ihm beständig gleichsam ins Heiligste hinein exkrementierten, daß des Gräuels und Gestanks kein Ende wurde, bis er an den Rand kam, sein eigenes Liebesleben zu verfluchen . . . .

Ich erzähle dir die Geschichte der Syphilis.

Dieser denkende Polyp ist der Mensch, dem ungefähr diese Geschichte wirklich so passiert ist. Die Syphilis ist der dreimal vermaledeite Kobold seines Liebeslebens.

Die Syphilis ist keine Größe, die sich innerlich in das Liebesleben der Menschheit mit verrechnet. Dieses Liebesleben

Digitized by Google

hatte alle möglichen Grenzen, Schatten, Entwickelungsmale. Aber es lag in ihm keine Spur dieser Möglichkeit: ein menschliches Liebespaar eint sich; es vollbringt den großen Naturakt bis zum vollen Zweck; ein Kind geht aus diesem Akte hervor; aber gleichzeitig ist der Akt ein verhängnisvoller Vergiftungsprozeß; ein zehrendes Gift, furchtbar wie das des Philoktet in der griechischen Tragödie, ist bei dem Akt übergesprungen wie ein Blitz von Metall zu Metall springt; und dieses Gift springt nicht nur von Körper zu Körper der Liebenden; es frißt sich hinein in die mikroskopisch winzige Samenzelle des Mannes, in die Eizelle des Weibes; vergiftet im Moment seiner Zeugung, wächst das Kind in das Siechtum hinein; und so rollt das Gift weiter durch Generationen.

Kein Geringerer als unser großer Goethe hat in der schönsten Liebesdichtung deutscher Sprache, seinen römischen Elegien, dem Abrupten, Dämonischen, Widersinnigen dieses ganz isolierten menschlichen Liebesphänomens eine klassische Charakteristik gewidmet. (Die Verse sind in den älteren Ausgaben unterdrückt!)

„Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter gescholten,
Grausend kennt sie die Welt Jahre die tausende schon,
Python dich und dich, Lernäischer Drache! Doch seid ihr
Durch die rüstige Hand thätiger Götter gefällt.
Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wiesen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt?
Überall schleicht er sich ein und in den lieblichsten Gärtchen
Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.

Sei mir, hesperischer Drache, gegrüßt, du, du zeigtest dich mutig,
Du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidiget nichts — und wo er sich findet,
Sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau."

Digitized by Google

Erſt unſere allerneueſte Forſchung, ſeit wenigen Jahren, nähert ſich wenigſtens der Erkenntnis, um was es ſich hier eigentlich handelt. Die Syphilis iſt eine Bazillen-Krankheit. Noch iſt ihr Bazillus ſelbſt nicht gefunden, aber es beſteht kaum noch irgend ein ernſthafter Zweifel, daß die Grunddeutung ſo ſtimmt. Damit aber iſt ein gewiſſes Licht zum erſtenmal aufgeſteckt. Hinter dieſem Schreckgeſpenſt ſteht ein Kampf des Lebens in unſerem Menſchenkörper ſelbſt. Es ſteckt darin die unſelige Verhedderung zweier völlig voneinander unabhängiger Liebeslinien des Lebens auf der Erde.

Hier der Menſch, wie jener Polyp ein vielzelliges Tier, bloß noch unvergleichlich viel höher entwickelt. Dort einzellige Urweſen von der unterſten Grenze des Lebens, winzig vielleicht bis unter die Sehgrenze unſerer beſten Mikroſkope von heute: die Syphilis-Bazillen. Dieſe Weſen begegnen ſich eines Tages. Das große, hochſtehende nimmt keine Notiz von den Winzigſten der Winzigen, er ſieht ſie ja gar nicht. Aber ſie machen ſich an ihn. Sie niſten ſich ein in ſeinem Innern. Sie erzeugen dort eine gräuliche Mißwirtſchaft, überſchwemmen ihr Hotel mit ſolchen Rieſenfluten zerſtörenden Unrats, daß ſchließlich der Rieſe doch ſich in die Sache hineingeriſſen ſieht und mit Schrecken merkt, was in ihm waltet.

Aber inzwiſchen iſt wie bei jenem Polypen auch ſchon das Raffinierteſte geſchehen. Dieſe Eindringlinge haben ſich ganz abgewöhnt, draußen, außerhalb des Menſchenleibes, noch ein Daſein für ſich zu führen. Sie haben all ihre Sach im verwegenſten Sinne auf dieſes entdeckte Menſchentier geſtellt. Ihr ganzes, bei ſolchen Einzellern ja höchſt ſimples Liebesleben haben ſie in dieſen Menſchen verlegt. Dabei ſind ſie aber folgerichtig auf das gleiche Problem gedrängt worden, wie dort im Po-

Digitized by Google

lypen die grünen Algen. Es galt, von Menſch zu Menſch mitzukommen, überzuſpringen in der Folge der Menſchengenerationen. Damit ihre Liebe Unſterblichkeit garantierte, mußte etwas derart geſchehen, denn der Tod ihres Wirtes bedeutete individuell ſtets auch ihren Tod, ob ſie auch in dieſem Einzelwirt liebend ſich mehrten, wie der Sand am Meer. Hier nun war der Punkt, wo das Liebesleben auch des Menſchen für ſie wichtig wurde.

In dieſem Liebesleben ihres Wirtes ſtießen ſie auf zwei große Thatſachen. Erſtens die uralte geſchlechtliche Zeugungsform, die ſchon der Polyp beſitzt: Ablöſung einer Samenzelle und Eizelle von jeder Liebespartei und Miſchung dieſer beiden, wodurch ein neuer Menſch der folgenden Generation entſteht. Zweitens jene verwickelte Methode, wie das beim höheren Säugetier bewerkſtelligt wird: Aneinanderlegen der beiden großen Zellſtaaten, Einführen des männlichen Liebesgliedes in die weibliche Liebespforte unter Wolluſterregungen, — alle jene Dinge, deren hiſtoriſches Werden bis zum Menſchen herauf wir früher eingehend betrachtet haben. Beides wurde benutzt im Kampfe des Syphilis-Bazillus um ſeine Unſterblichkeit.

Die Bazillenkolonien entſandten kleine Wanderabteilungen genau wie die Algen im Polyp in die Eizellen und Samenzellen beider Liebesmenſchen hinein, damit ſie in die nächſte Generation mit einſchlüpften und ſich ſo ins Ewige der Zukunft als „Kobold im Faß“ bei jedem Umzug retteten.

Die Bazillen konſtituierten ſich aber gleichzeitig in Vorpoſten-Kolonnen direkt an den Geſchlechtsteilen der Liebesmenſchen als den wahrſcheinlichſten Stellen, wo der Sprung von Menſch zu Menſch auch ſo glücken konnte, — der einfache Salto Mortale von Haut zu Haut. Es war wie die Beſetzung eines äußerſten Poſtens einer Landungsbrücke zum Zweck, in ein Schiff zu ſpringen. War auch dieſes Schiff hier noch gleichzeitige Generation, ſo konnte es doch immer einen Vorſprung geben.

Digitized by Google

Räumliche Weiterverteilung war auch immer eine Chance zur zeitlichen Unsterblichkeit.

Und nun, du Unglücksmensch: in diesen Kampf fällst du hinein, wenn du in einer fatalsten Stunde dich einem schon von der Armee invasierten Menschenkinde in die Arme giebst, — sei es in der heiligsten, reinsten Liebesstimmung, da du nichts willst, als deine Menschheitsunsterblichkeit einmal wieder retten, das Volk der Goethes, Rafaels, Darwins eine Generation zeitlich weitertreiben . . . .

Inmitten aller deiner Liebe wirst du plötzlich die Springstange einer ganz anderen Unsterblichkeits-Sehnsucht, dein Liebesorgan wird der Brückenpfeiler gänzlich indifferenter Ur-Kobolde der Entwickelung, die für sich Politik treiben, — Politik, die aber durch eine heillose Verhedderung der Fäden quer durch dich geht —!

Das ist die Komödie, Tragödie, Tragikomödie der Syphilis. Es giebt eine Höhenschau, von der aus auch dieses Satyrspiel sich in eine große Linie einordnet. Wahrscheinlich steckt hinter diesem ganzen Konflikt zwischen Mensch und Bazillus, der ja auch sonst in unserem Leben eine so ungeheure Rolle spielt, ein tiefer, überaus bedeutsamer Lebenskampf unseres Planeten.

Zusammenprallen die höchste und die niedrigste Lebensform noch einmal zu einer letzten Entscheidungsschlacht. Hier der Mensch, der Gipfel der Entwickelung über das vielzellige Wesen herauf, Herr schon jetzt all dieser Vielzeller auf Erden. Dort der Bazillus, die Urform, das Wesen aus nur einer Zelle, die erste Anpassungsform des Lebens auf dieser Erde, in Myriaden von Individuen doch heute noch fortlebend, die die Vielzeller, die höheren Individuen fort und fort überschütten

Digitized by Google

mit ihrem Lebensstaub bis zur Gefahr, alles, was über ihnen sich aufgethan, doch noch wieder herabzuziehen in ihre große Nivellierungsfläche. Ich habe diesen Gedanken an anderem Orte (in dem Buche „Vom Bacillus zum Affenmenschen") ausführlich dargelegt. Er rückt den nüssigen kleinen Objektkonflikt doch in ein großes Licht. Ein letzter, schwerster Kampf des Menschen um die Erdherrschaft erscheint dahinter.

Wenn die Menschenleiber dahinsinken wie die Garben, gemäht von einer furchtbaren Bazillen-Epidemie, Pest oder Cholera, so erscheint das Zünglein der Wage schwankend, wer siegen wird. Aber ein einfacher Gedankengang weiter zeigt dir doch den Ausgang: es sind die paar Intelligenzzellen der Menschengehirne, die schließlich doch dem Samum des Urlebens mit seinen Zellmyriaden standhalten, die ihn aufhalten, ihn unschädlich machen. Diese Intelligenzzellen gründen eine wissenschaftliche Medizin, erfinden Mikroskope, sie entdecken bewußt ihre Gegner und fassen sie mit den Mitteln der Hygiene. Damit ist ein Archimedespunkt gegeben, der auch diese Erde bewegt. Die alten Göttermittel dieser Kleinsten in Erde, Wasser und Luft: Unsichtbarkeit, Allgegenwart, Todeskraft geheimer Giftpfeile scheinbar aus dem Blauen heraus: das alles scheitert an der denn doch noch höheren Gotteskraft der Intelligenz, wie der alte Jupiter mit seinen Blitzen heute scheitern würde an unseren Blitzableitern.

Und im Prinzip liegt hier auch die Entscheidung über den „ewigen" Kobold unseres Liebeslebens, die Syphilis.

Die Syphilis hat der Menschheit von einer dunklen Geschichtsecke an unzweifelhaft sehr schweren Schaden zugefügt. Sie hat in das ganze Liebesleben bis heute eine Farbe hin-

Digitized by Google

eingebracht, die verhängnisvoll war, um so verhängnisvoller, als sie ihrem Wesen nach falsch war, innerlich nicht hineingehörte. Es ist nicht nur der körperliche Schaden selbst gewesen, der uns unsagbares Leid angethan hat: fast ebenso schlimm sind die rein geistigen Folgeschäden gewesen, die Schäden, die sich in unsere ganze Auffassung der Liebe von ihr aus einfraßen.

Auf der einen Seite hat sie sich im allgemeinen Bilde mit der Prostitution eng verquickt.

Nichts lag näher, als daß sie sich hier festsetzte, hier, wo der Geschlechtsakt aller feineren Auslese entrückt war, wo in einem wirren Taumel wahllos Akt auf Akt folgte, wo ein krankes Individuum die Brücke der Bazillen-Invasion zu ungezählten gesunden schlagen konnte inmitten der Hatz dieses planlosen Wechsels. Einmal hier lokalisiert, verlieh die Syphilis dann aber der Prostitution eine neue entsetzliche Macht in ihrer alten Unheilsbahn, eine positive Macht da, wo sie früher wenigstens nur negativ gewirkt hatte.

Es war die eine Gefahrlinie der Prostitution, daß sie das Kind ausschloß. Aber wie die Dinge lagen, setzte sich die Prostitution ja eben doch damit nicht wirklich durch: neben ihr blieb siegreich oben die echte Geschlechtsliebe, die bis zum Ziel des Kindes ging und die Menschheit rettete: die Mutter triumphierte immer wieder über die sterile Lustameise. Mit der Syphilis änderte sich das. Die Prostituierte, indem sie eine Pflanzstätte, eine Reinkultur der vergiftenden Bazillen-Invasion zu bilden begann, griff damit in jene bisher reinen Kreise selbstthätig über. Sie vergiftete in unzähligen Fällen den Mann. Kehrte dieser Mann so nach drüben zurück, so verkehrte sich gerade das Reine, Heilige des Liebeslebens ins Satanische: er ruinierte die echte, zur Mutterschaft bereite Frau, warf den frühen Tod oder hunderterlei feines, zehrendes Verderben in die dort erzeugte und geborene neue Generation.

Es ist ja an sich schon ein tragisches Geschick, daß der

Digitized by Google

junge Mann in unserer Kultur, der in die Liebesjahre tritt, in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle vor der echten Frau die Prostituierte kennen lernen muß. Ihr giebt er seinen ersten erotischen Frühling hin. Unsere sozialen Verhältnisse drängen immer und immer wieder dahin, — wie heute die Dinge liegen, kann es fast nicht mehr anders sein. Das ist allein schon eine harte Schule. Das Weib wird dir in seiner tiefsten Verkommenheit zuerst ganz gezeigt, jedes Ideal zunächst einmal in den Koth getreten mit der furchtbarsten Brutalität. Frage um, wem es nicht so gegangen ist. An die Edelsten, Besten, Gesundesten trat die Forderung ihrer Lebensreife, das alte heilige Ur-Gesetz: jetzt muß das Weib zu dir, dem Manne kommen. Und nun soziale, durch tausenderlei Erbschaft aufgerichtete eherne Schranken, die dich vom echten Weibe zurückwarfen — in den Rinnstein der Liebe hinab. Wie wenige nur haben dieses Blatt nicht in ihren Erinnerungen: die erste Stunde der Hingabe an ein Weib, an die andere Hälfte unseres Menschenlebens, an diese großen, ewigen Unsterblichkeitsempfindungen, für die die Natur Jahrmillionen lang gehäuft, gesammelt, ausgespart hat, für die sie dich endlich auch reif gemacht hat — und nun das Roheste, Perverseste, Dreckigste, was deine ganze Kultur überhaupt noch besitzt, ein „Weib", das im Kultursinne überhaupt noch nicht Mensch ist — und darin lernst du das „Weib" kennen .....

Nun, das Leben ist nicht vollkommen. Man fügt sich. Wenn Ideale Kraft haben, so müssen sie sich auch aus dem Staube immer wieder gebären können. Also du ringst dich eines Tages doch auf zu dem echten Weibe. Du selbst fühlst dich mit Recht schuldlos, denn du hast nur eine zeitliche Gesellschafts-Verworrenheit abgebüßt. In solchem Falle kennt der echte Mensch nicht, er erlöst sich durch neue, bessere That. „Reue ist des Lebens einzige Schuld", sagt Mackay einmal so schön.

Hier aber gerade setzt die verteufeltste Steigerung ein. In so und so viel Fällen hat die physische Berührung mit der

Digitized by Google

Prostitution, die du geistig abschüttelst wie einen ekelhaften Traum, aus dem du rein in dein waches Bewußtsein dich erlöst, dich physisch vergiftet, indem jene Bazillen dich dabei erobert haben für ihr Liebesleben auf Kosten deines eigenen. Und das waltet mit unerbittlicher Folgerichtigkeit: du hast die grausige Möglichkeit, jetzt in deine ideale echte Sinnenliebe Tod und Verderben hinein zu tragen.

Eine Rückwirkung von hierher wieder war eine äußerste Verstärkung des tragischen Loses der Prostituierten selbst. Erst von hier aus hat sich an sie der volle Fluch gehängt einer Giftpflanze. Um dieser scheußlichen Möglichkeit willen, an der sie so wenig „Schuld" trug wie an ihrer ganzen Existenz, wurde der letzte Rest von Menschenwürde in ihr rücksichtslos, in der Notwehr, zusammengetrampelt. Es kam die medizinische Kontrolle. Mit ihr wieder zusammengehängt die Verteidigung des Bordells gegenüber der Einzelprostitution, — des Bordells, in dem mitten in unserer Kultur eine Stätte der wüstesten Sklaverei fortbesteht. Die Syphilis war es, die, um mit Schiller zu sprechen, „den Pechkranz in das brennende Gebäude" warf.

Das Fazit aus alledem aber war eine Wolke über der ganzen Liebe, die bis in alle Ideale schattete.

Die aufgestörte Phantasie hatte ja längst alle Sorten schreckhafter Dämonen im Liebesparadiese gesucht. An dieser Stelle kroch wirklich eine reale Giftschlange aus dem Blütenhain. War die Liebe nicht thatsächlich Sünde, war des Teufels, war verflucht? Wenn solche Krankheit Hand in Hand mit ihr gehen konnte? Wenn die Liebenden unter ihrer Geißel hinsanken wie im Hagelschauer, während der nie sinnlich von einem Weibe berührte Jüngling, die lebenslang reine Jungfrau in unbefleckter Körperreine ragten — war nicht doch am Ende auch alle „echte" Sinnenliebe eine Satansfalle, die von dem tieferen Gottesgesetz der Natur fortlockte, — war nicht der wahre Sinn absolute Enthaltung allen Körperwünschen zum Trotz?

Digitized by Google

Es ist der ganze Begriff der „Sünde", dieser uralte Menschheitsdämon, der hier Kraft gesogen hat wie aus dem Zauberkessel der Medea: Geistesbazillen auszustreuen in die gequälten Gehirne, verheerender noch als die wandernden Einzeller der Syphilis.

Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Der Gott im Menschen läßt sich nur von sich selber niederkriegen, nicht von einem koboldhaften „Objekt".

Wenn irgend etwas heute schon für unser Liebesleben in den Sternen steht, so ist es die Überwindung der Syphilis durch unsere aufsteigende Wissenschaft. Seit wir auch nur annähernd wissen, um welche Art Feind es sich überhaupt handelt, ist auch die Direktive dahin absolut sicher gegeben.

Die Syphilis werden nicht Philosophie und Moral, auch nicht direkt soziale Faktoren vernichten: sie stirbt an den einfachsten Fortschritten unserer Medizin. Stirbt, wie die Lungenschwindsucht, die Pest, die Cholera, Diphtheritis, Malaria sterben werden.

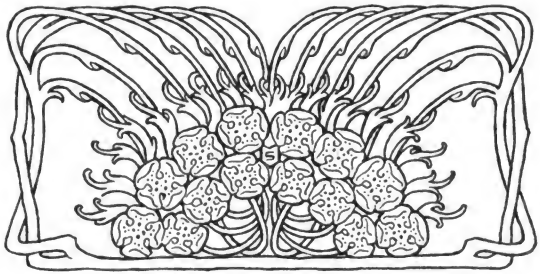
Schon heute sehen wir, wie sie zu töten wäre durch einen Zwangsakt zum Aussterben ihrer Bazillusart. Wenn von allen fünfzehnhundert Millionen der Menschen alle Individuen untersucht und alle geschlechtlich Kranken eine Weile abgesondert und auskuriert würden, so wäre der Bazillus, auf den Menschen beschränkt, wie er zu sein scheint, als solcher tot. Er wäre heimgeführt zu den fossilen Tieren, den Dronten, Mammuten, Ichthyosauriern. Zu solchen Sozialakten haben wir noch keine Macht, aber die Zukunft muß sie haben, wenn „Menschheit" ein echtes Ideal ist. Wahrscheinlich wird aber die direktere Heilmethode lange vorher gefunden sein und wenn sie da ist, sorgt das Leiden selbst in jedem individuellen Falle dafür, daß

Digitized by Google

freiwillig die Heilung geſucht wird, ohne daß ein Menſchheitsgeſetz dazu nötig wäre. Es iſt ja dieſe ſchlichte Logik gleichartiger Wünſche, die auch am Tage, da es eine echte „Menſchheit“ als Einheit giebt, aller Wahrſcheinlichkeit nach jedes „Geſetz“ überflüſſig gemacht haben wird.

Im Hauſe der Zukunft — nicht einer ganz illuſionär fernen, ſondern der einfach logiſch aus unſern ſchon ſichtbaren Anfängen entwickelten — wird es ſo grobe Kobolde hinten im Faß, wie es dieſe Bazillen waren, nicht mehr geben. Der Menſch Herr der Erde: dieſer Menſch auch Herr der Syphilis.

Digitized by Google



„Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare . . .“

Mitternachtsſtunde. Durch dein ganzes altes Kloſter geht es wie ein dumpfes Rumoren. Alle verräucherten Wände knacken, im morſchen Holzgetäfel ticken die Bohrwürmer, ein Nachtvogel am Fenſter ruft.

Aber nun über allem ein fernes Summen von Melodie: Glockengeläut. Das ſind die guten Liebesgeiſter, die ſingen um das Haus. Sie ſingen durch die froſtkalte Sternennacht noch einmal ihr Lied vom Menſchen.

„Friede auf Erden.“

In ſolcher eiſigen Winternacht iſt er einſt geboren worden, wie ein armer Ausgeſtoßener, der auf einem Feldrain zur Welt kommt. Sein ungeheurer Planet hatte die Feuertage der Jugend hinter ſich, dunkel war er geworden, daß die fernen Welten als Sterne über ihm ſichtbar wurden. Nun kam die Eiszeit über ihn wie ein Fieberſchauer. Aber es war das Fieber des Gebärens. All ſeine alte Sonnenglut goß er in das eine Weſen, den Menſchen. Steh auf, Menſchlein, und ſieh die Sterne über dir und denke nach über ſie und über dich! Du ſollſt fortan der Planetengeiſt ſein. Trage ſein Licht, trage ſein Trübſal.

Nackt und bloß lag das Menſchenkind auf der harten Erde, nicht im Paradieſe. Aber aus dieſer Bruſt der Erde trank es

Digitized by Google

alle die Urkräfte der Natur. Die ſchaffende Phantaſie, die Macht hat, ihre Sehnſucht zu Realitäten zu feſtigen; die eherne Logik; und die Wunderkraft der Liebe, der Zeugung, die ewig einen anderen Menſchen neu gebiert und doch im Herzen den gleichen, den einen immer wieder.

„Friede auf Erden!“

Die Mitternachtsglocken klingen und wenn ihr kurzes Lied verhallt iſt, ſoll auch unſere Rede von der Liebe zu Ende ſein. Ein letztes aber muß noch geſagt werden.

Es giebt noch einen letzten, äußerſten Kampf, den die Liebe mit dem Menſchen gehabt hat, — den ſchwerſten von allen, ſchlimmer als der mit dem Phaethonſinn der Phantaſie, ſchlimmer als der mit dem Kobold. Groß, wie ſie war, hat ſie auch mit dem Größten in ihm noch ringen müſſen, ringen im alten Bibelſinne bis zum „du ſegneſt mich denn“.

Das Höchſte, Eigenſte was dieſer Planetenſohn beſaß, war ſein Verſtand, ſein Geiſt im tiefſten logiſchen Sinne. Mit dieſem Geiſte hat die Liebe ihren letzten Konflikt gehabt auf Leben und Tod.

Aus dem wogenden Meer der Menſchheit tauchen zwei rieſenhafte Geſtalten. Ein nacktes Weib, wie die Venus von Milo. Und ein Mann mit dunklem Auge und wallendem Bart, wie Michelangelo den Moſes geſchaut hat.

Das Weib ſpricht: „Ich bin die Liebe. Ich bin das Höchſte, denn ich erhalte die Menſchheit im wilden Hagelſchauer der Sandkörner, die durch das Stundenglas der Zeit rinnen.“

Der Mann aber hebt den düſteren Blick und krallt die Hand in den Bart und ſagt: „Iſt ſie denn wert, erhalten zu ſein?“

Das iſt kein Jugendübermut mehr, kein Tamtamſchlag in der Hexenküche, kein Stein, den der Kobold wirft.

Digitized by Google

Das ist die Schicksalsfrage der Liebe auf ihrer Stufe Mensch.

„Besser, er wäre nie geboren." Wenn das Wahrheit ist, die höchste Wahrheit des grübelnden Verstandes, — dann ist über der Liebe der Stab gebrochen, sie ist gerichtet und tot.

Ein altes Bild. Die Erde prangend in ihrer Schöne, strotzend von Üppigkeit, glühend von Liebe, klingend von Musik. Blumen duften, Palmen wehen, silberne Quellen plätschern. Aber da hinten, draußen hinter dem Sonnenwald dehnt sich ein Streifen nackte Wüste. Schakale heulen dort, sandfarbige Giftottern recken ihren dicken Kopf aus dem Boden, und der Staub, der heiße Staub geht in roten Wolken gespenstisch über die Öde.

Da, in dieser Wüste taucht auf einmal der Mensch auf. Es ist der Mensch, der drüben geschwelgt hat, noch hängt ihm der letzte welke Zecherkranz im Haar, sein Gewand haucht den letzten jener wilden Düfte aus, in deren Bannkreis die Liebe schöner Frauen dort sich gab. Aber diese Kleider sind zerrissen, die Locke ist zerrauft, verstört das Gesicht. Es ist ein Flüchtling, der die Einsamkeit sucht. Er stürzt sich in die ägyptische Wüste wie ein Brennender in die Flut. Verflucht diese Welt da drüben! Nieder mit ihr, fort mit ihr! Heraus aus allem, aus der Liebe, aus der Menschheit, — ins Einsame, zwischen nackte Felsen. Alles ist eitel! Rette dich, rette dich!

In ein gräuliches Felsversteck wirft er sich, das einst eine Falschmünzerbande sich ausersehen als das denkbar weltverborgenste Erdenloch. In ein uraltes verlassenes Grabgewölbe kriecht er wie eine Hyäne. Die Schlangen züngeln um ihn

Digitized by Google

her, die Wölbung liegt so niedrig auf seinem Haupt, daß er nicht aufstehen kann. Aber das ist es, was er will. Nichts mehr sehen als das Elendeste und das Nichts selbst.

Freilich: die Schauerwelt ist zäh. Sie geht mit ihm in seinen Gedanken. Nacht liegt über der Wüste; die Glutnacht, in der die Sterne rot schimmern. Da öffnen sich die Wände der Gruft, in der der Lebendige liegt. Dämonen kommen, Schlangen, Löwen, Stiere, Wölfe, Skorpione, Leoparden, Bären, eine brüllende Meute. Herkulische Menschenbilder stürzen vor und zerschlagen den Einsiedler, diesen verfluchten „Lebendigen". Draußen heult es, klagt es, jauchzt es immerzu: Kindergeschrei, Geblök unendlich vorbeiwallender Schafherden, Gebrüll von Ochsen, der Tritt langer Kolonnen einer Armee. Nun geht der Mond gespenstisch fahl auf: ein Wagen mit durchgehenden Rossen stürzt mit wahnsinnigem Gepolter grade auf den Verfolgten zu: „Jesus", ringt sich keuchend aus seiner Brust und der Spuk versinkt in der Erde. Aber indem er aufatmen will, gebiert diese Erde schon ein Neues: üppig besetzte Tafeln entsteigen der Wüstendürre, Trauben schwellen, goldener Wein fließt im Pokal. Von den Polstern aber steigen schöne nackte Frauen, mit entfesseltem Haar, mit feucht glühendem Auge, mit dem wilden Duft der Liebesspezereien . . . In Schweiß gebadet flüchtet der Anachoret querfeldein in die Wüste. Aber auf seine Schulter preßt sich ein höllischer Druck, ein Schatten liegt über ihm: ein Gespenst sitzt ihm auf dem Nacken, reitet ihn wie der Löwe die Giraffe im „Löwenritt". Triumphierend hallt sein gräßliches Lachen durch die Wüstenstille.

Sie ist nicht tot zu bekommen, diese Welt. Sie haftet an den Organen, die der Flüchtling mit gebracht hat. Am schlimmsten ist das Organ der Liebe. Und der Aszet greift zum Messer, kastriert sich, löscht das Geschlechtsindividuum in sich aus. Wenn das Organ tot von ihm absinkt, wie ein endlich erlegtes Gifttier, dann wird auch der Geist von da drunten gemordet sein. Dann kann der befreite Gedanke sich

Digitized by Google

im Gebet endlich ganz versenken in den neuen Sinn: Liebe ist Satan; denn Liebe erhält den Menschen; der Mensch aber ist Weh und Elend; der ewige Mensch durch die Sinnenliebe ist der ewige Verdammte; nur wenn die Menschen sterben, ganz aussterben, hört der ungeheure Spuk endlich auf, versinkt diese Jammerwelt in ihren Wüstenboden, wie der wilde Wagen dort versank; nicht die Menschheit ist Gott; unseliger Glaube; Gott ist, wo es keinen Menschen mehr giebt; Gott ist in der Öde, nicht in der Welt; Welt und Menschheit sind nur Satansschleier vor Gott; nur wer sie zerreißt, kehrt endlich heim.

Das ist ein altes Bild, aus den Tagen Constantins, der Zeit der Paulus und Antonius und Hilarion, mehr als anderthalb Jahrtausende hinter dir.

Aber nun ein moderner Denker. Er sitzt in seinem Arbeitszimmer und stützt die Stirn auf die Hand. Draußen rauscht die Weltstadt. Hier drinnen ist es friedlich. Helles Sonnenlicht blinkt auf allerlei bunten Gaben der Kunst und Wissenschaft, Gemälden, Büsten, guten Büchern. Er hat die Welt nicht durchtollt in tollem Rausch, mit wilden Weibern und Becherklang. Er flüchtet auch nicht in die Wüste. Denn wo ist „Wüste?“ Da hängt die Weltkarte. Überall ist das uferlose All, diese Raumkugelhöhlung ohne Oben und Unten. Ob hier, ob dort, ob Schlemmer, ob Asket: du bist überall unrettbar darin. Nicht einmal von dieser kleinen Erde kannst du los. Ob du lebst, ob du tot bist, Erde bist du. Also bleibe ruhig hier, in der Weltstadt im Norden, anstatt nach Ägypten zu pilgern.

Und doch: auch dieser Weise eines neuen, jungen Tages starrt vor sich hin. Recht hattest du doch im Innersten, du Eremit der Schlangengrube in der Wüste. Diese Welt ist eitel.

Digitized by Google

Die Menſchheit iſt ein Fluch, ein Unſinn. Beſſer ſie ſtirbt, ſo raſch ſie kann. Muß ſie leben, ſo iſt's nur ewig erneute Qual. Ich wenigſtens werde nichts dazu thun. Nicht im Katzenjammer der Orgien ſage ich's. Nüchtern wie dieſes graue Häuſermeer da draußen, das ſo viel Qual konzentriert. Aber doch: Fluch der Liebe!

In beiden Fällen iſt es des Menſchen Tiefſtes, was die Liebe verneint: ſeine Weltanſchauung. Die Liebe erſcheint in ihrer äußerſten ideellen Zuſpitzung plötzlich geprägt in ein Wort. Dieſes Wort heißt Weltbejahung. Aus jener Philoſophie aber klingt ihm das andere Wort entgegen: Weltverneinung. Das iſt der letzte, aber auch der höchſte Gegenſatz.

Weltanſchauung iſt der höchſte Wert der Menſchheit. Mit ihr löſt ſich endgültig der Menſch vom Tier. Dieſer Begriff iſt die Mündigkeitserklärung des Menſchen. Mit ihm tritt er in die Weltherrſchaft ein. Er wird aus einem Untergebenen ein freier Bürger. Bisher hat er gelebt, weil es ſo überkommen war. Fortan lebt er, weil er will. Der Menſch, der eine Weltanſchauung gewinnt und ſein Leben danach einrichtet, ſteht da, als rauſchten die Paradiesbäume vor ihm auseinander; du willſt, — gut, ſo gehe; da liegt das weite Ackerfeld; nimm ſelber deine Wegleitung in die Hand, ſei ein freier Mann, ſuche; es iſt nicht immer luſtig, frei und ein Mann zu ſein, im Storchteich liegt ſichs behaglicher; aber dafür wirſt du die ungeheure Genugthuung haben, deine Siege fortan dir zu verdanken, dir, dem Sehenden, Selbſtſuchenden.

Dieſer Menſch, aus dem Paradies entlaſſen, war aber erſt ein kleines Stückchen durch die alten Dornen mit dem neuen Geſicht gegangen, da ſtand er vor dem bedeutſamſten Kreuzweg.

Digitized by Google

Sollte er die Welt optimistisch oder pessimistisch werten? Die ganze Größe des Menschen erscheint in diesem Wahlmoment. Welche enorme Sachlage in dieser Wahl! Seit Äonen der Zeit, so weit unser Blick rückschauend überhaupt gehen kann, von den ursprünglichsten Nebelballungen der Weltmaterie an, war diese Welt offenbar stets bejaht worden, in nie abreißender kontinuierlicher Folge. Dem Menschen aber steht das plötzlich zur Diskussion. Gegen die Weltbejahung stellt sich ihm vollkommen ernstlich die Möglichkeit der Weltverneinung. Wenn die Weltanschauung nun ergiebt, daß sie eine fatale Rechnung ist, die in eitel Unheil führt: warum mit unserm Bewußtsein dieses Teufelsexempel noch weiter rechnen?

In dieser Betrachtungsweise muß aber sofort die Liebe heran. Was, zum Henker, Unsterblichkeit der Art? Grade hier muß vielmehr die ewige Rechnung systematisch totgetreten, Zahl für Zahl wieder abgewischt werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß vor einer solchen Situation die Liebe noch nie gestanden hatte, — in allen Vorfahrenketten des Menschen nicht, nirgendwo unterhalb. Sie war ein Produkt der Weltbejahung, vielleicht ihr sinnreichstes geradezu. Aber nun? Hier begann eine ganz neue Sache. Im Moment, da der erwachte Geist des Menschen ihr Alliierter werden sollte, diese unheimliche Möglichkeit: daß dieser Mensch sie ausstrich mit einem dicken Federstrich seiner Weltanschauung . . .

Sehen wir uns mit der Unbefangenheit unserer ganzen Betrachtung aber auch diesen schwarzen Federstrich noch einen Moment an.

Zunächst eines. Wir haben in unseren früheren Gesprächen immer der Zukunftsentwickelung der Menschheit einen gewissen absoluten Wert zugestanden, den Wert einer durchaus fortgehenden Linie in ihren großen, schon jetzt sichtbaren Idealen. In diesem Sinne mußt du auch hier folgerichtig das Größte zugeben. Du mußt zugeben, daß alle Menschen sich allmählich

Digitized by Google

dazu entwickeln werden, eine Weltanschauung wirklich zu haben, — also jenen Paradiesesschritt wirklich zu thun. Du mußt ferner zugeben, daß bei allen Menschen diese Weltanschauung schließlich zu der Macht werde, die sie bisher in den Besten doch schon gewesen ist: nämlich zu einem absoluten Imperativ des Menschen bis zur Entscheidung über Leben und Tod. Damit ist gegeben, daß der Mensch, wenn nicht Weltherr, so doch Herr seiner Menschenexistenz einst sein werde, freier Entscheider. Und nun denn: wenn die dermaleinst so herrschende Weltanschauung nur eine Weltverneinung sein könnte, so wäre an dem Tage dieser Herrschaft der Mensch zweifellos stark genug, sich selber wenigstens vom Weltenbaum abzusägen. An dem Tage wäre die Liebe des Menschen, also die höchste uns bekannte Liebesblüte — tot. Unser Liebesroman hätte einen Schluß wie Werther.

Diese Kraft mußt du den Dingen schlechterdings zugestehen, die Kraft der Idealerfüllung, falls es sich um ein echtes Ideal handelt, — auch im rein negativen Sinne.

Fragt sich aber, ob eben die Weltverneinung Siegerin innerhalb der Weltanschauung werden muß oder nicht.

Der Pessimismus als Weltanschauung ist in der Menschheit immer wieder wie eine wilde Normannenschar auf ihrem Wikingerschiff vorgebrochen seit Jahrtausenden. Aber er hat dabei zwei Gestalten angenommen, grundverschieden noch einmal sie beide in ihm. Die eine ist dualistisch, die andere ist monistisch in ihrer Grundlage. Die eine ist nur ein bedingter Pessimismus, die andere ist absolut.

Die erste Form, die ältere, aber doch auch heute noch lebendige, geht aus von einem Doppel-Ding: der Welt —

Digitized by Google

und einem Erlösungsreiche hinter der Welt. Die Welt ist ein Jammerthal, sei sie nun ein Werk des Teufels, ein in Sünden verstrickter Abfall von Gott; oder sei sie eine Prüfung, eingesetzt von Gott; oder sei sie außerhalb aller Gott- und Teufelsvorstellungen die Ausgeburt eines dunklen „Willens", eines ungeheueren blinden Naturprinzips, das aber doch auf alle Fälle ein böses, zu lauter Wirrsal führendes Prinzip ist. Dieser Welt gegenüber steht aber ein anderes, zweites. Auch dafür giebt es verschiedene Definitionen. Der eine nennt es Gott, Himmel, Paradies, Seligkeit; der andere Nirwana, das „Nichts" im Gegensatz zu jenem schlechten „Sein". Jedenfalls aber ist dieses andere ein Seliges; auch wenn es als Nichts definiert wird, so ist es doch ein süßes Nichts. Nach dieser Seligkeit ringt unser elendes Dasein, aber es kann sie nur erreichen durch vollkommene Aufhebung seiner selbst. Welt-ertötung in uns ist der Weg dahin. Laß ab von aller Sinnen-lust, denn sie ist keine wahre Freude, sie lockt nur immer wieder jene schlechte Welt hervor. Thu ab vor allem die Liebe im Sinne eines zeugenden, weltschaffenden Prinzips, eines Un-sterblichkeitsprinzips innerhalb dieser Welt. Was soll diese Unsterblichkeit, — sie ist nur Unsterblichkeit des Elends. Geh in die Wüste, bezwinge die Welt bis in deine Träume hinein, versenke dich in jenes andere. So kehrst du heim in die bessere Ordnung, wirst erlöst, versinkst ins selige Nirwana oder trittst über zu Gott und seinem Himmel.

Diese Lehre ist, wie gesagt, nur ein bedingter Pessimismus. Sie kennt eine Erlösung als Schluß. Eines Tages wird die ganze Welt so klug werden, sich zu verneinen, im süßen „Anders" wieder zu verschwinden. So bleibt immer ein Lichtblick des Optimismus, für den einzelnen wie für die Welt. Es bleibt eine „Entwickelung", wenn schon eine vom Weltstandpunkt rückwärtige.

Aber für unseren Fall bleibt doch entscheidend auch so die Stellung zur Liebe. Sie ist ein Todfeind jener Erlösung.

Digitized by Google

In der schwarzen Welt bildet sie den schwärzesten Fleck, das Gegenmittel zu aller Seligkeit. Sie ist das größte Hemmnis jener einzig wahren Entwickelung.

Die andere Form des Pessimismus ist unvergleichlich viel radikaler. Erst in ihr wird es ganz rabendunkel über dem Dasein, für immer und überall.

Die Grundlage dieser Anschauung ist durchaus monistisch. Es giebt nur eine Grundsache: nämlich diese Welt. Nichts geht aus ihr heraus, niemals kann sie nicht sein. Auch in ihr herrscht ein blinder Naturwille, als Naturgesetz im Stoff waltend, aber vor ihm giebt es diesmal keine Erlösung irgendwohin. Sein Grundzug ist die absolute Sinnlosigkeit. Ein ewiges Chaos ist die Welt, das hin und her schaukelt, von Ewigkeit zu Ewigkeit. In diesem Chaos geschieht es zwar, daß sich zufällig, in der Unzählbarkeit der Zufälle, auch einmal eine Anzahl glatt harmonisch verlaufender Wellen bilden: ein scheinbarer Anlauf zu sinnvoller Harmonie erscheint als Spezialfall im unendlichen Geplätscher des Chaos. Es entsteht der „Schein" einer Empor-Entwickelung, wie gerade in unserem Sonnensystem, auf unserer Erde, wo eine solche Linie es bis zu intelligenten Wesen gebracht hat. Aber schon dieses kleine Stückchen Weges wird erkauft mit unsagbarem Elend, mit wahnsinnig gesteigerten Schmerzen, es ist eine Geburt unter Höllenqual. Und dabei ist es unabänderlich doch im ganzen auch nur eine Totgeburt. Wie die tote, indifferente Erde jedes intelligente Einzelwesen nach kurzer Frist wieder verschlingt, so geht nach einer gewissen Zeit die Menschheit im ganzen, das Leben überhaupt, selbst die kurze Harmonie des Sonnensystems wieder ein, versinkt durch Eiszeiten, Planetenstürze, Sonnentod, allgemeine kosmische Vereisung wieder in die chaotische Urmaterie hinein, — „es ist so gut als wär es nicht gewesen", sagt Mephisto.

Das höchste, was an scheinbarer Stabilität, an Entwickelungsdauer in dieser Welt erreicht werden könnte, wäre nur

Digitized by Google

etwa eine (ebenfalls zufällige) Konstellation der Dinge an einer Weltecke, die sich in „ewiger Wiederkehr des Gleichen" äußerte. Also etwa der Zusammensturz unseres Sonnensystems, der Absturz aller toten Planeten in die erkaltete Sonne könnte diesem toten Materiehaufen den Uranstoß wieder geben, der ihn neu zum Ur-Gasball werden ließe, der abermals eine Glutsonne mit Planeten aus sich gebiert. Das frühere Spiel wiederholte sich bis in jede Einzelheit, mit unabänderlich gleichem Ausgang. Das scheinbare Spiel ständiger Fortentwickelung löste sich auf in eine „Rad-Theorie", bei der in bestimmten Zeiten alles ewig genau so wiederkehrt, mit aller Qual des Werdens und des Sterbens — und das in alle Ewigkeit fort, ohne irgend eine Möglichkeit wirklicher Steigerung.

Die Stellungnahme dieses absoluten Pessimismus zur zeugenden, weltschaffenden Liebe ist zunächst eine ganz indifferente. Es fehlt der fanatische Haß gegen die Liebe, der drüben waltete — denn es fehlt eben die letzte Hoffnung, an den Dingen noch etwas ändern zu können; Haß verlangt immer Hoffnung als Hintergrund; wo sie völlig fehlt, tritt Resignation ein. Die erste Stufe jenes Pessimismus vor der Liebe ist denn auch Resignation. Ob mit, ob ohne Liebe: es führt doch alles in das gleiche sinnlose Spiel zurück. Wie der alte Hauderer in Anzengrubers tiefernstem Lustspiel sagt, als sie ihm melden, das Liebespaar habe sich umgebracht: „s' is a Dummheit"; und als er dann hört, sie seien in Wahrheit auf die Alm gefahren und hätten dort ganz alleine Hochzeit gemacht, da sagt er nach einigem Besinnen: „s' is auch a Dummheit."

Aus diesem resignierten Indifferentismus ergiebt sich aber doch gerade bei denkenden, sittlich ernsten Menschen notwendig eine noch weitere Folgerung. Es ist auch von diesem Pessimismus aus doch schließlich kein sittlicher Grund mehr einzusehen für die Erzeugung eines neuen Menschen. Individuum wie Menschheit führen in das gleiche graue Jammerthal, in

Digitized by Google

das ewige Chaos zurück. Der Mensch, den ich zeuge, wird einzeln in Schmerzen hinleben, und als Menschheitsfaktor wird er nur mitweben an einem großen Schmerzgewebe ohne Sinn und Erlösung.

Gewiß, ich kann mich von der Liebe im Moment fortreißen lassen, kann zeugen um des bißchens Wollust willen, falls es notwendig denn eine Zeugung sein muß, um zu der zu kommen: das ist so, wie wenn der Pessimist jener andern Sorte sich doch einmal vom Teufel verführen läßt. Ich mache mir ja über den Teufel keinen Skrupel. Aber wenn ich mit der Sache fertig bin, werde ich doch alles eher haben, als eine sittlich große Stimmung. Gerade aber diese sittliche Stimmung ist es, die die Liebe des echten, denkenden Menschen im Sinne unseres ganzen Gesprächs auszeichnen sollte. Es ist das A und O unserer gesamten Betrachtung gewesen, daß auch die körperlichen Liebesdinge zuletzt alle verklärt werden sollten in etwas geistig Reines, etwas durch und durch Sittliches. Das fällt nun hier unabänderlich ab. Die Liebe bleibt eine Art Besoffenheits-Überrumpelung, wie wenn ich nach einer Flasche Portwein mir ein beliebiges dreckiges Straßenmädel suche, dessen Namen ich nicht einmal kenne. Es kommt die Stunde, wo einem das doch über wird, — wenn es „alles" sein soll. Auch dieser Pessimismus schlägt die Liebe innerlich tot, ohne Scheiterhaufen, aber nur desto sicherer. Er bedeutet eine geistige Kastration, die im Geistmenschen schwerer wiegt als die That des armen Asketen in der Wüste, der sich sein Glied abschneidet.

So spitzt sich die große Liebesfrage endlich doch auf eine Entscheidung zu, vor der du wählen mußt.

Wenn der Glaube deines Lebens nach einer dieser beiden pessimistischen Seiten geht, so klappe das Buch der Liebe hier zu. Eine weltgeschichtliche Giftblüte war dann diese ganze

Digitized by Google

Liebe; oder ein sinnloser Spuck einer sinnlosen Welt. Du hast so viel große, ernste Geister als Genossen in beiden Anschauungen, daß du dich in guter Gesellschaft bescheiden magst. Mir aber gestatte ein letztes, ein persönlichstes Wort.

Der Weg vom Waldschratt zur Madonna, wie ich ihn fasse, steht diesen beiden schwarzen Wegen vollkommen fern.

Wohl glaube auch ich, daß kein denkender Mensch auch in unseren Tagen auf die Welt um sich her und das eigene Leben schauen kann, ohne sich der Wucht des Schmerzlichen, Unbefriedigten, Unvollendeten dort bewußt zu werden. Ich will ganz gewiß nicht dem das Wort reden, was ein so hoher Geist wie Schopenhauer „verruchten" Optimismus genannt hat: einem seichten Schönreden vor den furchtbaren Schmerzquellen dieses Daseins, das sich mit Verhüllen hinweghilft und das da meint, mit einem Alltagswort vom „liebenden Vater" das andere Weltantlitz „aus Blut und Wunden" beseitigen zu können. Dieser Menschengeist mit der Dornenkrone schaut dich an, du magst dich wenden, wohin du willst. Und es ist auch die Liebe, die diese Dornenkrone trägt. Jede Philosophie muß mit diesem wehen Antlitz des Daseins rechnen, muß es als eine Grund-Weltthatsache mit verrechnen. Aber die Frage ist, ob es eine andere Kette von Erscheinungen giebt, die stark ist, dem das Gegengewicht zu halten.

Hier scheint mir nun zunächst wichtig, daß jene ganze erste, ältere Form des Pessimismus für unsere Tage und unser Naturdenken schon stark zurücktritt einfach durch ihre dualistische Grundlage. Unser ganzes neueres Naturerkennen, wie es auch unser ganzes Gespräch hier trägt, drängt mit einer zwingenden Gewalt auf eine Einheit dieser Natur. Nichts ist außer ihr

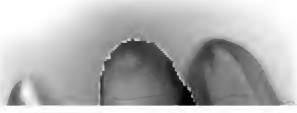
Digitized by Google

uns gegeben. Auch das „Nichts“ selber nicht. Seit es uns endlich gelungen ist, auch den Menschen seiner gesamten Herkunft nach in die Kette der übrigen Natur einzuordnen, ist der Naturbegriff jetzt wirklich ein Universalbegriff geworden. Er umspannt das „Ganze“, von unserer Kultur bis zum fernsten Nebelfleck. Was ist, ist in ihm. Ein solcher Begriff leidet kein „Dahinter“ mehr. Es kann kein Gott, kein Himmel, kein Nirwana mehr „dahinter“ sein als Zweites, als Gegensatz. Eine Aufhebung dieser Natur, dieses Natur-Willens, um das Schopenhauersche Wort zu gebrauchen, ist im Begriff selber einfach ausgeschlossen. Ist diese Natur von Grund an schlecht, so müssen wir jedenfalls so mit ihr leben.

Das hat denn auch die zweite Sorte Pessimismus, die überhaupt unserem Denken in den Voraussetzungen wenigstens viel näher steht, richtig eingesehen. Sie sperrte uns wenigstens resolut in diese Welt ein als in das Unvermeidliche. Fragt sich bloß, ob diese Welt, diese Natur jetzt notwendig so aufgefaßt werden muß, wie auch dieser zweite Pessimismus thut.

Das erste, was ich von diesem Pessimismus verlange, ist, daß er mir nicht einreden will, bereits alles zu wissen.

Ich bin ein Todfeind des albernen, gerade aus dem Dünkel solcher Allwissenheit selber geborenen Ignorabimus. Ich sehe kein Ende intellektueller Entwickelung in der Welt und vermesse mich also nicht, hier irgendeine Grenze zu stecken. Aber was ich sehe, das ist das Fragmentarische unseres Wissens. Wir sind in der Natur, mit Goethes Wort, noch umgeben von Geheimnissen. Wirf einen Blick auf die Sterne dort und denke, daß das so weiter geht, leuchtende Welten durch den Raum, immer weiter. Schau diesem Staubteilchen nach, das vor der roten Ampel tanzt, und sage dir, daß es keine räumliche Grenze im Stoff nach Innen giebt, sondern auch da nur immer neue Welten, neue Geheimnisse ins immer Kleinere hinein. Ich verlange von jeder Weltanschauung, die mit dem wirklichen Begriff Natur arbeitet, Achtung vor diesem überall



Digitized by Google

unendlichen Gebiet des Geheimnisvollen, das noch vor uns hinausflutet.

Es ist nicht unwichtig, das zu betonen, denn mit einer Natur voller Geheimnisse läßt sich immer noch erträglich leben, wo es mit der schon völlig pessimistisch gedeuteten nicht mehr möglich wäre. Auf das Geheimnis hin kann ich noch Kinder zeugen, — auf die endgültig entdeckte Nacht hin nicht.

Nun wird der Pessimist freilich sagen, daß ihn das nichts angeht, er schließe eben nach zulässigem Brauch vom Bekannten aufs Unbekannte, und der bekannte Teil der Welt sei eben schlecht, also ....

Auch die Logik dieses Schlusses als solche gebe ich zu, aber ich verlange dann an zweiter Stelle, daß dieses Schließen auch im Engeren ordentlich erfolge und nicht willkürlich so und so viel auslasse.

Wir kennen geschichtlich nur ein einziges Stück Natur, nämlich annähernd und andeutungsweise ein Teil Geschichte unseres Planeten, vielleicht sogar seines Sonnensystems, sicher seines Werdens und Wandels in den letzten tausend Millionen Jahren, insbesondere seines Lebens, seiner Pflanzen, Tiere, Menschen, seiner Menschen auch noch durch ein paar tausend Jahre Kultur. In dieser einzigen übersehbaren Spanne ist das Frappierende ein Heraufgang der Entwickelung der wunderbarsten Art, ein kontinuierlicher Heraufgang bis zu intelligenten Wesen und bei denen von Barbarei zur Kultur. Wer diesen Heraufgang nicht sieht: von einem rohen, erkaltenden Meteorblock wie die Erde war, bis zu Goethe, dem ist nicht zu helfen, es fehlt ihm die Urthatsache alles Bekannten über die Natur. In dieser einzigen Linie findet eine fortgesetzte Überbietung in Harmonien statt. Zuerst entsteht die Harmonie des Planetensystems. Dann die Harmonien der ältesten Lebensformen, Pflanze und Tier, Tier zu Pflanze. Dann die unendlichen, sich immer überbietenden Anpassungsversuche dieser Lebewesen. Endlich die Universalanpassung Mensch sie alle ablösend. Im

Digitized by Google

Menschen wieder die ungeheure Anpassungsthat der Menschenliebe, gleichzeitig mit der Überwindung der ganzen Erdbedingungen durch den Intellekt und die von ihm geschaffene Technik.

Nun hören wir: diese wunderbare Linie einander überbietender Harmonieversuche soll eine Ausnahme sein im völlig regellosen Chaos, die zufällige scheinbare Harmonie-Ausnahme. Und das nennt man: schließen vom Gegebenen aufs Unbekannte. Die einzige uns bekannte Geschichtslinie eine Ausnahme!

Doch wir werden auf den Weg hingewiesen, den diese Harmoniebildung offenbar gegangen sei. Blind sei ein Chaos von Möglichkeiten jedesmal hingeworfen worden, und nur zufällig habe sich dann das „Passende" erhalten, so ein Entstehen von Harmonien vortäuschend.

Gemach. Zunächst sind die Harmonien auf alle Fälle da, nicht selber Täuschung. Jenes Entstehen durch „zufälliges Erhaltenwerden" von Passendem aber lehrt eine neue, höchst wichtige Thatsache über die Natur.

Das Passende, Harmonischere erhält sich also bei Konkurrenz mit dem Disharmonischen. Ja, warum denn? Das ist doch logisch, heißt es. Ja, was ist denn Logik? Eine Natureigenschaft offenbar. Die Natur hat ein urgegebenes Gesetz in sich, daß das Harmonische, das Gute siegt über das Disharmonische, Schlechte, sobald beide in Konkurrenz treten. Ich frage, ob das ein pessimistischer Grundzug ist?

Jedenfalls ist es ein Zug, der dem Harmonischen, sobald es einmal da ist, fort und fort ein Plus geben muß, es zum Sieger machen muß über alle disharmonischen Gebilde. Wo aber in der Welt empfunden wird (und wir wissen ja nicht, wie weit das geht; ob es nicht selber eine Ureigenschaft aller Naturdinge ist), da wird dieses Harmonischere als das Lustvollere empfunden werden; eine Welt, die auf den zunehmenden Sieg harmonischerer Systeme durch ihre Ur-Logik gebaut ist, muß eine Welt ständig anwachsender Lustziffern sein.

Digitized by Google

Der Übergang von einer Harmonie zu einer höheren mag dabei, als Auflösung zunächst der niederen, fortgesetzt mit Unlust verknüpft sein, aber selbst da sehe ich im Emporgang der ganzen Linie fortschreitende Milderungen. Sie müssen entspringen aus dem Intellekt, der anfängt, die Dinge zu beherrschen, der sich bewußt müht, die Übergänge zu mildern, und der (eben als überschauende Welterkenntnis) in den Schmerz die Hoffnung pflanzt, alles Sterben bestehenden Glücks versöhnt durch den Aufblick auf den Keim des noch besseren Lebens in diesem Tode. Wie durchsonnt sich uns schon Schmerz und Entsagung und selbst die Hingabe des Lebens, wenn uns die Kraft des Ideals durchglüht, der Glaube an das eigene Opfer um der Erfüllung unserer Ideale willen. Was sind aber Ideale anders als bewußt bereits im Geiste vorgeschaute Stufen solcher höheren Harmonie. In dieser Harmoniesehnsucht läßt sich ein Christus ans Kreuz schlagen, besteigt ein Giordano Bruno getrost den Scheiterhaufen. Ich kann mir einen Standpunkt des Durchschauens der Dinge denken, wo jeder Schmerz bis in unser Alltägliches hinein mit Mut so getragen würde als das notwendige Opfer des Fortschrittes. Zugleich aber nähme helfende Liebe unendlichen Stachel fort noch von diesem Schmerz, wie das auch heute in uns doch schon so erkennbar angelegt ist. Mit diesen beiden, Idealhoffnung und Liebe, möchte wohl auch dem Anwachsen des Übergangsschmerzes beim Anwachsen der Harmonien zu begegnen sein.

Bei alledem ist aber das Wörtchen „zufällig" selbst ganz belanglos, sobald man mit dem Einheitsbegriff der Natur ernst macht.

Alles „Zufällige" spielt sich doch innerhalb der Natur ab, es ist also auch ein Ausfluß einer Eigenschaft in ihr. Wenn die Natur etwas Großes uns vor Augen stellt und es heißt jetzt: das ist durch Zufall in ihr entstanden, so ist mir das genau so viel wert, wie wenn einer mir sagt: es war ein Zufall in Goethes Dichterpersönlichkeit, daß sich aus ihr der

Digitized by Google

„Faust“ entwickeln mußte. Gerade im Ganzen der Natur verrechnet sich jeder scheinbare Zufall als Notwendigkeit, als Stück einer großen Fügung.

Wenn man von unten ins Getriebe der Dinge schaut, so sieht's ja wohl wüst aus. Da fliegen die Fetzen von ungezählten mißlungenen Versuchen, ehe etwas zustande kommt, etwa eine tierische Anpassung oder ein geregelter Planetenlauf. Man möchte wirklich denken, es sei ein ganz wilder Zufall bloß, daß endlich etwas glückt. Aber von oben besehen sind das ja nur Experimente in der Natur selbst. Ich könnte mir einen Standpunkt denken, von dem die Entstehungsgeschichte des Faust in Goethes Gehirn mit ihrem zweifellos unendlich vielfältigen Abmühen, Experimentieren, Verwerfen, endlich Treffen ganz ähnlich wie so ein wilder Zufallstanz im Würfelbecher aussähe. Trotzdem bleibt der fertig dastehende Faust, was er ist, und wir sagen mit vollem Recht: Goethes Größe hat ihn geschaffen. Das Wie bleibt dabei seine Sache.

Dabei soll das Gleichnis aber noch nicht einmal ganz durchgeführt und durchführbar sein. Goethes Faust setzt als Dichterarbeit eines Menschen auf dem Gipfel der uns bekannten Menschheit sicherlich eine ganz andere Summe bewußten Wollens und Zielstrebens voraus als etwa die Entstehung eines grünen Laubfrosches. Aber hier vergessen wir doch ja nicht, daß dieser Goethe ja auch in der Natur ist, ein Stück, ein Teil, eine That von ihr — Goethe mit allem, was in ihm steckt.

Ich weiß wohl, es giebt Naturdefinitionen, bei denen „die Natur“ immer so ein schreckhaftes Monstrum aus „Kraft und Stoff“ ist. Es liegt unter uns wie ein großer Schlund, der alles frißt, nichts weiter. Auf diesem Wege schiefer Definitionen, die in Wahrheit hohle Abstraktionen der Studierstube sind, kommst du natürlich nicht leicht mit optimistischen Zügen vor dieser Natur durch.

Aber es ist ja gerade die große Errungenschaft unseres modernen Denkens und Weltanschauens, daß wir auch den

Digitized by Google

Menschen in der Natur — als Natur — haben. Diese Natur als Ganzes ist nicht bloß Kraft und Stoff — sie ist auch Menschengeist. Sie ist nicht bloß Planetensystem: sie ist auch Kepler, der die Gesetze dieser Planetenbewegung erkennt. Sie hat Goethes „Faust" geschrieben und Beethovens Symphonien, sie hat die „Venus von Milo" gemacht und das „Jüngste Gericht", sie hat als Christus die Menschenliebe gepredigt und den Armen und Beladenen verkündet, daß in der Welt des Höhen-Menschen nicht mehr gelten soll „Auge um Auge, Zahn um Zahn", sondern daß die Liebe siebenmal siebenmal alle Schuld vergeben soll.

Das sieht recht trivial aus, wenn man es so sagt, und doch scheitert noch bei der Masse der Menschen heute die große und befreiende Auffassung von der Natur gerade daran, daß sie das Menschliche doch immer wieder auslassen bei dem Wort. Giebst du es resolut hinein, so kannst du auch nicht umhin, es schon in den Grund der Dinge zu legen. Alles, was als Geist, Bewußtsein, Ethik, Nächstenliebe, was als Kunst, als Rhythmus, als Schönheit oben herausgekommen ist, muß tief unten schon in ihr als Ureigenschaft grundsätzlich angelegt gewesen sein. Es lag im Schoße ihrer Eigenschaften, ihres „Naturgesetzten". Darum konnte es als einfaches Produkt der sogenannten Naturgesetze „mechanisch" entstehen, ohne besondere Eingriffe von oben, ohne daß noch einmal ein besonderes metaphysisches Zielpferdchen im Pferde saß. Es konnte entstehen als einfach berechenbare Kausalfolge so, wie Goethes „Faust" wirklich auch als einfache Folge sich „mechanisch" berechnen ließe aus allen Faktoren von Goethes Persönlichkeit.

Hier höre ich nun abermals die Stimme des Weltzweiflers. Was hilft all dieses Blütentreiben der Natur? Goethe hat doch auch eines Tages sterben müssen. Und auch der Faust muß zuletzt wieder spurlos verschwinden. Eines Tages „verging wie Hauch" der Menschen Geschlecht. Die alte Erde, längst wieder tot und vereist, stürzt in die Sonne ab. Und

Digitized by Google

dann hat eben doch Mephisto recht: „Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen." Und um das zu erlangen als Schlußresultat, haben wir bei jeder Emporstufe so lange die gräßlichsten Wehen mit in Kauf nehmen müssen. Kein Weg noch so hoch empor mildert ja an sich je die unsagbare Ungerechtigkeit des Vergangenen und wenn er ins strahlendste Licht führte. Nun führt unser Weg aber ersichtlich nicht einmal ganz empor, sondern auch er endet gar bald, in einer kleinen Kette von Millionenjahresfolgen, wieder auch im Ganzen beim Nichts, beim Untergang. Oder wenn ja etwas folgt, so kommt das gleiche Rad wieder, die gleiche Welt ewig neu. Goethes Faust äonenlang immer neu, wird aber doch auch eine langweilige Perspektive. Zumal da der ganze Höllenschmerz, der die Entwickelung doch begleitet hat, wie du auch ehrlich zugiebst, ewig wieder mitkommt.

Aber nun vergegenwärtige dir, daß zunächst die rein sachlichen, naturwissenschaftlichen Ideen, die dem zu Grunde liegen sollen, sämtlich noch ganz problematisch sind. Wir wissen viel zu wenig vom Wesen des Lebens, um zu sagen, ob dieses Leben nicht bei genügender Zeit auch jene Zukunftsdinge (wie etwa Erkalten der Sonne) durch fortschreitende Anpassung überwinden könnte. Sehr gut kann der Mensch mit seiner Technik schon diese Anpassung sein. Was sind vor dieser Technik in Jahrmillionen vielleicht Begriffe wie „Kälte" oder auch wie „Planetenabstände"!

Es bleibt, daß wir positiv wenig über diese Dinge wissen. Aber negativ können wir erst recht nichts absprechendes davon behaupten. Vom indifferenten Nichts weiß gerade der Naturforscher nirgendwo etwas, also dahin kann auch kein Weltensturz gehen. Was die Naturforschung vielmehr lehrt, ist die Ewigkeit aller Wirkungen. Kein Hauch einer Luft, kein Schlag einer Welle kann in Wahrheit im All je vergehen: seine Wirkungskreise gehen ins Unendliche in alle Ewigkeit. Ewig ist nicht bloß die Summe der Weltenkraft, die so erhalten bleibt. Auch die Form aller Dinge, die einmal waren, bleibt

Digitized by Google

in alle Zeiten und Räume hinein erhalten in Gestalt bestimmter Wirkungswellenkreise, die auf ein bestimmtes, individualisiertes Zentrum, eine ursprüngliche Konstellation in alle Ewigkeit eingestellt bleiben. Es ist das die Thatsache, auf der Fechner seine großartige Unsterblichkeitslehre aufgebaut hat, die auf kein Titelchen vom naturwissenschaftlichen Material verzichtet.

Gerade von dieser Grundthatsache aus wird aber wieder jene Radtheorie mindestens so unwahrscheinlich wie möglich. Die auf alle Fälle nächstliegende Vermutung müßte sein, daß selbst aus dem Zusammensturz einer Welt eine andere stiege, die von Anfang an in sich doch die alten Wirkungen nicht völlig verleugnete, sondern in ihrer Urveranlagung eine Stufe, sei es auch nur gering, höher darstellte, die rascher zum alten Ziel und also in ihrer Spanne noch darüber hinaus käme. Gerade die Liebe ist das wunderbarste Beispiel, wie Generationen in den Staub sinken und andere aus ihnen entstehen, die fast gleich sind, aber doch nicht ganz gleich — und wie auf dieser kleinen Ungleichheit mit minimalem Plus die herrlichste Entwickelungslinie, die wir kennen, von der Urzelle zum Menschen, lückenlos heraufgekommen ist. Meinetwegen möchte die Welt im Ganzen auch solch eine Liebesleiter sein, fast Rad, aber doch stets mit einem kleinen Entwickelungsplus. Ewig würde auch so jeder von uns wiederkehren, aber nicht genau so zu sinnlosem Einerlei, sondern stets ein minimales Stückchen heraufgerückt, weil die ganze Phase der Welt um so viel herauf ist. Das lohnte sich immerhin und so wäre die Radtheorie optimistisch noch nicht die übelste.

Aber alle diese Zukunftskonturen verschwimmen naturgemäß sehr lose. Eigentlich beweisen läßt sich mit ihnen nirgendwo, also, wie gesagt, auch nicht kontra.

Der Pessimist sagt: all das frühere Elend wird auch durch noch so viel sonnige Zukunft nicht wett gemacht. Ich sage: wenn wir schon Zukunftsbehauptungen überhaupt einmal aufstellen wollen: weßhalb nicht?

Digitized by Google

In dem kleinen Stückchen Naturthat, das wir kennen, vom Nebelfleck zum Menschen, ist eine ganz deutliche Linie, die das alte staire Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn," das im Innern bloß das einfache Kausalitätsgesetz ist, gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen, aufzuheben sucht in das Höhere hinein: Liebe, vergieb, merze alle schlechten Dinge aus nicht wieder durch Schlechtes, sondern durch das Gute. Auf ihrer Ichthyosaurusstufe hat die Natur davon noch nichts gehabt. Auf ihrer Christusstufe hat sie es gepredigt. Warum soll sie es nicht in Äonen der Zukunft, mit Wesen, denen Sterne vielleicht nur Wegsteine sind, wirklich durchsetzen?

Und es ist richtig, daß dieses ewige Liebesgesetz nur ganz Genüge fände, wenn es auch rückwirkende Kraft erhielte in die Vergangenheit hinein. Aber soll diese Natur, die mit unsern kleinen Menschenaugen schon anfängt, in die Vergangenheit über Jahrmillionen fort zu blicken, Gestalten, Umrisse dort wieder zu erkennen, soll diese Natur nicht auf solchen Stufen Macht haben, sich selbst da unten wieder zu erwecken, sich rückwärts von Kreatur zu Kreatur noch einmal aufzurollen — und zu erlösen?

Wohlan, du hast von mir verlangt, daß ich in die Zukunft träume, — träume, hörst du? Aber ich wollte dir wenigstens beweisen, daß ich das auch optimistisch kann, wenn du dich vermißt, als Pessimist bis ins graue Weltende hineinzuphantasieren.

Es ist nichts wahrlich in der Naturforschung, das solchen Möglichkeiten widerspräche, — Idealerfüllungen, die sich in einer unbegrenzten Entwickelungslinie genau so gut einstellen könnten, wie sich schon in den paar Jahrtausenden menschlichen Heraufgangs kleine Ideale in Masse erfüllt haben.

Setze hinter den einfachen Gedanken der Liebe zum Nächsten, der nach so viel Sonnen, Urzellen, Ichthyosauriern plötzlich bei ein paar Menschen da ist als innerste Stimme der Natur, setze dahinter die Äonen der Zukunft, in denen die Naturkraft nie stirbt, sondern nur höher und höher die Dinge gipfelt, die

Digitized by Google

Äonen des Naturforschers, der das Licht eines Sternes durch den uferlosen Raum rinnen läßt, Billionen und Trillionen Jahre lang, — und dich umschauert das alte Wort in neuer Prägung: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Auch sie wandert wie jenes Sternenlicht, in jenem „Nimmer“ erobert sie die Raumtiefe wie die Zeitenfernen, rechts und links, vorwärts und rückwärts. Der Pessimist sagt: alles ist aus. Ich sage mit dem gleichen Recht: alles ist Liebe.

In solchen Gedankengängen endlich versöhnt sich das Bild des Waldschratts, mit dem die wilde Sinnenliebe aus der Tierheit bricht, mit der keuschen Liebesmutter in ihrer Lotosblume und mit der Lichtgestalt, die als Liebeskönigin hehr vergeistigt über den Wolken schwebt.

Es ist die Wallfahrt eines Ideals, dieser ungeheure Roman des Liebeslebens in der Natur, mit all seinem Wahnsinn, seinen Schmerzen, seinen Brutalitäten.

Und in diesem höchsten Sinne tönt aus all seinen Melodien das eine größte Wort, das mehr ist als Liebe — das Schöpferwort, das Welten gebaut hat und aus Welten bessere Welten baut, das Triumphwort aller Erfüllung und das stille Resignationswort zugleich aller zeitlichen Beschränkung im engen Kämmerlein:

Sehnsucht

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

Digitized by Google

Wilhelm Bölsche, Die neuen Gebote. Ein Traum
Flugblatt in zweifarbigem Druck, 39×57 cm, mit Umrahmung von Walter Tiemann. Preis 10 Pfg.

Wilhelm Bölsche, Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart. 2. Auflage. Mit Buchschmuck von Julius Diez. 2 Bde. Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 8.—

Deutsche Rundschau: „Es ist mir eine Freude gewesen, in der Praxis des Schaffens der neuen wie der alten Schlagwörter vergessen zu dürfen," schreibt der Verfasser am Schlusse seiner Vorrede, und uns macht es Freude, einen bedeutenden Roman vors Auge zu bekommen, der nach keiner „Schule" riecht. Mit starker Phantasie ist ein buntes Stück Leben und Welt beschaut, und das bleibt doch wohl die Hauptsache, so lange es noch Kunst und Dichtung giebt auf diesem vielseckigen Ball; wir grüßen Bölsche als einen echten Poeten.

Wilhelm Bölsche, Vom Bazillus zum Affenmenschen
2. Auflage. Mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Preis brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Inhalt: Bazillus-Gedanken — Wenn der Komet kommt! — Vom klassischen Boden des Ichthyosaurus — Das Geheimnis des Südpols — Aus dem Schicksalsbuch der Tierwelt in den Polarländern — Die Urgeschichte des Magens — Ein lebendes Tier aus der Urwelt — Der Affenmensch von Java — Vom dicken Vogt — Das Märchen des Mars.

Wilhelm Bölsche, Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Mit Buchschmuck von John Jack Brieslander. Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—

Inhalt: Dem neunzehnten Jahrhundert — Ein Wort zu Novalis — Heine im Abendrot seines Jahrhunderts — Die Gebrüder Hart — Altes und Neues über Gerhart Hauptmann — An der Mumie von Georg Ebers — Herman Grimm und die Errettung Homers vor den Schulmeistern — März-Träumerei — Kunst und Natur — Die Ebner-Eschenbach — Freie Universitäten — Fechner.

Berner Bund: Das ganze Buch, auch stilistisch schön, ist geistvoll, lebendig und anregend geschrieben; es ladet zum Nachdenken ein, zu einer Art von heiterem, getrosten Nachdenken. „Die Welt ist ja gar nicht so schlimm; es kann ja alles noch gut werden."

Wilhelm Bölsche, Das Liebesleben in der Natur
I. II. III. Folge. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe. Mit Buchschmuck von W. Müller-Schoenefeld. Preis brosch. à M. 5.—, geb. à M. 6.—

Weserzeitung: Jean Paul hat etwas von seiner Melodie auf diesen Schriftsteller und Dichter vererbt, der so phantasievoll, so zutraulich mit seinen Lesern redet, ohne daß seine Sprache doch jemals albern klänge.

Digitized by Google

Mathieu Schwann. Liebe. Allem starken Leben Preis und Gruß.

Mit Buchschmuck von Fritz Schumacher. Preis brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Med. Chir. Centralblatt: Ein Buch der Warmherzigkeit, und heißer Lebensfreude voll. Es geht dem Leser in stillen Stunden nach, verwächst langsam mit ihm. Es ist das Werk eines Mannes und eines grundgütigen Menschen. Der Gelehrte, der Philosoph, der Dichter haben es gleicher Teile ausgebaut, und doch ist es schlicht geblieben. So mögen sie in der humanistischen Zeit des 18. Jahrhunderts gedacht haben, die großen Denker unserer Nation, als sie noch in der Kleinstadt gehaust, in der halb ländlichen Kleinstadt, der Scholle verbunden, aus der sie die goldenen Fäden ihrer Ewigkeitsträume gruben. Erdduft quillt aus dem Buche und der warme Hauch der Gesundheit. So aller Künsteleien bar und jedes Raffinements, daß man das Zeitalter der „Reizsamkeit" weit hinter sich glaubt. Und vor sich eine neue Jugend. Ob es gleich kein Propagandabuch ist und nur feineren Sinnen seine Gnaden spendet . . . „Dem starken Leben Preis und Gruß" ist sein Motto und die „Liebe", die es meint, nicht duckmäuserisch. Sondern es rollt das Leben auf, wie wir es kennen, und wendet es um gleich einem kostbaren Teppich, der lange verstäubt unter halbvergessenen Antiquitäten gelegen. Und wir werden gewahr, daß wir bisher nur die Reverseite gekannt — mit halb gerissenen Fäden und dichten Strähnen, darein sich der Staub vieler Jahrzehnte gelegt. Bis sich die Bildseite ausweist — glühender Farben voll und von eitel Gold umstarrt. Darauf abgemalt ein Frühling, wie wir keinen noch geschaut seit den Tagen der ersten, licht-influenzierten, licht-faszinierten, licht-berauschten Kinderzeit: mit einer heißeren Sonne, als die Erwachsenen, die Klugen sie kennen, und mit blutigeren Rosen, als sie je an Frauenbrust veratmeten. Das ist das Paradies, darin die unverbrauchten Menschen wohnen. Die Liebe ist der Schlüssel zu seinen Pforten, und Jugend und Alter haben gleiches Recht zum Eintritt. Das Buch gliedert sich in kurze, von einander unabhängige Kapitel: Betrachtungen, Erzählungen, Gleichnisse füllen sie aus. Es ist die Form von Maeterlincks „Weisheit und Schicksal". Es ist wenig von der schwülen Erotik der Modernen darin zu finden und sehr viel von den gesunden Instinkten kräftiger, unkomplizierter Alltagsmenschen. . . . . .

Und nicht bloß die Geschlechtsliebe hat in diesem Buche ihren hohen Sänger gefunden, sondern alle die Bande, die Menschen verknüpfen und im ewig Fließenden ein Stetes aufzurichten vermögen: Alles, was zum Leben drängt, Alles, was da Leben schafft, Alles, was des Lebens genießt. Er preist die Kinder: hier blitzt der Schöpferdrang auf; die Greise: dort naht er sich dem Erlöschen. „Denn Alter und Jugend stehen jenen Wendezonen am nächsten, in denen die Unfruchtbarkeit herrscht.... Wo Du die Selbstsucht im Alter entdeckst, sicher kannst Du sein: Der Mensch hat sein Leben versäumt. Ein Greuel ist mir dieser Anblick. Und wo Du das Weh der Entsagung von jugendlichem Antlitz dämmern siehst, wo du sie findest, bevor das Alter den Menschen schmerzlos zur Entsagung führte, sicher kannst Du sein: Ein Menschenleben ward da verdorben von Anfang an." Ich müßte das ganze Buch ausschreiben, um einen annähernden Begriff von seinem Zauber zu geben. Es ist ein Bund von Kraft und Durchgeistigung, dergleichen allzeit seinen Seltenheitswert haben wird. Es ist nur eine Saite, darauf ein Meister spielt; aber sein Spiel ist aller Wunder voll. Das Nachwort meldet, daß das Werk am Todestage von Schwanns 90jährigem Vater vollendet ward: Nun denn, am Bette eines Sterbenden geschaffen, bejaht es das Leben. Besseres weiß ich zu seinem Lobe nicht zu sagen.

Dr. Oswald Kern.

Digitized by Google

Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig

Religiöse Kultur

Eine religiöse Kultur ist weniger abhängig von der Vorstellung von einem **Jenseitsleben**, denn seit den Tagen des Kopernikus ist der für uns sonst unfaßbare Himmel in ein wohlgefügtes Planetensystem verwandelt, als will sie vielmehr den Zweck der Erde zur Ausführung bringen, der das **Diesseits** in immer feinerer Individualisierung zu einem vom Geist beherrschten Reiche entwickelt. Rein gedankliche Spekulationen über Gott, Unsterblichkeit, Sünde, Gebet und sonstige kirchliche Lehren treten als unwesentlich zurück vor dem religiösen Leben, das die Gesetze des Kosmos und alles organischen Wachsens erfüllt und daher nur an seinen Früchten, und nicht an den Werken des Mundes erkannt werden kann. Dem Weltengesetz des Rhythmus entspricht es, daß die moderne religiöse Bewegung weder an biblischem Christentum noch an einer rationalistischen Kritik desselben anknüpft, sondern an dem Pantheismus unserer alten Mystiker, der die Welt gleichsam als den sichtbaren Ausdruck Gottes empfindet. Über die historische Aufgabe der christlichen Lehre hinaus, die Tierinstinkte des Menschen zu brechen und sie uns im Gewissen zu sittlichen Normen zu verwandeln, erwächst uns jetzt an der Hand der Naturerkenntnis des 19. Jahrhunderts aus religiösem Leben eine weitere Individualisierung, nämlich ein rhythmisch organisches Leben, ein schöpferisch fruchtbares Zusammenwirken der beiden Pole: körperliches Leben = Instinkt und gedankliches Leben = Vernunft zur Erzeugung einer Kraft, für welche die Namen „Persönlichkeit" oder „Seele" bereits einen sprachlichen Ausdruck geben. Der schöpferische Mensch, der das Tier überwunden hat, ist das Ziel der Erde und der vollkommene Ausdruck aller göttlichen Kräfte. Er gelangt damit zu der Einheit seines ganzen Wesens. Nachfolgend angezeigte Bücher wollen religiöse Kultur in dieser Auffassung in weitere Kreise tragen.

Arthur Bonus, Religion als Schöpfung. Erwägungen über die religiöse Krisis. brosch. Mk. 1.50.

Fritz Bredow, Offener Brief an die Mecklenburgische Landeskirche. brosch. Mk. 0.60.

H. Dreßler, Methoden und Probleme der geistigen Heilbehandlung. brosch. Mk. 2.—.

Meister Eckehart, Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben von Herman Büttner. I. Bd. brosch. Mk. 4.—, geb. Mk.5.—.

Ch. Ferguson, Diesseits-Religion. Eine Denkschrift über die Prinzipien der Moderne. ca. Mk. 3.—

A. Kalthoff, Das Christusproblem. Grundlinien zu einer Sozialtheologie. brosch. Mk. 2.—.

H. Meyer-Benfey, Moderne Religion. Schleiermacher. Maeterlinck. brosch. Mk 3.—.

Eugen Heinrich Schmitt, Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Eugen Heinrich Schmitt, Die Gnosis. Grundlagen der Weltanschauung einer edleren Kultur Bd. I. Die Gnosis des Altertums. brosch. Mk. 12.—, geb. Mk. 14.—.

Leopold Ziegler, Das Wesen der Kultur. ca. Mk. 4.—. In Vorbereitung.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

JUL 3 0 2002
JAN 3 1 2002